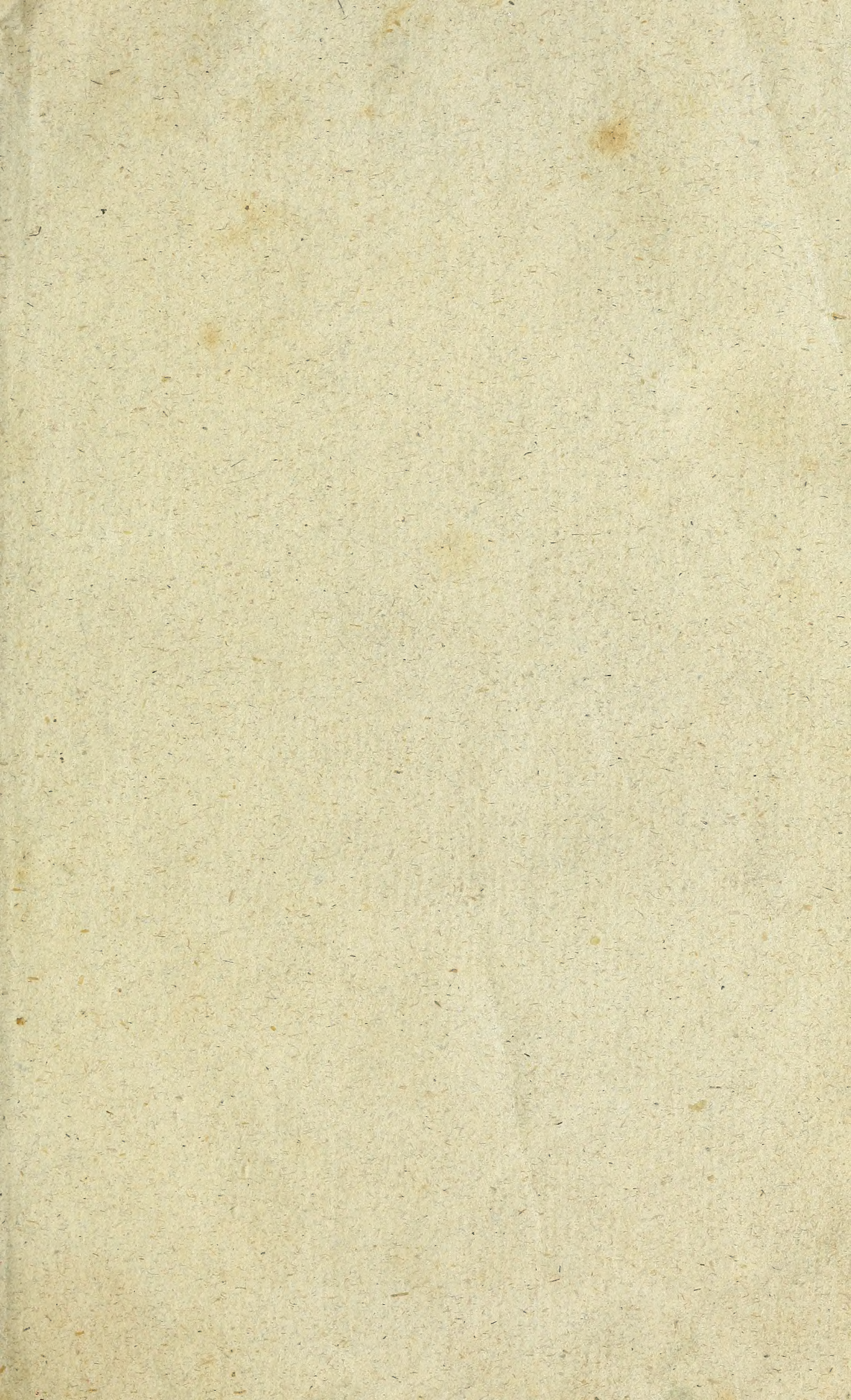












Merkwürdige Brücken in Süd-Amerika 1.2.3.
Sonderbare Mondsbögen an dem Cordilleren 4.

Bildergeographie.

Eine Darstellung

aller Länder und Völker

der Erde.

Dritter Band.

Amerika und Australien.

Mit 19 Kupfern und zwey Karten.

Leipzig, 1813.

Bey Gerhard Fleischer dem Jüngern.

Amerika.

Inhaltsverzeichniß.

)(

Zweite Abtheilung.

Südamerika.

Dritte Abtheilung.

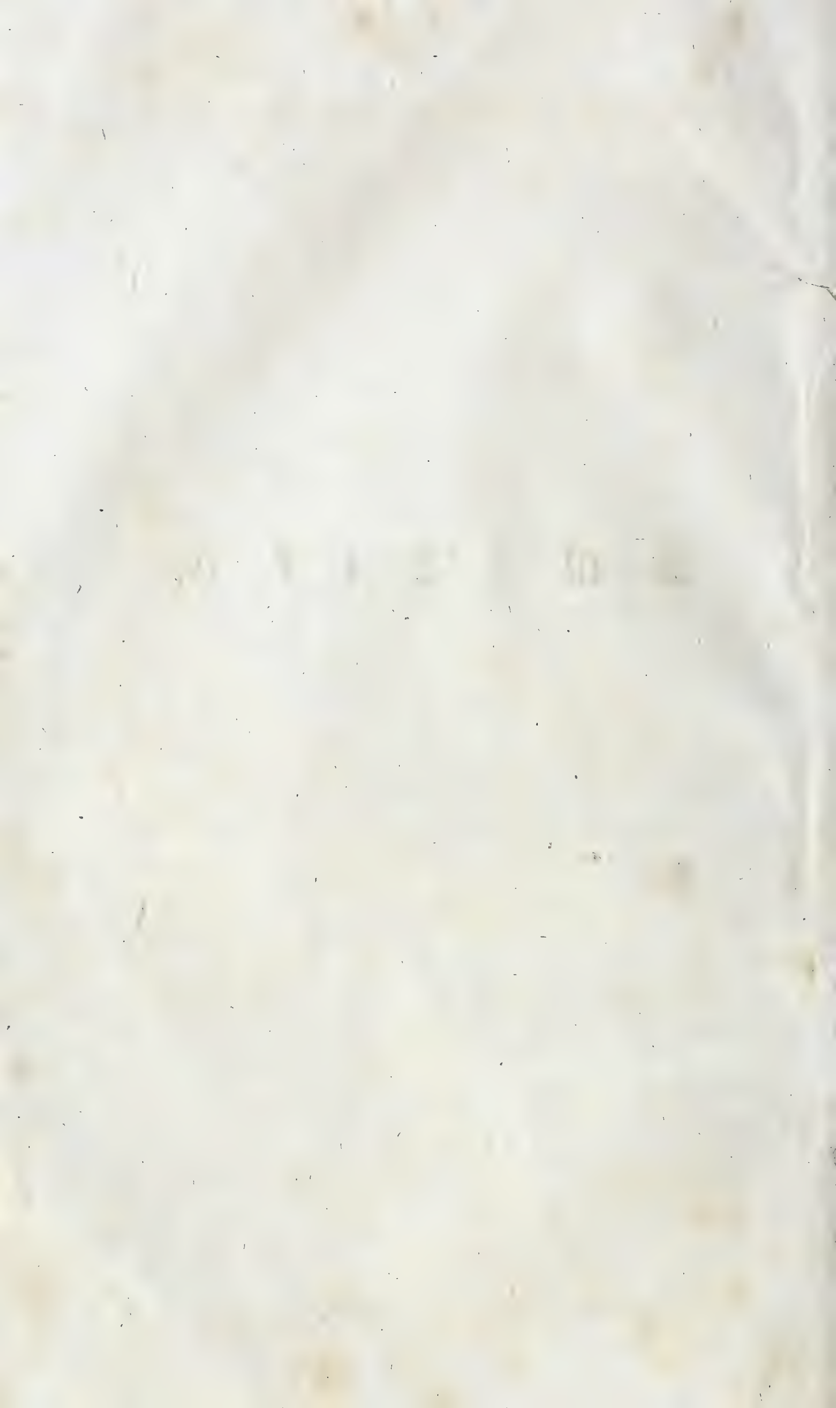
Australien.

Verbesserungen.

S. 10. Z. 8. statt Stromes lies: Sommers.
= 11. = 6. von unten st. Erde l. Ende.
= 39. = 10. = — st. Zahn l. Zehen.
= 44. = 15. = — muß nach „vorhanden sind“ eingeschaltet werden: (denn so hoch gehen die höchsten Angaben s. jedoch S. 19).
= 92. = 10. st. oder l. der.
= 101. = 2. von unten st. schwefelhaft l. schwefelhaltige.
= 120. = 9. = — muß nach „stehen bleibt“ eingeschaltet werden: der Hauptbaare, ja.
= 355. = 7. st. noch unterjochten l. ununterjochten.



A m e r i k a.



Amerika.

Einleitung.

Viel unbekannter eben so sehr, als viel größer, denn die Theile der alten Welt, ist dieser Erdtheil, dessen allbekannte Entdeckung die Gestalt Europa's vielfältig geändert, und einen mächtigen Einfluß auf die Verfassungen der Staaten, auf die Verhältnisse der Reiche, und schon allein dadurch auf den Stand aller Dinge gehabt hat, daß er außer Brasiliens Steinen, ungeheure Massen Gold und Silber, nach dem an diesen Metallen so armen Europa lieferte, und dadurch den Luxus mit allen seinen Uebeln steigerte; — Uebel, die dadurch ein wenig gemildert wurden, daß er uns außer einer ungeheuren Menge von Fischen, die mehlreiche Kartoffel und den eigentlichen, Europas Boden angemessenen, Mais sandte *) — gleichsam die Armuth, die immer neben dem Luxus ihre Wohnsitze hat, gegen das Verhungern zu schützen. — Unter den übrigen Naturerzeugnissen, die es uns zusandte, können wir den betäubenden, völlig nutzlosen Taback, wenigstens nicht als Wohlthat betrachten. Als solche aber müssen wir die Quassia, die Chinarinde, das Gujakharz, die Serpentarie und Sassaparille, und manches andere Erzeugniß ansehen, welches der Gesundheit so diensam ist.

*) Es gab schon Mais in der alten Welt.

In zwei großen, durch eine zum Theil sehr schmale Landzunge verbundenen Halbinseln, erstreckt sich dieses gewaltige Continent in einer Länge von nahe 2000 deutschen Meilen, und soll einen Flächenraum von 600,000, ja gar von 675,000 Q. Meilen, mit 24, oder (aber weit unwahrscheinlicher) gar mit 125 Millonen Einwohner begreifen. Die Behrings- oder Cooksstraße trennt es im Norden von Asien, und im Süden gibt die Magelhaens Straße, eine Durchfahrt nach den Inseln der Südsee.

Ganz anders verhält sich die Natur in dieser neuen Welt, als in der alten. Alles ist hier, unter gleicher geographischer Breite, ganz anders, als dort, und namentlich alles viel kälter. Hier wehen nicht die glühenden Winde, die Vegetation und Leben ersticken; hier sind die ungeheuren brennenden Sandwüsten nicht, (sondern statt derselben Moore und Sümpfe) denn die Sandstrecken Guianas sind nicht nur die einzigen in Amerika, sondern auch viel kleiner, als die der alten Welt; ja, wie man an den in diesem Sande häufig sich aufhaltenden Kaimans sieht, müssen dieselben auch wohl noch zu Zeiten reichliche Feuchtigkeit enthalten.

Eben dieser Ueberschuß von Feuchtigkeit ist ohne Zweifel der Grund, wenn auch nicht gerade der einzige Grund, dieser völlig veränderten Verhältnisse. Wie reich und mächtig sind Amerikas Ströme! Der Maranhon, oder Amazonenfluß, der größeste auf Erden; der Silberfluß, oder Rio de la Plata, der Missisippi, der Lorenzfluß, haben ihres Gleichen in der alten Welt nicht! Und seine Seen? In welchen Zahlen und von welchem Umfange sind sie, namentlich im nördlichen Theile vorhanden! — Und seine Regengüsse währen in einigen Strichen, und namentlich links und rechts des Maranhon, zehn Monate, wo sie sich in Strömen herabstürzen, die noch einmal so viel Wasser geben, als die Regen der alten Welt, die unter gleichen Parallelen fallen, und große Ländergebiete überschwemmen.

Um dieser Wasserfülle willen, vermuthet man, Amerika sey der jüngste aus dem Wasser geborne Erdtheil, eine Vermuthung, die, wie trüglich sie auch seyn kann, dennoch viel für sich hat.

Ist das Klima hier so ganz anders, so werden es auch die Erzeugnisse seyn, und in der That sind sie es auch. Außer den zum Theil sehr großen eßbaren Krabben, sind ungeheure Schlangen und Kaimans, beide in unglaublicher Anzahl, nebst andern widrigen Thieren, (Eidechsen und Fröschen von ungewöhnlicher Größe u. s. w.) die Bewohner der Gewässer und Sümpfe. Undurchdringliche ewige Wälder ziehen sich überall hin, wiewohl sie, seit der Anbau der Länder sich vermehrt, bei weitem so fürchterlich groß und dicht nicht mehr sind, als bei der Entdekkung dieses Erdtheils sie sich dem staunenden Auge zeigten, wo von Canada bis Florida, ein einziges Waldgebiet von mehr als 300 deutschen Meilen Länge sich hinzog, indem es zugleich mancher Orten von dem atlantischen Meere bis zum Missisippi sich ausbreitete.

In der durch die Gewässer verminderten Wärme finden wir denn auch hier nicht die edlern Erzeugnisse der alten Welt, selbst nicht einmal die Kokospalme, (wiewohl mehrere Palmenarten vorhanden waren) noch weniger die Gewürzbäume der Molucken und Ceylons Zimmt, wiewohl einige ähnliche Bäume vorhanden sind, die aber das Gewürzige in weit schwächerm Maße enthalten. Die Südfrüchte Europas mußten erst, nebst mehrern andern unserer Obstarten, hieher verpflanzt werden, haben sich aber sehr vorzüglich vermehrt. Dahingegen will es mit dem Weinstock, der doch am Cap und in Madera so herrlich ist gediehen, noch jetzt nicht recht fort. (Wohl möglich, daß es weniger an der Unfähigkeit der Natur, als der Anbauer liege.)

Das ganze Thierreich, hat man behauptet, und nicht ohne Grund, sey hier schwächer und dürftiger. *)

*) Die Behauptungen verlaufen sich wohl etwas zu sehr aus der Bahn; denn selbst der mildere, dem zahmen Fleische ähnliche Ge=

Nicht die Elephanten, die Cameele, nicht das Rhinozeros, das Flußpferd, die Giraffe, selbst kein Thier aus dem Geschlecht der Pferde fand sich hier, und diese und unsere übrigen Hausthiere mußten erst hieher verpflanzt werden, wo sie denn, wenn auch anfangs sehr kümmerlich, doch mit der Zeit höchst unglaublich, und in einer solchen Menge sich vermehrt haben, daß Heerden von vielen tausend Stück weiden, und über meilengroße Länderstriche sich ausbreiten. Aber, behauptet man, diese Thiere sollen die Kraft und Ausdauer nicht haben, die sie in ihrem Mutterlande hatten; und es leidet wohl keinen Zweifel, daß dies wenigstens einiger Orten der Fall ist, zumal da alle Thiere der neuen Welt, gegen ihre Verwandten in der alten, so weit nachstehen. *) Der Kaiman Amerikas ist zwar in großen Heerden anzutreffen, aber was ist er gegen den mächtigen Krokodill des Nils, und was ist die größeste Schlange, die Boiguacu, oder Wasserschlange (oder Schlangenmutter), die sich mit kleinen Thieren behelfen muß, gegen die noch eins so große Riesenschlange, die den Tiger umstrickt, und ihm die Knochen zerbricht? Und was sind die reißenden im Gefühl ihrer Ohnmacht schüchternen Thiere Amerikas, der Jaguar (Cuguar), der Ozelot, und einige ähnliche vielleicht, die man in Reisenbeschreibungen unter den Namen Löwen und Tiger genannt findet, gegen ihre mächtigen Namensvettern in Asien?

Selbst die Affen Amerikas, die Sapajous und Sagoins u. s. w. sind größtentheils Schwächlinge, und meistens mit Wickelschwänzen versehen, gleichsam um ihnen die Kraft der Pfoten zu ersetzen (so wird es gedeutet!). — Die Armadillen, die Ameisenbäre, und die Faulthiere, größtentheils fast zahnlos, sind keine kraftvollen, kühnen und muthigen Thiere. — Und die Menschen? Hier gibt

schmack des Bärenfleisches, ist ein Beweis von der schwächern Natur dieses Erdtheils. — — Freilich! Man findet, was man sucht!

*) Doch sind in Chili die Pferde den Andalusischen an Trefflichkeit und Dauer nicht nachstehend, wo nicht vorzuziehen.

es keinen wahren Neger mit schwarzer Farbe und Wollenhaar, und größtentheils (?) sind die Völker sanft, d. i. kraftlos, doch möchte Amerikas Schwächlichkeit immer weit weniger auf die Menschen, denn auf die Thiere passen. Ob übrigens die hieher gebrachten Menschen von andern Nationen, mehr hier ausarten, als in andern Gegenden, lassen wir unentschieden. —

Die Vögel jedoch, die in einem höhern Elemente leben, geben den Verwandten der alten Welt an Größe und Federpracht nichts nach.

Aber größer und erhabener als nirgends auf der andern Erdhälfte, ziehen sich die Gebirge über Amerika mit ihren unermeßlichen Schätzen hin, von der wurmförmigen Landenge an, bis zur südlichsten Spitze, und auf der andern Seite, wiewohl weniger hoch und riesenhaft, bis an die äußersten Enden des Nordens.

Man hat verschiedene Benennungen, um die verschiedenen Mischungen der Nationen zu bezeichnen.

Die Mulatten sind Abkömmlinge von Europäern und Negerinnen, doch vatert es bei ihnen mehr, als es muttert, sowohl am Körper als Geiste. — Der Mulatte des 2ten Grades, d. i. der durch einen Europäer und eine Mulattin erzeugte, heißt Terceron, und noch ein Glied weiter, gibt es den Quarteron, welche beide höher geschätzt werden, als die eigentlichen Mulatten. — Die Vermischung der Neger oder Amerikaner mit Mulatten geben Sambas.

Mestizen entstehen, durch Zeugungen des Europäers mit dem eigentlichen Amerikaner; und man zählt auch hier, nach dem nämlichen Verhältniß, wie bei den Mulatten, bis zum Octavon hinab, und die sogenannten Castizen machen eins der ersten Glieder dieser Zeugungen und Zählungen. Der Name Creole bedeutet jeden im Lande von europäischen Eltern Erzeugten; ein Name, der selbst Thieren beigelegt wird.

Einleitung
zu
den Polargegenden.

Die nördlichste Welt bietet fast lauter furchtbare Scenen dar, und insonderheit große fast unübersehbare Eisfelder, deren Nähe auch im höchsten Sommer, meilenweit vorher schon der Grönlandsfahrer empfindet, und unglaublich große Eisstücke, die auch der unternehmensten Kühnheit das Vordringen unmöglich machen, und schon manchem Schiffe den Untergang gebracht haben. — Ein weißer heller Schimmer der sich an dem Horizont hinaufzieht, entdeckt dem Schiffer schon in der Entfernung die Nähe großer Eisfelder, — eine Erscheinung, die man das Blinken des Eises genannt hat.

Es ist mehr als wahrscheinlich, daß man in ältern Zeiten, weit höher nach Norden hinauf hat schiffen können, als in unsern Tagen. Der Grund davon liegt aber in dem Eise, das sich alljährlich vermehrt, und immer weiter nach Süden hinab treibt. Von großen zusammenhängenden Eisländern reißen sich mit erschrecklichem, unter dem Namen Eisbeben bekannten Krachen, Stücke los, die eine Quadratmeile enthalten, und durch Strömungen immer weiter nach Süden zu getrieben werden, und oft aufs neue zersplittern. Oft treibt auch der Wind die einzelnen Schollen in ungeheurer Menge zusammen, und so entstehen Eisberge, so werden ganze Buchten und Baien angefüllt, und so wird es begreiflich, warum Cook und Clerke 1778 durch das Eis gehindert wurden, durch die Behringsstraße

vorzudringen, und das Vorgebirge Czuzkensee zu umsegeln, welches den Russen in frühern Zeiten, von den Mündungen der Lena aus, mehrmals gelungen war.

Die östlichen Küsten Grönlands, werden mittelst des Treibeises, jährlich mit immer größeren Wällen umschanzt, und sind schon jetzt dadurch fast unzugänglich geworden, was sie sonst keinesweges waren. Einige dänische Seeleute fanden, daß der Eiswall an Grönlands Ostküste an sechs Meilen dicke war. —

Ganze Durchfahrten im Meere müssen, wie sich leicht einsehen lässet, durch das Eis verstopft werden. So ist die ehedem wahrscheinlich offene Durchfahrt vom westlichen Grönlande zum östlichen, jetzt durch ein ungeheures Eisfeld verstopft, dessen Glanz, wie Nordlichtsglanz, mehrere Meilen weit hinaus in das Meer strahlt, aber auch über fünf und dreißig deutsche Meilen hält. Es findet sich in demselben ein Eisgewölbe — Eisbrücke, von mehr als vier deutsche Meilen Länge, bei der Breite von einer Meile, und bey einer Höhe von 20 bis 60 Klafter *) — Von der Höhe dieser Brücke herab, sieht man überall nur Eisfelder, unter welchen häufig ein entsetzliches Krachen und Donnern hervorbricht, wie ein Kanonendonner, welchem dann ein furchtbares Geräusch, wie das Brausen eines großen Wasserfalls, nachfolgt. Aus diesem gewaltigen Eiskanal, der einst wahrscheinlich, die eigentliche freie Durchfahrt bildete, drängen sich mit dem Annähern des Sommers, große Eisblöcke hervor, die sich an das kaum 30 Meilen entfernte Island anlegen.

Von ganz anderer, und viel dichterer Bildung, sind die großen Eisblöcke, die man in den nördlichen Meeren überhaupt findet, und sich von jenem weißern und zerbrechlicheren Eise schon durch ihre blauen und grünlichen Farben unterscheiden. Von ihrer größern oder geringern Dichtigkeit hängt es ab, wie mehr oder minder tief sie ins Meer eingesenket sind. Eisblöcke von fünf und 600 Ellen Dicke,

*) oder von 120 bis 360 F.

sind nach Ellis Versicherung, stets in der Hudsonsbai vorhanden. Georg Forster will einmal 186 solcher Eisberge vom Mastkorbe aus gezählt haben, zwischen welchen sich große Eisinseln befanden. Man glaubte Gebirge, Thürme, Städte, Schlösser und Kirchen zu sehen. Es mag nicht selten seyn, daß solche Eisblöcke den Grund erreichen, wo sie alsdann fest wie Felsen stehen, und durch die Hitze des Stromes selbst, so heiß derselbe auch in den Polargegenden ist, keine sichtliche Veränderung erleiden. — In der Diskobai bei Grönland stehen schon seit vielen Jahren zwei derselben, unter dem Namen der holländischen Städte: Harlem und Amsterdam.

Nicht selten, wenigstens an Grönlands Küste nicht selten, treiben wie bereits erwähnt ist, Strömung oder Sturm, diese gewaltigen Eismassen an einander. Unter krachendem Donner zerbrechen die großen Eisfelsen, und zermalmen alles, was sich zwischen ihnen befindet, den Wallfisch sowohl, wie das Treibholz, das sich bekanntlich in diesen Gegenden findet, und ihnen so wohlthätig ist. Es wird so heftig an einander gerieben, daß es in hellen Flammen mit Rauch und Dampf auflodert. Daher ist die Fabel ohne Zweifel entstanden, daß das von Alter trocken gewordene Eis brenne. — Von den Küsten werden beträchtliche Felsenstücke, und zuweilen sogar kleine Inseln fortgerissen.

Wo solche Eismassen sich ansetzen, bringen sie eine gräßliche Kälte und also für die lebendigen Bewohner Hunger und Elend. Doch führt auch das Treibeis den armen Bewohnern dieser nördlichsten Küsten, Wallfische (diesen Götterbissen) Seehunde, Seebäre, und mancherlei Seefische zu.

Das Treibholz, dessen so eben gedacht, ist eine andere sehr merkwürdige und nicht sattsam erklärte Erscheinung, dieser hohen polarischen Gegenden. Es ist nicht von einerlei Art, sondern besteht aus Fernambuck, oder Brasilienholz (oder doch sehr ähnlichen Holzarten), aus großen Birken, Edel und rothen Tannen (Föhren) und mancherlei andern Holzarten. Wahrscheinlich ist es durch der Ströme

und Ueberschwemmungen Macht an Amerikas und wohl selbst Asiens Küsten losgerissen, und durch Meeresströmungen, diesen holzdürftigen Ländern, in reichlicher Menge zugeführt, deren Einwohner ohne dasselbe nicht bestehen könnten.

Der traurige lange Winter dieser Gegenden ist über alle Beschreibung. Nie kommt die Sonne in dieser Jahrszeit über den Horizont herauf, wiewohl der Winter um etwas dadurch verkürzt wird, daß durch die Brechung der Lichtstrahlen, die Sonne schon einige Wochen lang vorher sichtbar wird, ehe sie wirklich über den Horizont hinauf ist, und wieder eben so lange sichtbar bleibt, wenn sie schon unter demselben hinunter ist. Bei heiterer Luft geben Mond und Sterne einen so hellen Schein, daß man ohne Licht arbeiten kann, und in den allerkürzesten Tagen bleibt der Mond immer über dem Horizont.

Sehr viel tragen die Nordlichter zur Erleichterung des Winters bei, durch welche die sonst ewige Nacht, fast in hellen Tag verwandelt wird. Kerguelen las dabei einen Brief eben so wohl, als wenn es Mittag gewesen wäre. — Eine leichte Wolke, sagt er, nahm zuerst bogenförmig die Hälfte des Firmaments ein. Eilf senkrechte Lichtseulen, wechselweise roth und weiß, gingen aus der Wolke bis an den Horizont hinab. — Um Mitternacht verwandelte sich der obere Theil dieser Seulen in feuerfarbige Garben, und aus der Mitte derselben schossen, Raketen gleich, Pfeile hervor. Nach Mitternacht wurden wundersame geordnete Seulen daraus, die ein glänzendes Gemisch von Pyramiden, Kegeln, Strahlen, Garben und Feuerkugeln bildeten. Allgemach erlosch dieses Feuer, die Nacht jedoch blieb helle bis zu Erde. — Selbst die Sterne sollen durch dieses Himmelslicht in ihrem Glanz erhöhet werden, und durch die wallenden wogenden Strahlen desselben, mit größerem Funkeln hindurch scheinen — ja oft soll es seyn, als stehe der ganze Himmel im Feuer. Ein Geräusch begleitet, nach unverwerflichen Zeugnissen, diese

Lichter. Hearne, der es an der Hudsonsbai hörte, sagte, es sey ein Knistern und Rasseln gewesen, wie von einer Fahne, die der Wind hin und her bewegt. In andern Gegenden hat man dabey ein heftiges Zischen, Platzen und Rollen, und das wiederholte Knallen des größesten Feuerwerks gehört, so daß sich selbst Jagdhunde vor Furcht auf die Erde niederlegten und nicht fortzubringen waren.

Für die lange Winternacht ist den Polarländern ein Ersatz gegeben, in dem langen Tage, der den Sommer ausmacht. Ueber den 64ten Grad nördlicher Breite, geht schon im Mai die Sonne nicht mehr unter, und Hearne konnte um Mitternacht eben so gut, wie am Tage, auf die Jagd gehen.

Die Wirkung der Sonnenstrahlen war im Junius noch sehr schwach, im Julius aber, wo der starre Frost des Bodens einmal aufgelöst ist, wird dieselbe sehr stark. Die Pflanzen keimen und reifen in kurzer Zeit; die Hitze wird so arg, daß das Pech an den Schiffen anfängt flüssig zu werden. Den zehnten Julius, sagt Hearne, welcher damals unter dem 68ten Grad der Breite war, seyen noch alle Flüsse mit Eis bedeckt gewesen, so daß man darüber fuhr; aber so bald der Schnee aufgethauet war, wurde es unerträglich heiß.

Merkwürdig ist die Mitternachtssonne in diesen Polargegenden dadurch, daß sie glanzlos wie der Mond ist, und ebenfalls wie dieser mit bloßen Augen kann betrachtet werden. (So fand auch Robertson, bei seiner im Sommer 1803 gehaltenen Luftfahrt, die Sonne mehr dem Monde im Glanze ähnlich, als er erst zu einer gewissen Höhe gekommen war.) Mit dem kommenden Sommer und Winter giebt es, (etwa wie bei uns in manchen Wintern) so dicke Nebel, daß man aus dem hellesten Licht, in die dichteste Finsterniß versetzet wird, und es fast unmöglich ist, von einem Ende eines Schiffes bis zu dem andern zu sehen.

Merkwürdig ist es auch, daß der untergehenden Sonne sehr öfters ein Lichtkegel nachzieht, der dem Zodiakallicht gleicht, und daß die Brechung der Lichtstrahlen in dem dicken Dunstkreise häufig Nebensonnen hervorbringt, deren man oftmals sechse zählt.

Wie so furchtbar die Kälte dieser Gegend ist, darüber gibt es grausende Zeugnisse, selbst noch diesseits des 60sten nördlichen Breitengrades. Wenn auf dem Fort Churchill, am gleichnamigen Flusse, eine Thür oder Fenster, in dem von Robert Ellis errichteten Hause geöffnet ward, so wurden alle Dünste der Stube sogleich in Schneeflocken verwandelt, und fielen als solche nieder. — Die stärkste Heitzung konnte nicht die Betten vom Eise frei erhalten, und der Athem setzte sich als weißer Reif auf den Betten an.

Die Landseen waren, nach Middleton, 12 F. tief gefroren, und der Brandtewein selbst wollte in dem mächtig geheitzten Zimmer nicht flüssig bleiben — er gerann. — Die gewöhnliche Heitzung erwärmte nicht genug; man mußte glühende vier und zwanzigpfündige Kugeln in der langen Winternacht anwenden, und dennoch waren die Bettdecken mit Eis überzogen, und wo jemand aus dieser Wärme plötzlich hinausging, lösete sich die Oberhaut von Gesicht und Händen gleich ab.

Wie sehr die Kälte dieser starren Eiswelt zugenommen hat, beweisen die Nachrichten von Grönland, die wir zum Theil schon beigebracht haben. Es ist unleugbar, daß einst mehrere Theile von Grönland fruchtbarer waren, als jetzt. Man bauete Waitzen, da jetzt kein Gedanke daran ist, irgend eine Getraideart zu erbauen. Vor mehr als vier hundert Jahren bestanden die christlichen normännischen Colonien aus 300 Ortschaften, unter 17 Bißthümern. Mag man nun annehmen, es sey die Ostküste, die jetzt gar nicht mehr bewohnbar ist, oder die noch einigermaßen bewohnte Westküste, so gut angebaut gewesen, um die Einwohner so vieler Ortschaften zu erhalten, jetzt ist kein Ge-

danke mehr zu einem solchen Anbau, wie er damals gewesen seyn muß *), weder an der einen noch andern Küste.

Welche Erzeugnisse können solche traurige Gegenden bringen? — Die Natur, die gütig für Alle sorgt, hat sie doch nicht unbedacht gelassen. — Hier findet sich das ungeheuerste Thier des Meeres, der Wallfisch, in verschiedenen Arten, in seinem rechten Vaterlande, und gibt nicht nur den einheimischen Bewohnern manches Stück nährender und leckerer Kost, sondern auch den europäischen Seefahrern eine reiche Beute. Mehr noch dienen dem Leben die Robben mit ihren verschiedenen Arten, mit Haut, Sehnen und Fleisch; aber auch das Wallroß ist nicht unwichtig für Esquimaux und Grönländer. — Aber wichtiger als beide ist der Stockfisch, von welchem die Engländer auf ihren Fischereien sonst allein für 6 Millionen Thaler, die Franzosen für 4, und die Holländer und Amerikaner für 3 Millionen fingen. Mehrere Fischarten, mit deren Fang der Bewohner der Polargegenden sich besonders beschäftigt, geben hinlängliche Kost.

In dem höchsten Norden fehlt es freilich an vierfüssigen Thieren. — Nur der Eisbär, der auf Eisschollen an die Küsten getrieben wird, und der Fuchs, namentlich der Eisfuchs, finden sich noch. Aber weiter nach Süden hinunter gibt es den kunstreichen Biber, dessen Pelzwerk so hoch bezahlt, und dessen Fleisch selbst auch gar nicht verachtet wird, und die unter das Mäusegeschlecht gehörige Musquah oder Moschusratte, die ihre Wohnungen auf dem Eise und in Morästen erbauet, und deren Haare, wie Biberhaare geschätzt werden. — Schätzbarer ist das Fleisch des Moschusochsen für die nordamerikanischen Stämme, wiewohl der Geruch desselben allerdings stark moschusartig ist; und weit mehr nutzbar noch der

*) Ohne Zweifel hatte man auch Stammholz. In Island wenigstens, welches ebenfalls die Normänner bewohnten, findet man verschüttete Wälder, jetzt aber nur noch verkrüppeltes Gesträuch.

Bison, der oft 2000 Pfund schwer wiegt, und dessen Buckel besonders schmackhaft seyn soll. Die Haut kann zuweilen kaum von dem stärksten Menschen gehoben werden; die weichen Haare geben treffliche Wolle und die Hörner Gefäße, Pulverhörner u. s. w. Sie sollen an einigen Orten in solcher Menge vorhanden seyn, daß man zuweilen an 2000 Stück erlegt.

Hirsche sind, wiewohl nicht zu aller Zeit, und in allen Gegenden, in großer Menge vorhanden. Man kann zu ihnen das Elenthier mitrechnen, das sich da und dort eben so wohl findet, als das amerikanische Rennthier.

Je weiter nach Süden zu — wie wohl darum gar noch nicht südlich — vermehrt sich die Zahl der lebenerhaltenden Vierfüßler. — Genannt müssen werden die Bären, welche die Indier so gern jagen, da ihr Fleisch eine Fest- und Leckerspeise ist; und Wolverene, welches zwischen Bär und Dachs mitten inne zu stehen scheint, und dessen Fell der Haare wegen für Hutmacher sehr geschätzt ist. — Ein Fell gilt, wahrscheinlich der Seltenheit wegen, gegen zwei Biberfelle. — Sie sowohl, als der Rakoon (Rakuhn) Wasch- oder Schuppbär, der auch für den Pelzhandel so wichtig ist, gehören zu den Bärenarten. — Sonst brachte man viel Felle davon nach Europa.

Der Hund ist diesen nördlichen Gegenden sehr eigen, und wird, wie in Kamtschatka, zum Lastenziehen gebraucht. Er hat aber hier seine Stimme verloren und bellet nicht mehr sondern muchst und heult nur noch. — Außer dem bereits erwähnten Eisfuchs, finden sich mehrere Arten, selbst die sehr kostbaren blauen, und der Silberfuchs, am häufigsten aber sind der rothe und graue virginische, von welchen, wie von Wölfen, bedeutende Pelzwerke ausgeführt werden.

Wir erwähnen hier nicht mancherlei Arten von Vögeln, weil wir ohnedies ja die wichtigsten bebaueten Erzeugnisse, noch bei jedem Lande besonders angeben müssen, aber zu

dieser allgemeinen Ansicht gehört es noch, daß in den nördlichsten Gegenden einige Moosarten, ja selbst einige Arten Schilfrohr zur Erhaltung des Lebens beitragen, indem aus beiden ein nahrhaftes Mehl gewonnen wird, und die erstern auch zu einem gallertartigen Brei gekocht werden. Uebrigens hat die Natur diese Gegenden mit mehrern antiscorbutischen Kräutern, und namentlich mit dem heilsamen Löffelkraut, sehr reichlich versehen.

Wir gehen zur Beschreibung der einzelnen Länder über.

I.

Grönland und Spitzbergen

sind die einzigen uns bekannten Länder an der Baffinsbai — einem großen Meerbusen, der sich bis zu dem hohen uns ganz unbekannten Norden hinauf erstreckt. Man kennt blos einige Busen in derselben, als den mit überaus großen Wallfischen angefüllten Smitssound fast unter dem 78sten Grad nördl. Br., und den Jonessound. — Die Davisstraße läuft an der Westküste Grönlands hinauf.

Grönland

ist uns nur an der Westküste, von seinem südlichsten Vorgebirge, dem Cap Farewell an, einigermaßen bekannt. Ob es im höhern Norden, nach welchem zu es sich immer mehr und mehr ausbreitet, mit Nordamerika zusammenhange, oder aus lauter einzelnen Inselgruppen bestehe, ist nicht ausgemacht. Ersteres hält man für wahrscheinlich. Es ist begreiflich, daß, da es an dem größten Theil seiner Küsten mit Eiswällen verschanzt ist, im Innern aus Eisfeldern und Eisbergen bestehet, und über den 65ten Grad hinaus, fast nicht mehr bewohnbar ist, *) auch nicht näher untersucht werden konnte.

*) Denn obwohl sich die mährischen Brüder aus religiösem Eifer bis zum 72ten Grad, bis Cap Noogsac angesiedelt haben, so ist doch die Existenz derselben höchst traurig, und man darf überhaupt wohl annehmen, daß nicht Alles bewohnbar ist, was bewohnt wird.

So weit man absehen kann, besteht das Land aus höhern und niedern, mit Eis bedeckten, und unaufhörlich damit überzogenen sehr steilen Bergen und Felsen, von welchen jedoch schwerlich einer von außerordentlicher Höhe seyn mag, da nach allgemeiner Bemerkung die Berge um so niedriger werden, jemehr sie von dem Aequator sich nach den Polen zu entfernen. — Die Küsten sind durch tiefe, weit ins Land vordringende Meerbusen, oder Fiorden, eingeschnitten, und mit einer namenlosen Menge kleiner Inseln, und mit gefährlichen blinden Klippen besetzt. Die von den Spitzen der nahe liegenden Felsen herabstürzenden Eisglätscher verstopfen ganze Durchfahrten im Meere, und wenigstens ein großer Meerbusen ist jetzt mit einem Eisfelde ganz bedeckt. (s. vorher.) — Mehrere Arme des Meeres, durch welche Grönland von Westen nach Osten zerschnitten war, sind jetzt durch Eis ebenfalls ganz verdämmt. Noch gehen da und dort Strömungen unter dem festen Eise hervor, und treiben unter furchtbarem Getöse, schwere Schollen Treibeis weit in das Meer. — Eine Straße unter dem 68sten Breitengrade, die fast an 100 Meilen lang ist, ist völlig vom Eise verstopft.

In dieser Eiswelt muß ja alles Leben bereits erstarrt seyn, oder ist dem Erstarren nahe. Auf ganzen großen Flächen erblickt man keinen Baum, und kaum noch etwas Grün, und wie der Mensch hier klein ist, so verkrüppeln auch Thiere und Pflanzen. Fichten und Tannen finden sich gar nicht; einzelne Weiden kriechen dürftig, wie Heidekraut, auf dem Boden hin, und auch die Birken und die Erlen an den Bächen sind nicht viel höher. — Auch brachte ein Pflanzensammler hier nur 76 Pflanzenarten (die cryptogamischen nicht mitgerechnet) zusammen, da man in Island doch noch 300 Arten, außer 250 Cryptogamisten zählte. — Ein Glück, daß es hier unter den Moosen mehrere eßbare Arten gibt. — Daß aber die Natur hier wohlthätig gegen die dem Polarländer furchtbarste Krankheit, gegen den Scorbut, mehrere Arten Löffelkraut, in kaum glaublicher Menge, selbst im Lande, ja auf kahlen Felsen

wachsen läßt, ist zum Theil schon erwähnt. Alte einfallende Hütten sind ganz damit bedeckt, und es schießen aus einer einzigen Wurzel zwölf und mehrere Zweige hervor. Es wird häufig als Gemüse und als Sallat genossen, und ist von der kräftigsten Wirkung.

Der Insekten gibt es ebenfalls sehr wenig, und außer denen, die dem Wasser angehören, zählt man nicht mehr als 80 Arten, und unter diesen nur eine einzige Art Schmetterling.

Der Wasservögel sind zwar verhältnißmäßig sehr viele — namentlich der wilden Gänse und Eidergänse, aber von den Landvögeln rechnet man nur 13 Arten, unter welchen sogar noch, leider! Raubvögel, Falken und Adler, erwähnt werden.

Gleich kärglich ist die Zahl der Landthiere — Hunde, die von Muscheln und Moosbeeren leben, Füchse von mancherlei Art, weiße Haasen — und übrigens spricht man auch von kleinen, dem Rennthier ähnlichen Hirschen, oder vielleicht richtiger von hirschähnlichen, hier durch zu große Kälte verkrüppelten Rennthieren.

Die See ist reich an vielen und mancherlei Thieren, und gibt dem Grönländer die Hauptmittel zu seiner Erhaltung; besonders sind außer den früher genannten Robben und Kabliaus auch die Lachse zu erwähnen.

Seit 1721, wo Hans Egede mit etwa 40 Menschen an der Westküste landete, und mit unendlichen Mühseligkeiten mehrere Grönländer zum Christenthum brachte, haben sich hier, vorzüglich durch die unermüdliche und menschenfreundliche Theilnahme der Hernhuter mehrere Kolonien angesiedelt, von welchen Lichtenfels und Hernhut die wichtigern sind. Letztere hatte gegen 1770 über 500 christliche Grönländer, einen Betsaal, ein Proviantkaus, und trieb auch einige Schafzucht. — Friedrichkaab oder Friedrichshoffnung treibt Handel mit Robbenspeck und mit Fellen von diesen Thieren und von Füchsen.

Die Zahl sämtlicher Grönländer ist durch mehrfällige Blatternepidemie sehr verringert, und im Anfange des jetzigen Jahrhunderts konnte man nur noch 5600 Einge-

borne rechnen. Daß die Zahl der Europäer nicht beträchtlich seyn wird, braucht kaum gesagt zu werden.

Spitzbergen,

welches Andere nicht zu Amerika rechnen, begreift einige im Osten von Grönland, höher nach Norden hinauf gelegene Inseln, die mit ewigem Eis bedeckt sind, und daher auch keine Vegetation zulassen, wiewohl die Hitze des fünf Monat dauernden Sommers unbeschreiblich seyn soll. Nur einige Jäger und Fischer halten sich je zuweilen eine Zeitlang an den Küsten auf.

II.

Die Länder an der Hudsonsbai.

Dieser große Meerbusen wird zu 14000 Q. M. Flächeninhalt angenommen. Einige engländische Forts sind, des Pelzhandels wegen, an den Küsten desselben errichtet. — Der südlichere Theil des Busens heißt Jamesbai.

Wie wir vorher diese nördlichen Gegenden im Allgemeinen geschildert haben, so sind auch die an dieser Bai angrenzenden Länder beschaffen. Die Bai selbst hat einen Reichthum an Wallfischen, Seehunden und an mancherlei Fischen, aber das Land ist weit und breit rauh und unfruchtbar. Nur mit vieler Anstrengung bieten die Europäer dem kalten Klima Troß, und nur einzelne Trupps Indier streifen in den beeiseten öden Fluren um der Jagd willen umher.

Man führt 2 Länder auf, Labrador und Neu Wales.

1) Labrador,

oder Neubrittannien, an der Ostseite des Hudsonsbusens wird zu 20,000 Q. M. angegeben. Gegen Osten

ist es mit Inseln besetzt; die westlichen Grenzen sind unbekannt.

Es ist ein sehr rauhes, furchtbar gebirgiges ödes Land, dessen Sommer selten vor der Mitte des Julius beginnt, und dessen Winter schon im September wieder eintritt. Die Ostküste ist gegen das Frühjahr mit großen Eismassen besetzt, die die Schifffahrt sehr unsicher machen. Ob dieselben von Grönlands Küsten herabgetrieben werden, lassen wir ununtersucht.

An Flüssen und Quellen fehlt es hier eben so sehr, wie in den meisten andern, bis zum Eismeere und stillen Meer gelegenen Ländern, dahingegen Seen sehr häufig sind.

Bis zu dem 60sten Grade trifft man verkrüppelte Tannen und andere Nadelhölzer in den Thälern, aber die Berge und Felsen sind kahl. Ueber den 60sten Grad hinaus soll alle Vegetation aufhören, und dem armseligen Einwohner bleiben nichts als Wallfischribben, um sich eine Hütte zu errichten.

Man findet Bären, Wölfe und Luchse, den Dachs und den Fuchs, den Marder, das Stachelschwein und Haasen. Adler, Habichte und Eulen, und nur einige Waldhühner, aber viele Seevögel. — Wie viele Raubthiere gegen die übrigen wehrlosen Thierarten! — Selbst von den Insekten des Landes werden, außer Fliegen, keine erwähnt.

Außer den Esquimaux, die jetzt (denn sonst wohnten sie südlicher) die Seeküsten des nördlichen Theils bewohnen, spricht man noch von Bergbewohnern, die westwärts mehr im Innern des Landes ihre Heimath hätten, und von ihren Bergen herabkämen, um von Canadas Kaufleuten gegen Pelzwerk Brandtewein, Schießgewehr nebst Kraut und Lot und wollene Decken einzutauschen. — Sie sollen die geschwornen Feinde der Esquimaux seyn; die alten unvermögenden Leute ihrer eigenen Nation umbringen, indem sie, wie sie sagen, niemand unter sich dulden könnten, der nicht mehr seinen Unterhalt erwerben, und

auf den mühseligen Wanderungen mit den andern nicht fort kann. Der Sohn schlägt, als eine Art Liebesdienst, den Vater todt! Verschiedene Stämme Indier mögen hie und da an der Küste umherstreifen.

Außer einigen Ortschaften der Eingebornen haben die mährischen Brüder seit 36 Jahren zwei Missionen, und die Engländer einzele Faktoreien.

Die nahegelegenen Inseln sind für unsern Zweck des Erwähnens nicht werth.

2) Neu Wales,

an der Westküste der Hudsonsbai, ist bis auf die südlichern Gegenden eben so rauh und kalt, als Labrador. Weingeist wurde durch Kälte zu Oel verdickt; Bier zwölf Fuß tief in die Erde gegraben zersprengte die Fässer, weil es Eis wurde, und die Flüsse waren 8 Fuß dick gefroren. — Doch wird im Junius die Hitze sehr unerträglich, wiewohl nicht überall, denn einiger Orten sind die Gewässer auch im Sommer nicht ganz vom Eise frei.

Neuwales hat an seinen Küsten weit mehr Flüsse und Buchten, als Labrador, aber die Flüsse sind, besonders der felsigen Untiefen und der hohen Wasserfälle wegen, wenig zu beschiffen.

An Thieren, welche Pelzwerk liefern, das weit dikker, als anderswo, und daher sehr geschätzt ist — Bibern, Bären, Wölfen u. s. w., an Rehen, Rennthieren und Kaninchen, an Wasservögeln (Enten, Gänsen, Schwanen), an Fasanen, Rebhünern, soll das Land sehr reich seyn. — Seen und Buchten sind mit Wallfischen und Fischen gut versehen.

In den südlichern Gegenden kommen Erdbeeren, Heidelbeeren, Johannisbeeren u. s. w., Gras und Stammholz fort, und man findet Waldungen. Je weiter nördlich, desto mehr verkrüppelt Alles, oder verliert sich ganz.

Unter den Mineralien nennt man Eisen, Kupfer, Blei, Asbest, Marienglas, Bergkrystall und Labradorsteine, auch Steinkohlen und Schwefelkies.

Das sämtliche Land wird in einen nördlichen und südlichen Theil eingetheilt.

Die Ureinwohner sind Esquimaux. In dem südlichen Theile haben die Engländer, die sich als Besitzer des Landes betrachten, ihre Etablissements, die aber unter dem Gouvernement von Newfoundland stehen.

Unter andern Forts und Faktoreien, sind das Fort York und das Fort Churchill am Flusse gleiches Namens wohl die wichtigsten. — Von allen diesen Niederlassungen aus, treibt die Hudsonsbai Gesellschaft ihren beträchtlichen Handel mit Biber, Fischotter, Marder Katzen, Luchs, Bären, Wolf, Seehundsfellen u. s. w. die sie gegen mancherley europäische nützliche und Spiel- und Putzwaaren, eintauschen.

Die Einwohner.

Grönländer und Esquimaux.

Es sind diese Völker die letzten uns bekannten Bewohner der Erde nach dem äußersten Norden zu, die zugleich zu den kleinsten Menschen gehören, indem bekanntlich bei großer Kälte alles verkrüppelt, der Mensch eben sowohl, als Thiere und Pflanzen. Selten nur erreicht der Grönländer die Höhe von 5 Fuß, und die Frau gebiert höchstens alle zwei Jahre.

Der Grönländer ist sehr proportionirlich gewachsen, und die Schultern sind ziemlich breit, namentlich beim weiblichen Geschlecht, weil dieses von früher Jugend an zum Lasttragen gebraucht wird. Er ist zwar ziemlich gewandt, aber nicht stark, der Körper fleischig, und der Kopf groß, aber Hände und Füße sind klein. Die Augen sind klein und schwarz und ohne Feuer, die Wangen ausgestopft, der Mund klein und rund, die Unterlippe etwas dicker als die obere, und die wenig hervorstehende Nase ist von unbedeutender Größe. Die Farbe der Haute würde nicht so dunkelgrau seyn, und das Rothe mehr durchschimmern, wenn sie reinlicher wären, nicht so viel bei ihren

dampfenden Oellampen säßen, und sich fleißiger waschen wollten.

Die Kopfhaare sind von der höchsten Schwärze, und lang und stark die wenigen Barthaare aber rupfen sie aus, und leiden auch an keinem andern Theile ihres Körpers ein Haar, wo es auch sitze.

Ihrer Fleischigkeit und ihres Fettes wegen vertragen sie die Kälte sehr leicht, und in ihren Häusern sitzen sie bis auf die Beinkleider, ganz nackt. Cranz sagt, daß, wenn sie beim Gottesdienst versammelt sind, sie so viel Wärme ausdampfen, daß man sich bald den Schweiß abwischen müsse, und kaum Athem holen könne.

Wiewohl gesagt ist, daß sie klein und schwach sind, deshalb sie auch die Normänner Skraelinger (oder Knirpse) nannten, so sagt doch Cranz, daß sie in Arbeiten deren sie gewohnt wären, uns sehr überträfen, und mit Leichtigkeit bei hohem Wellenschlag ihren Kajak oder Kahn regieren, obwohl sie in drei Tagen, entweder gar nichts, oder höchstens nur etwas Seegras (Tang) gegessen haben. Und ein Weib trägt ein ganzes Rennthier zwei Meilen weit, oder einen Stein, oder eine Last Holz auf dem Rücken, dessen halbes Gewicht schon einem Europäer aufzuheben unmöglich fallen würde.

Ob es aber eine besondere, diesem Erdstriche angemessene Naturgabe ist, daß sie so treflich verdauen, möchten wir nicht gerne mit andern behaupten. Der Mensch gewöhnt sich an die Erzeugnisse jedes Klimas, und lernt alles Frische und selbst das in Fäulniß übergehende, essen.

Der Grönländer isset fast Alles, rohes Fleisch jedoch nur selten und wenig. Den Seehundsthran trinkt er freilich nicht immerdar Becherweise, wie man vorgegeben hat, aber das herabtröpfelnde Seehundsfett, saugt er begierig ein.

Die Beeren, Kräuter, Wurzeln und das Seegras reichen zur Erhaltung des Grönländers nicht hin, sondern er jagt sich Rennthiere, die aber sonst häufiger waren als gegenwärtig und fängt sich Seehunde, die nebst mancherlei Fischen und Seevögeln die vorzüglichsten Nahrungsmittel

für ihn sind. Ist ein Thier gefangen, so wird ein kleines Stück Speck, oder rohes Fleisch davon abgeschnitten und gegessen, und auch von dem noch warmen Blute etwas getrunken. Zieht eine Frau einen Seehund ab, so gibt sie jeder zusehenden Weibsperson ein paar Bissen Speck. — Kopf und Schenkel des Seehundes werden im Sommer unter dem Rasen, und im Winter ein ganzer Seehund unter dem Schnee verwahrt, und dieses halb durchfrorne, halb verfaulte Fleisch, ist ein Leckerbissen, der unter dem Namen Mikiak hoch geschätzt ist. Die Ribben des Seehundes werden an der Luft getrocknet und aufgehoben, und überhaupt von den größern Fischen, als Lachsen, Kabliaus u. s. w. breite Riemen ausgeschnitten, die man windtrocken verspeiset. Leckerbissen für Fremde sind Beeren mit Thran eingemacht. Kleine getrockenete Heringe dienen statt des täglichen Brodtes, zu welchen man ein Paar Bissen Speck ißt. — Das was in einem Rennthiermagen sich findet, ist ein köstlicher Bissen, von welchem man nur dem vertrautesten Freunde etwas zukommen lässet. — Frische, faule und halb ausgebrütete Eyer, Kräkebeeren und Angelika, in einen Sack von Seehundsfell geschüttet, und diesen mit Thran angefüllt, gibt für den Winter ein herrliches Gericht. An eine Hauptmalzeit ist nicht sehr zu denken; jeder ißt, wenn ihn hungert, doch, wenn der Mann glücklich zur See gewesen ist, und nach Hause kommt, so gibt es eine tüchtige Abendmahlzeit, an welcher auch die, die nicht im Fang glücklich gewesen, Antheil nehmen dürfen. Die Männer essen allein, aber da die Frauen alles zubereiten, fehlt es auch diesen nicht, und noch weniger den Kindern, denn der Mütter grösseste Freude ist es, diesen den Wanst so voll zu pfropfen, daß sie sich auf dem Boden herumwälzen müssen. — Das gewöhnliche Getränk ist Wasser, und sie sorgen, daß davon in ihren Hütten ein hinlänglicher Vorrath vorhanden sey. Sie tragen das Wasser in einem festgenäheten Seehundsfell zu, und werfen Schnee und Eis hinein, damit es frisch bleibe.

Es läßt sich denken, daß es bei ihnen mit der Reinlichkeit nicht besser aussehen werde, als bei andern rohen Völkern. Die Gefäße lecken die Hunde aus.

Das Gekochte wird in hölzerne Schüsseln gelegt und die Brühe getrunken, oder mit Löffeln von Holz oder Knochen ausgeschöpft. Fische und Vögel werden mit der Hand aus der Schüssel genommen, und mit den Fingern und Zähnen zerrissen. Größere Stücken Fleisch halten sie mit den Zähnen, und schneiden, fast wie die Kamtschadalen, vor dem Munde einen Bissen davon ab. Das, mit dem Messer vom Munde abgeschabte Fett, wird, eben sowohl wie das, was an den Fingern sitzen blieb, aufgeleckt; ja selbst den Schweiß streichen sie sich in den Mund. Auch die Läuse, mit welchen sie reichlich versehen sind, werfen sie nicht weg.

Wollen sie einen Europäer recht höflich bewirthen, so lecken sie erst das Stück Fleisch von dem Blute und aller Unreinigkeit rein, das sich im Kessel daran gesetzt hat. Wollte jemand ein solches Stück verweigern, so würden sie es sehr übel nehmen, und ihn für einen groben Menschen halten.

Sie haben die völlige Sorglosigkeit aller Wilden, und ist nur für heute genug da, so machen sie sich für den morgenden Tag keine Gedanken, wiewohl sie oft in den Fall kommen, Muscheln, Seegras, ja sogar alte Zeltfelle und Schuhsolen, die sie in Thran kochen, essen zu müssen.

Anfangs gewöhnten sie sich nur mit großer Mühe an die europäischen Gerichte, die sie aber nachmals größtentheils gern aßen; Schweinefleisch ausgenommen, welches sie sehr verabscheuen, weil sie gesehen haben, was dieses Thier alles frißt. Löffelkraut, das ihnen doch so wohlthätig seyn würde, essen sie nicht, weil es an Stellen wächst, wo viel Menschendünger sich gesammelt hat. Starkes Getränke nannten sie anfangs Tollwasser; nachher stellten sie sich aber oft krank, um einen Schluck Brantewein zu bekommen. Rauchtaback lieben sie zwar, sind aber zu arm ihn zu kaufen, dahingegen sie sich ihren Schnupftaback, an

den sie so stark gewöhnt sind, selbst aus getrockneten Blättern bereiten.

Ein reicher Grönländer gab seinen Freunden ein Mahl. Zuerst kamen getrocknete Heringe; dann ein gekochter Seehund, und sodann erst rohe und darauf gekochte Aliker (eine Art Seevogel). Ein Wallfischschwanz folgte nun als Hauptgericht, auf welches eigentlich eingeladen war; nach welchem getrockneter Lachs, und getrocknetes Rennthierfleisch aufgesetzt wurden. Als Nachessen und Dessert, kamen die schon erwähnten Kräkebeeren (ohne Zweifel mit unsern Heidel- oder Preißelbeeren verwandt) die mit dem Unrath aus dem Magen des Rennthiers, und mit Thran zu einer Art köstlichem Creme gemacht waren.

Die Kleidung sind Pelze von Seevögeln, Seehunden, oder von Rennthieren, die aber schon seit langen Zeiten überaus selten sind. Statt der Nadeln brauchten sie vor ihrer Bekanntschaft mit den Europäern, Fischgräten und Vögelknochen, die Messer waren von Stein, und der Zwirn bestand aus gespaltenen Rennthiersehnen. Die Sauberkeit ihrer Näthe und anderer Arbeit, würde nicht leicht ein Europäer übertroffen haben.

Die Vogelpelze sind gleichsam die Hemden, und die Federn an denselben werden einwärts gekehrt. Ueber den Unterpelz wird noch eine Art Mönchsrock von Seehundfellen gezogen, den man aber, weil er nirgends eine Oeffnung hat, über den Kopf, etwa wie ein Fuhrmannshemde, anziehen muß. Das Rauhe ist auswärts gekehrt, und Saum und Naht zierlich mit feinen, weißen und rothen Streifen von Hundsfellen und Leder besetzt. An diesem Rock ist eine Kappe, um bei rauhem Wetter den Kopf zu schützen. Geht es auf die See, so zieht man einen Tuelik oder schwarzen glatten Seehundspelz an, der das Wasser abhält, und trägt darunter auch wohl eine Art Hemde, das von Thier-Därmen gemacht ist.

Die Frauenstracht ist nur darin unterschieden, daß das Oberkleid weiter und länger ist, und auf dem Rücken Platz genug für ein Kind hat, das wegen eines um den Leib ge-

bundenen Riemen nicht durchfallen kann, und, wiewohl völlig nackt, doch hier warm genug sitzt.

Beinkleider, Schuhe und Strümpfe sind durchaus von Seehundsfellen, wiewohl Vermögende sich auch europäischer Kleidungsstücke bedienen.

Die Männer tragen das Haar kurz und abgeschnitten, aber die Weiber schneiden es nur bei der tiefsten Trauer ab. Sie binden es über den Kopf zusammen, und schmükken es auch wohl mit Glasperlen. Das Tättouiren geschieht, indem sie die Haut des Kinnes, der Backen, der Hände und Füße, mit schwarzen Fäden durchnähen. Dieses Fadendurchziehen soll sehr schmerzhaft seyn, und die Mütter verrichten es bei den Töchtern schon in der Kindheit, aus Furcht, sie möchten sonst keine Männer bekommen.

Die Sommerwohnung des Grönländers ist ein Gezelt, aber das Winterhaus besteht aus Steinen, deren Zwischenräume mit Moos ausgestopft sind. Die Queerbalken des Daches sind mit Heidekraut und Rasen bedeckt, zwischen welchen Erde gestreut wird. Dies friert im Winter zusammen, aber im Sommer läßt es den Regen durch, und muß daher im Herbst wieder reparirt werden.

Ein solches Haus ist, nach den mehrern oder wenigern Familien, die darin wohnen, größer oder kleiner. In jeder Abtheilung des Hauses ist eine Feuerstelle und eine Pritsche, die mit Fellen bedeckt, zum Schlafen und Sitzen für die Familie eingerichtet ist. Jede Familie hat ihre Lampe, die mit Thran unterhalten wird; in dem aus Topfstein (Weichstein) gemachten Kessel, der über der Lampe hängt, wird gekocht; auch ist über dem Kessel ein Rost, der zum Trocknen der Stiefeln, Kleider u. s. w. dient.

Thür und Schornstein sucht man vergebens. Beides wird durch einen langen Gang am Hause ersetzt, der sich in einen hakenförmig gebogenen Eingang endigt. Die Ausdünstung der Menschen, der Dampf der Thranlampen und der Speisen, und die Gefäße voll Harn, welcher sorg-

fältig aufbewahrt wird, weil man damit gerbt, machen das Ganze sehr ekelhaft.

Die Paar viereckiger und ellengroßer Fenster dieser Häuser sind aus Seehundsdärmen so gut zusammen genäht, daß kein Wind und Schnee hindurch kann. Unter den Fenstern ist gewöhnlich, den Pritschen gegenüber, eine Bank, worauf Fremde sitzen und schlafen.

Neben dem Hauptgebäude stehen kleine backofenförmige Nebengebäude, die als Vorrathskammern dienen, um Fleisch, Speck, Heringe aufzuheben. Was sie aber den Winter über fangen, wird unter dem Schnee aufbewahrt. So ekelhaft auch Alles scheint, so wird man doch ihnen zugestehen müssen, es sey nach Verhältniß (denn zehn Familien wohnen oft in einem 10 Klafter langen und 2 Klafter breiten Hause) Alles erträglich. Das Jagdgeräthe ist allezeit rein und in guter Ordnung; die guten Kleider sind in zierlich ausgenäheten Ledersäcken aufgehoben, und die Gefäße, die das Wasser aufbewahren, sind nett und mit Beinen oder Knochen zierlich ausgelegt.

Feuer machten sie sonst durch das Aneinanderreiben zweier Hölzer an. Zum Docht in ihren Lampen wird trocknes Moos genommen; zur Jagd auf dem Lande haben sie mit Sehnen umwundene Bogen, und die Pfeile sind mit knöchernen widerhakigen Spitzen versehen. — Sehr künstlich sind die Harpunpfeile, mit welchen der Seehund geworfen wird. Er ist so eingerichtet, daß er von dem Schaft abfährt und mit einem Riemen in Verbindung steht, an welchem eine hohle Blase, oder ein aufgeblasener Seehundsschlauch befestigt ist, welche auf dem Wasser nicht nur schwimmen, und also immer den Ort des Seehunds verrathen, sondern demselben auch das Untertauchen sehr erschweren.

Sie bedienen sich sonst noch verschiedener Arten von Lanzen und Pfeilen, je nachdem die Thiere sind, auf welche Jagd gemacht wird.

Ihre künstlichsten Sachen sind ihre Boote. Das grössere oder Weiberboot, **Umiak**, ist bis 9 Klafter lang, und

mit Fischbein und Seehundsleder überzogen, mit 10 oder 12 Ruderbänken und einem aus Därmen genäheten Segel versehen. Es trägt 10 und 12 Menschen mit allen Zelten und Hausgeräth, ist dabei so leicht, daß es 6 Menschen forttragen können; und wiewohl es nach bloßem Augenmaaß erbaut ist, doch so sicher, als kein europäisches Boot.

Der Kajak oder das Männerboot ist viel kleiner, und vorzüglich zum Nachjagen der Seethiere bestimmt. Ein einziger Mann sitzt in dem Boote. Da dasselbe mit Seehundsfellen überzogen ist, die er sich auf das engste um den Leib schnüren kann, so ist er gegen das Eindringen des Wassers geschützt. In einer Hand führt er das Ruder, in der andern den Wurfspeil, oder Harpun mit einer Blase, oder auch nur den bloßen eigentlichen Wurfspeil. Hat ihn ein Sturm oder ein Wellenschlag umgestürzt, so kostet es einen Schlag mit dem Ruder, und er ist wieder aufgerichtet. Sehr übel ist es, wenn der Seehundsfänger sein Ruder verliert. In den meisten Fällen ist dann nicht mehr zu helfen. Ein Europäer kann mit dem Kajak nur höchst langsam und nur bei stillem Wetter ein wenig fahren; mit dem Umiak hingegen kommt er besser zurecht.

Der Grönländer, Innuit nennt er sich selbst, gehört zu den allergutartigsten und furchtsamsten Menschen; er hat aber auch dennoch, wie fast jedes Volk, seinen Nationalstolz. Die Ausländer heißen Kablunaet. Wollen sie einen Europäer loben, so heißt es: Er ist beinahe so gesittet wie wir. „Er fängt an ein Mensch, ein Innuit, zu werden"

Der Grönländer führt ein anständiges und ehrbares Leben, und von Diebstahl, Völlerei, Mord, von Schlägerei u. s. w. kommt nicht leicht etwas vor. Unverheurathete haben selten ein Kind, wohl aber junge Wittwen und verstoßene Weiber, die zwar verachtet werden, aber zuweilen damit ihr Glück machen, indem sie die Kinder an Familien verkaufen, die kinderlos sind, oder von diesen als Mitglied um ihrer Kinder willen aufgenommen werden,

oder aber wohl gar um des Kindes willen einen Mann bekommen.

Merkwürdig ist es, wie sehr sich Eltern und Kinder lieben. Was die Kinder wollen, namentlich die Knaben, ist den Eltern recht. Der Jüngling wählt sich seine Braut, die nichts mitbekommt als die Lampe, ihre Kleider und Messer, und aufs höchste einen Kessel; und oftmals auch nicht einmal so viel. Es ist aber auch genug, wenn sie nur zu nähen und hauszuhalten versteht.

Beide Geschlechter sind hier einander so wenig nahe, daß es ein Mädchen für einen großen Schimpf hielte, wenn ihr ein Jüngling im Beisein anderer, von seinem Schnupftaback anböte. Man schickt daher ein paar alte Weiber zu der Braut Eltern, die damit anfangen, daß sie den Bräutigam und dessen Haus rühmen und dann dem Hauptzweck näher rücken. Das Mädchen — denn das gehört hier zur Sitte — stellt sich ganz fremd, will davon nichts hören, reißt den Haarzopf auseinander und läuft fort. Es würde in ein übles Geschrei kommen, wenn es sich nicht sträubte, was es könnte. Die Braut wird daher von dem Freier selbst, oder von einem seiner Freunde mit Gewalt entführt, und die Sitte will, daß sie aus dem Hause des Bräutigams wenigstens noch ein paarmal entläuft; doch muß sie an einen Ort gehen, wo man sie leicht wiederfindet, und dann muß sie noch einige Tage weinen. Ist es ihr jedoch mit ihrer Widerspenstigkeit ein Ernst, so schneidet sie sich die Haare ab, und in diesem Falle ist nichts weiter für den Bräutigam zu machen.

Nur sehr wenige haben zwei Frauen; wer ihrer mehr nimmt, setzt sich dem Gerede aus. Die Ehen werden ziemlich ordentlich geführt; und, wenn der Mann will, leicht wieder getrennt. Er macht der Frau nur ein grämliches Gesicht, fährt weg, und kommt einige Tage nicht wieder. Die Frau weiß woran sie ist, packt ihre besten Sachen zusammen und geht zu ihren Freunden. Hier führt sie sich zum Verdruß des Mannes desto hübscher auf, damit dieser in eine übele Nachrede komme. Auch wird

als Scheidungsact die Frau wohl oft ganz heimlich abgeprügelt, zumal wenn sie keine Kinder bringt. Man prügelt ihr die Augen braun und blau. (— „Meine Frau kann ich wohl prügeln, sagte ein Grönländer, denn sie ist mein; aber die Magd darf ich nicht schlagen, denn sie gehört mir nicht!“) Haben aber Eheleute erst Kinder mit einander, sonderlich Knaben, so sollen solche Trennungen nur selten vorfallen. So lange des Mannes Mutter lebt, hat diese das Hausregiment. Dies gibt oft die Veranlassung, daß eine junge Frau von selbst wieder davon läuft.

Da die Grönländerinnen nicht sehr fruchtbar sind, so vergleichen sie andere Nationen ihrer Fruchtbarkeit wegen mit Hunden, um ihre Verachtung auszudrücken. Die Kinder sind sanft und still. Doch trift es sich, daß sie bis zum 5ten Jahr hin unbändig sind, und die Mutter kratzen und schlagen, welches diese, zumal gegen Knaben nicht erwiedern darf, indem die Knaben sogleich als die Herren des Hauses angesehen werden. — Will ein Kind künftig nicht folgen, welches aber selten vorkommt, so sagt es blos: Ich wills nicht thun! und dabei hat es sein Bewenden. Deswegen aber findet man hier nicht leicht ein Beispiel von Rohheit, und Undankbarkeit der Kinder gegen alte, abgelebte Eltern.

Ist ein Knabe seiner Glieder mächtig, so gibt ihm der Vater einen kleinen Pfeil und Bogen, und läßt ihn sich damit üben; läßt, ihn mit Steinen nach einem Ziel werfen, und mit einem Messer Holz zu Spielsachen schnitzen. Im zehnten Jahre bekommt der Knabe seinen Kajak, mit welchem er sich in allen Wendungen übt, und sich in der Jagd der Vögel und Fische zu vervollkomnen sucht. Gegen das sechszehnte Jahr muß er mit auf den Seehundsfang, und hat er den ersten Seehund erlegt, so wird den Nachbaren ein großes Mahl gegeben, bei dem der Jüngling die Geschichte dieser ersten Jagd den Gästen zum besten gibt.

Im zwanzigsten Jahre verfertigt sich der junge Mensch Kajak, und die andern Geräthe selbst, und heirathet einige Jahre darauf.

Die Mädchen thun bis zum 14ten Jahr nichts, als Tanzen und Singen, außer daß sie etwa ein Kind warten, Wasser holen u. s. w. Aber von nun an müssen sie nähen, kochen, gerben, ein Umiak rudern und selbst Häuser bauen lernen. Ihr Loos ist in spätern Jahren immer hart und drückend, wenn sie nicht Mütter von Knaben sind, die sich ihrer annehmen können. — Da sie meistens weit älter werden, als die Männer, die gewöhnlich schon vor dem funfzigsten Jahre sterben, so gibt es überall mehr Weibsleute.

Im höhern Alter kommen sie in den Verdacht der Hexerei, und werden zuweilen ersäuft, erstochen oder zerschnitten.

Die vielen Familien eines Hauses leben friedlicher zusammen, als in Europa nicht zwei Familien leben können.— Wird es dem einen Theil zu arg, so zieht er stillschweigend fort. — Alle helfen sich einander, und wer im Winter, wo die Seehunde selten sind, so glücklich ist, einen zu erlegen, gibt allen und auch den armen Wittwen im Hause etwas davon ab, und ladet noch Nachbaren zu Gaste. Aber wie arm und hungrig auch Jemand sey, fordert er doch nichts zu essen; doch ist dis auch kaum nöthig, da Gastfreiheit gegen Bekannte und Unbekannte willig geübt wird.

Was andern mißfällig macht, suchen sie zu vermeiden, ob es schon zu ihren eigensten Gewohnheiten gehörte, z. B. in Gegenwart der Europäer Läuse mit den Zähnen zu zerbeißen. — Fahren sie zum Besuch, so bringen sie an Eßwaaren oder Pelzwerk ein kleines Geschenke mit. Alles bemüht sich des angenehmen Gastes Fahrzeug ans Land zu ziehen, und die mitkommenden Gäste aufzunehmen. Man nöthigt diese, die Oberkleider abzulegen, die man auf dem Rost trocknet. Die Männer sitzen beisammen, und sprechen vom Wetter und von der Jagd; die Weiber erzählen sich Geschichten, und heulen den Verstorbenen zu Ehren, und schnupfen dabei fleißig. — Bei Tische lassen sich die Gäste gern nöthigen, denn sie wollen nicht für arm und heißhungrig angesehen seyn.

Erzählen sie, welches sehr weitläuftig geschieht, so sind sie sehr lebhaft, und alles wird nicht nur genau beschrieben, sondern auch nachgemacht. Die linke Hand ahmt alle Bewegungen und Sprünge des Seehunds nach; indessen die rechte die Bewegungen des Kajaks, das Werfen des Pfeils u. dgl. m. nachahmet.

Ein Hauptfest feiern sie der Sonnenwende im Winter; dann vereinigen sich mehrere und freuen sich über die Rückkehr der Sonne. Sie putzen sich und bewirthen sich dabei aufs beste. Hierauf tanzen sie nach einer Trommel, welche aus einem bloßen, mit der Haut einer Wallfischzunge überzogenen Reif besteht. Beim Tanze bleibt der Grönländer auf seinem Platze, hüpft und macht allerlei seltsame Bewegungen mit Kopf und Körper; besingt, indem er die Trommel mit einem Stecken schlägt, den Seehundsfang, der Vorfahren Großthaten (auf der Jagd) und der Sonne Rückkehr, und die stillsitzenden Zuschauer stimmen ins Chor mit ein. — Der Sänger singt vier Strophen, wovon die zweite und vierte den ewigen Refrain Amnah aja, aja ah hu enthalten, mit welchem auch die Zuschauer am Ende des Verses ins Chor einstimmen. Z. B.

Die Sonne kommt zu uns zurück,
Amnah aja, aja ah hu;
Und bringt uns gutes Wetter mit.
Amnah aja, u. s. w.

So lange Eßvorräthe da sind, wird ein solcher Tanz fortgesetzt, wobei einer den andern ablöst, und um so mehr Ehre erwirbt, je mehr er tolle Verdrehungen machen kann.

Das Ballspiel spielen sie beim Mondenschein und theilen sich dabei in zwei Partheien. Jede Parthei sucht den Ball zu bekommen, und sie werfen ihn mit dem Fuße nach einem bestimmten Mahl.

Mancherlei gymnastische Spiele sind bei ihnen gangbar. Einer schlägt dem andern mit der Faust auf den Rükken, und wer es am längsten aushält, ist Meister und rühmt sich damit. Oder sie suchen einander mit ineinandergeschlagenen Fingern überzuziehen, oder hangen sich an ei-

nen am Balken befestigten Riemen mit dem Fuße fest, und machen andere Seiltänzerkünste. — Auch einige Glücksspiele haben sie.

Einen auffallenden Beweis von der sanften Gutartigkeit dieser Menschen gibt die Art, wie sie ihre Zwiste ausmachen. Es ist da kein Gedanke an eine Rache, die mit Fäusten geführt wird, und Flüche und Schimpfwörter scheinen ihnen ganz unbekannt zu seyn; sondern der Beleidigte sinnt und dichtet ein Spottlied, welches er so lange einstudirt und singend und tanzend wiederholt, bis es seine Hausgenossen, besonders die Weiber, inne haben. Hierauf läßt er bekannt machen, er wolle gegen seinen Gegner singen. Dieser findet sich am bestimmten Tage mit vieler Begleitung ein. Der Herausforderer singt und tanzt nach einer Trommel dazu, und seine Begleiter wiederholen den Satz und endigen ihn mit dem Refrain Amnah aja. Die Zuschauer lachen.

Die Vertheidigung erfolgt auf die Weise des Angriffs. Dann sucht der erste den andern wieder einzutreiben und so geht es fort. — Derjenige behält in diesem Singduell Recht, welcher das letzte Wort behält. — Alles, wie bei uns.

Man rügt auf diese Weise schlechte Streiche und bringt böse Schuldner zur Zahlung. Eine Publicität, die heilsam ist, und nicht gefährlich!

Manchen andern Zug von der Gutmüthigkeit der Grönländer hat uns der ehrwürdige Bischof dieses Völkleins, Hans Egede, aufbewahrt. Obwohl selbst sanft, konnte er sich nicht ganz von der Despotie der Europäer entwöhnen, und ließ einen Zauberer oder Angekok (s. nachher) mit einem Seile züchtigen (welches Recht hatte er dazu?). Im Aerger darüber, daß der europäische Missionar seinem Erwerbe nachtheilig war, äußerte dieser, man solle die Kablunaets (Dänen und alle Europäer) vertilgen, welches auch leicht seyn würde, ins Werk zu stellen. Darüber eben ließ ihn Egede mit dem Seil abstrafen. — Paul, Egedens Sohn, war drei Tage darauf bei diesem Angekok,

weil er es nicht vermeiden konnte, auf seiner Reise bei ihm einzukehren, wiewohl er dessen Rache fürchtete. Aber ohne alle Spur von Groll und Erbitterung wurde er gütig bewirthet, und der Angekok trug Paul auf, dem Vater zu sagen, daß er gern von Gott höre. Paul setzt hinzu, daß alle Grönländer gern eine Strafe ertrügen, die sie verdient zu haben glaubten.

Ihre Singstreite beweisen schon, wie sehr ein gutmüthiger Spott auf sie wirkt. Egede meint, sie seyen dadurch eher, als durch Gewalt, zu einem Zweck zu bringen. — In dem Hause eines Mannes wurde von einem armirten Schiffe gesprochen, welches an der Küste vor Anker gelegen und von zwei Seiten geschossen hätte. Die Grönländer nannten dieses Schiff Sekkutrok (stark bewaffnet). — „Da sitzt mein Sekkutrok," sagte der Hauswirth, auf seine Frau zeigend. „Sie hat, wie das Schiff, nur Eine Kanone — die Zunge — mit welcher sie geschwind zu beiden Seiten schießt."

Paul wandte sich zur Frau und fragte: ob das wahr sey? — „Sieh ihn nur an, erwiederte die Frau, ob er von meiner Kanone den geringsten Schaden an Arm oder Bein hat. Siehst du wohl, er ist dickhäutig und sie verwundet ihn nicht."

Uebrigens haben diese Menschen nicht nur bei ihren Jagden, sondern auch bei ihren Ansiedlungen, ingleichen bei Erbschaften u. s. w. ihre herkömmlichen Rechte, die von allen respektirt werden. — Die Blutrache ist bei ihnen, trotz ihrer Sanftheit, ebenfalls nicht unbekannt.

Man kann leicht erachten, wie es um die religiösen Einsichten dieses Volks gestanden hat, ehe Missionen bei demselben angelegt waren.

Sie scheinen wohl eine Ahndung vom höchsten Wesen gehabt zu haben. „Es ist wahr, sagte ein Grönländer, wir haben von Gott und dem Heilande nichts gewußt. Aber ich habe wohl darüber nachgedacht (woher Alles ist.) Ein Kajak entsteht nicht von selbst, und der geringste Vogel ist doch künstlicher, als dieser. — Der erste Mensch muß

nothwendig von einem Wesen erschaffen seyn — das muß ein mächtiges Wesen seyn! Und als ihr Europäer herkamt und habt uns davon unterrichtet, hab ich gern daran geglaubt."

Von der Seele des Menschen scheinen sie wunderliche Gedanken zu haben — als ob man sie zu Hause lassen könne und doch auf Reisen frisch und gesund sey; oder als könne sie ein Zauberer ausbessern, eine verlorne zurückbringen und eine beschädigte mit einer andern gesunden vertauschen. — Viele Meinungen sind ihnen aber wohl aus Mangel an Sprachkenntniß und aus Mangel an Einsicht in die bilderreiche Ausdrucksart eines rohen Volks angedichtet.

Einen Zustand nach dem Tode kennen sie, und meinen, wie die meisten Völker, daß in demselben Alles viel besser sey. Doch sagen sie, der Ort für die abgeschiedenen Seelen sey nicht der Himmel, denn, weil sich dieser immer bewege, so würden die armen Seelen dort gar keine Ruhe haben; sondern der Ort der Seligen sey unter dem Meere, wo Torngarsuk, ihr oberster Gott, mit seiner Mutter wohne. Dort sey ein schöner Sommer, steter Sonnenschein und keine Nacht, gutes Wasser, reiche Jagd und besonders ergiebiger Seehundsfang; ja man finde dort sogar lebendige Seehunde, kochend im Kessel. Aber nur arbeitsame Leute, die viel Seehunde und Wallfische erlegt, die viel ausgestanden, im Meer ertrunken, und Mütter, die in der Geburt gestorben, kommen hierher; doch erst, nachdem sie fünf Tage lang an einem rauhen Felsen heruntergerutscht sind, der daher auch schon ganz blutig ist.

In den Himmel über uns kämen nur die faulen Leute, und es würden dort die armen Seelen wegen Mangel an Allem ganz mager, und würden insonderheit von Raben geplagt, die sie gar nicht los werden könnten. (Dieser Himmel ist also offenbar die grönländische Hölle.)

Nach Anderer Meinung jedoch ists im Himmel so gar übel nicht, die Fahrt dahin so leicht, daß die Seele noch denselben Abend im Monde anlangen könne, der ehemals ein Grönländer gewesen sey, könne dort ausruhen und mit

den übrigen Seelen Ball spielen und tanzen. Die Seelen stehen im Himmel um einen großen See herum, wo viel Fische und Vögel sind. Läuft der See über, so regnet es; sollten seine Dämme durchbrechen, so würde in der dann entstehenden Fluth Alles auf Erden untergehen.

Unter den vielen Geistern, welche sie glauben, gibt es zwei oberste, einen bösen und den guten, Torngarsuk. — Zu diesem reisen die Angekoks unters Meer, um ihn über Krankheiten, Wetter und Fang zu befragen. Nach Einigen hat dieser Gott gar keine Gestalt, nach Andern aber sieht er wie ein großer Bär, oder wie ein großer Mann mit einem Arm; oder aber, wie ein kleiner Finger, aus.

Den bösen Geist, der keinen Namen hat, denken sie sich als ein weibliches Wesen, welches in einem großen Hause wohne, in welchem alle Seethiere Platz und Stelle hätten, und auf ihrer großen Thranlampe schwömmen die Seevögel.

Sie haben alles mit ihren Geistern bevölkert, und sprechen von Luft-, Feuer-, Meer- und Berggeistern. Ja, selbst Sonne und Mond sind von einem Geiste bewohnt. Mit allen diesen Geistern kann aber Niemand in Verkehr kommen, als ein Angekok.

Will Jemand ein Angekok werden, so muß er sich erst einen von den Untergeistern zu seinem Torngak oder Diener und Gehülfen zu verschaffen suchen, (Spiritus familiaris) muß eine Zeitlang in einer Einöde allein zubringen, und den Torngarsuk um einen Torngak anrufen, der ihn zum guten und bösen Gott hinbringen kann. Einige, die sich von Andern in ihrer Kunst unterrichten lassen, haben es leichter.

Will der Angekok in den Himmel fahren, so trommelt er erst eine zeitlang, und mattet sich durch tausend Verdrehungen ab; läßt sich dann durch einen Lehrling den Kopf zwischen die Beine, und die Hände auf den Rücken binden, alle Lampen auslöschen, und die Fenster behängen. Das mindeste Geräusch muß vermieden werden, und niemand darf sich rühren und regen. Er stimmt hierauf ei-

nen Gesang an, den alle mitsingen; seufzt dann mit großen Bewegungen und Rasseln, und hat oft viel Mühe, ehe der Torngak kommt. Zuweilen muß seine Seele ausfahren, (indessen sein Körper ganz stille ist). Kommt er dann mit dem Torngak wieder, so erhebt er ein großes Freudengeschrei. Einige sollen sogar eine Art Sausen erregen können, als flögen erst über dem Hause, und dann im Hause unter dem Dache einige Vögel. Mit dem Angekok und Torngak hebt nun ein Gespräch an, indem die Stimme des letztern von draußen zu kommen scheint. — Das Gespräch ist dunkel und orakelmässig.

Gilt es in das Reich der Seelen zu reisen, um etwas zu erfahren, so hält er in diesem Reiche eine Conferenz mit dem Angekut Poglit d. i. dem Dicken oder berühmten Weisen, und kommt mit großen Lärmen und Trommeln von der Reise zurücke (denn die Riemen mit welchen er gebunden war, hat er schlau losgemacht.) Er erzählt nun wie abgemattet er sey, was er unterwegs gesehen und erfahren habe, gibt jedem durch Anrühren eine Art Benediction, sieht, wenn die Lampe wieder angezündet ist, bleich und verstört aus, und kann nicht recht sprechen.

Hat ein Angekok eine zeitlang mit Glücke seine Kunst getrieben, so wird er ein Angekok Poglit, ein vornehmer Zauberer oder großer Wahrsager. Dann liegt er, aber ungebunden, in einem finstern Hause, und nachdem er singend und trommelnd sein Begehren zu erkennen gegeben, und ihn Torngarsuk würdig erfunden hat, kommt ein weißer Bär, und schleppt ihn an einem Zahn in die See. Hier wird er von dem Bär und von einem Wallroß aufgefressen. Bald wird er wieder ausgespien, und findet sich wieder in seinem finstern Hause. — Der Geist kommt aus der Erde wieder hervor, und geht aufs neue in den Körper über, und der Angekok Poglit ist fertig.

Noch gibts eine Art Gauklerinnen (Hexen), die aber in schlechtem Ansehen stehen.

Tausenderlei Aberglauben kann freilich bei einem solchen Volke nicht fehlen. Die Wöchnerin darf nicht unter

freiem Himmel essen; aus ihrem Wassergefäß darf niemand trinken, keiner bei ihrer Lampe einen Span anzünden. Erst müssen die Wöchnerinnen Fische, hernach erst Fleisch essen, aber nur von Thieren, die der Mann gefangen hat. Die übrigbleibenden Knochen dürfen sie ja nicht aus dem Hause werfen.

Mancherlei Amulete, oder Verwahrungsmittel gegen böse Zufälle, hängen sie an, und es scheint als ob sie dazu alles tauglich fänden — alte Stückchen Holz, Steine, Schnäbel und Klauen von Vögeln. — Beim Wallfischfang muß alles reinlich gekleidet seyn, und keine Lampe darf im Zelte brennen. Die Seehundsköpfe müssen ordentlich vor der Thür auf Haufen gelegt, und nicht nur so hingeworfen werden, die Seehundsseelen möchten sonst zornig werden, und die andern Kameraden verscheuchen. In den Mond zu sehen, bringt oft ein Mädchen zu Falle.

Sonne und Mond sind zwei leibliche Geschwister, die einander verfolgten, und bei diesem Verfolg wurde das Verfolgte zur Sonne, das andere aber konnte nicht so hoch hinaus, und wurde zum Mond. — Bei einer Mondfinsterniß verstecken sie alles, denn sie meinen der Mond wolle ihnen Eßwaare und Pelzwerk nehmen, und um ihn zu fürchten zu machen, schlagen die Männer auf Kisten und Kasten, und die Frauen kneifen die Hunde in die Ohren, daß sie schreien müssen.

Den Tod scheut der Grönländer. Den Sterbenden zieht man seine beste Sachen an, und wirft nachdem er abgeschieden, die übrigen Sachen aus dem Hause. Die Leiche wird entweder zu einem Fenster, oder hinten zum Zelte hinausgeschoben. Eine Frau schwenkt einen angezündeten Span hinter ihr her, und spricht: „Hier ist nichts mehr zu bekommen."

Auf das Grab legt man Steine, und stellt daneben den Kajak, die Pfeile, Messer und Nähzeug und andere Werkzeuge. Zu eines Kindes-Grab gehört ein Hundskopf, denn ein Hund wisse sich überall zu finden, und könne das arme Kind führen. Nach der Beerdigung wird im

Hause eine laute Klage angestellt, und dann folgt eine Lob- und Klagrede von dem nächsten Verwandten.

„Weh mir, sprach ein Vater, der seinen Sohn verloren hatte, weh mir, daß ich deinen Sitz ansehen soll, „der nun leer ist! Es ist vergebens, daß deine Mutter „deine Kleider trocknen will. Ach meine Freude ist ins „Finstere gegangen und in den Berg verkrochen. Sonst „ging ich Abends aus und freuete mich; ich streckte meine „Augen aus, und wartete auf dich. Siehe du kamst mu„thig angerudert mit Jung und Alt, und dein Kajak war „stets mit Seehunden und Vögeln beladen. Deine Mut„ter machte Feuer und kochte; die Mutter ließ davon den „Leuten vorlegen, und ich nahm mir auch ein Stücke." — Noch erwähnt er des Sohns andere Verdienste, und fährt dann fort: „das ist nun alles aus. Wenn ich an dich „denke, braust mein Eingeweide. Ach könnte ich weinen „wie ihr andern, so könnte ich meinen Schmerz lindern. „Was soll ich mir wünschen? Der Todt ist mir nun ange„nehm. Doch wer soll Weib und Kind versorgen? So „will ich denn noch leben, aber meine Freude soll seyn, mich „aller Freude zu enthalten." rc. rc.

Wenn ein Redner in seiner Parentation aufhört, so geht das Heulen der Weiber wieder an. — Alle Esswaaren des Verstorbenen werden hingelegt, und von den Gästen verzehrt, und so lange der Vorrath dauert, dauern die Besuche derselben. — Wittwen haben auch eine Art Trauer-Tracht; Männer aber nicht, doch drücken einige ihren Schmerz dadurch aus, daß sie sich verwunden. Uebrigens sucht jeder Gast der Wittwe eines Verstorbenen, so lange diese noch nicht ausgeht, heimlich oder öffentlich etwas mitfortzunehmen, wo nicht die nächsten Verwandten stark genug sind, es abzuwehren.

Wir schliessen diese Beschreibung mit einigen Zügen, die ein Beitrag zu der Characteristik dieses Volks sind. Hans Egedes Sohn, Paul, hatte ein lateinisches Buch, welches ihm ein Grönländer stahl, und sich daraus von seiner Frau einen Ueberrock machen ließ, stattlich mit schwarzem

und weißem Seehundsfell verbrämt. Natürlich, daß gleich aufs erstemal die Hälfte des Rocks im Kajak hängen blieb. Paul bedauerte sein Buch und äußerte, er hätte gern ein Hemde dafür geben wollen, wenn ers nur behalten hätte. „Ei was, sagte der Dieb, es taugte ja nichts, es ließ sich „ja kaum nähen."

Hans Egede suchte anfangs vielleicht zu eifrig, junge Knaben zum Unterricht im Christenthum zu bekommen, die er einmal als Katecheten brauchen könnte. Der arme gutmüthige Mann hatte sich, da die Zufuhr aus Dännemark fehlte, ein ganzes Jahr mit Schiffszwieback und Mehlbrei behelfen müssen, denn die grönländische Kost behagte ihm nicht. Das bespotteten die Grönländer in ihren Liedern, sie sangen: „Es ist ein fremder Mann übers Meer gekommen, der Knaben stiehlt, und gibt ihnen dicke Suppe zu essen, mit einem Felle darauf (die Haut, welche beim Erkalten sich auf dem Brei ansetzt) und trockne Erde aus seinem Lande." (Schiffszwieback.)

Predigte der Vater, so wollten sie von dem Sohne wissen, ob er schelte, und warum er so lange spräche? — Dann: warum er immer von Pelzen spräche? (Sie verwechselten Kapitel und Kapiteck, welches Pelz heißt.) Einer glaubte, der Priester wolle nicht erlauben, daß der dänische Zimmermann seinen neuen Pelz kaufen solle, über welchen er mit demselben in Handel stand.

Glaubten sie Egede predige zu lange, so mußte Paul am Arm zeigen, wie lang das übrige Stück noch sey, und sie wollten alsdann die Zeit durch den Raum messen. Sie hielten dann ihren Arm mit der Hand, und merkten genau auf, wo der Vater etwa bei einem Abschnitte inne hielt; dann schoben sie sogleich die Hand am Arme weiter hinauf. — Sang ihnen Paul zu lange, oder wollte einen neuen Gesang anfangen, so hielten sie ihm oft den Mund mit einem nassen Handschuh zu.

Paul fand ein Dorf von etwa 20 Hütten — also ein sehr großes für Grönland. Darauf waren sie denn nicht wenig stolz, und fragten: ob er wohl so viele Leute

auf einem Orte beisammen gesehen hätte? „Wo sind denn die vielen Leute?" fragte Paul. „Die hier doch nicht? — Da hat ja der König mehr Schiffe, als hier Leute sind." Jetzt sank ihr Stolz, aber ihre Neugierde hob sich. „Komm herein, hieß es, und erzähle uns;" und alle drängten sich ihm zuzuhören, und da es im Hause an Platz fehlte, rissen sie von außen Löcher in die Fenster von Fischhaut.

Die Grönländer lachten Paul aus, wenn er sich zu vielen ihrer Geschicklichkeiten so ungeschickt stellte, und bemitleideten ihn als einen Schwächling, daß er lieber daheim beim Vater sitzen, als an ihren Beschäftigungen Theil nehmen wollte, wozu sie ihn so oft auffoderten. Aber als er zum erstenmal in einem Kajake mit in See gewesen war, und sich brav gehalten hatte, freueten sich alle. Einer lief voraus und rief: „Komm heraus Pelesse (d. i. das dänische Präst oder Priester) Pelesse soll herauskommen und seinen ruhmwürdigen Sohn sehen!"

Mit welchen Augen diese rohen Naturkinder, deren einige nach Kopenhagen kamen, alles mögen betrachtet haben? — Einer, er hieß Pök, erzählte in seinen Liedern von den Wundern, die er in der Königsstadt geschauet hatte. Den runden Thurm nannte er: einen gemachten Berg mit einem Schneckengang, von unten an bis zu oberst. In einer Kirche hatte er eine Orgel gehört; das drückte er so aus: „Sie singen zu großen Pfei„fen, die so lang sind wie Zeltstangen, und „haben Stimmen, wie alte und junge Men„schen."

Als Pferde nach Grönland kamen und die Eingebornen in Erstaunen setzten, sagte Pök: Er habe vielmals auf solchen großen Thieren mit schönen Ueberzügen und eisernen Sohlen geritten, und man gebrauche sie dort in Kopenhagen, wie in Grönland die Hunde vor dem Schlitten. —

Einmal hatte sich Pök betrunken, und war sehr in Sorgen, der große Herr (der König) möchte es erfahren. Er war sehr froh, als ihm der Großkanzler versicherte, der große Herr wisse noch nichts, und sprach nun unbefangener mit dem König, der gütig gegen ihn war. Als ihn einige Augenblicke darauf ein Kammerdiener hart über seine Trunkenheit anredete, sagte er durch Paul (der den Dollmetscher machte) „Er sey ja nur ein kleiner unbedeutender Herr; der große Herr habe gut mit ihm gesprochen."

Doch genug von einem Volke, dessen wir nur darum so umständlich Erwähnung gethan haben, weil es ohnediß wohl bald erlöschen könnte, indem, wie bei den Kamtschadalen, die Volkszahl immer kleiner wird. — Es ist eine große Frage, ob jetzt noch an 10 bis 12000 Grönländer vorhanden sind, da hier die Blatternepidemien furchtbar gewüthet haben, wie bei allen Wilden.

Die Esquimaux

sind im Bau, Bildung, Sprache, Charakter und Lebensweise fast völlige Grönländer, und unstreitig gleichen Ursprungs mit diesen.

Sie bewohnen die Küsten von dem Theil des Oceans, den man das Esquimaux-Meer nennt, und fast alle im höheren Norden mit Grönland zusammenhangenden Länder, als die Länder, welche die Baffinsbai, und südlicher nach Westen zu die obern Theile der Hudsonsbai einschließen, und sehr viele von den Küsten des nördlichen Eismeers, und wandern in allen diesen Gegenden bald da und dort hin; aber in dem südlicher gelegenen Labrador mögen sie wohl festere Wohnsitze haben.

Es ist sehr begreiflich, daß diese Nation in den Sommermonaten sich in ihren Hüttenzelten weiter nach Norden begibt, wo sie mit mehr Vortheil den Wallfisch jagt, aber ihre festern Wohnsitze in südlichern Gegenden nimmt.



Die Esquimaux.



Man will zwei Stämme oder Racen der Esquimaux unterscheiden — mit welchem Rechte, lassen wir hier dahingestellt seyn. Daß die nördlichen Esquimaux aber (nach Robert Ellis), in allem andern aber ihren südlichern Landsleuten gleich, besonders in der Größe ihnen so ungleich und fast völlig zwergartig waren, läßt sich leicht begreifen, da im höheren Norden die ganze Natur immer kleinere Erzeugnisse hervorbringt. Daher sind auch hier in der ungeheuern Kälte die Füchse viel kleiner und die Hunde haben die Stimme verloren.

Diejenigen Esquimaux, welche Hearne gegen den 70sten Grad der Breite beim Ausflusse des Kupferflusses fand, waren klein, übel gebildet und schwach. Die Hautfarbe war schmutzig kupferroth, jedoch gab es hübsche Frauen unter ihnen. Die Männer hatten sich alle Haare mit der Wurzel aus dem Kopfe gerissen. Alles stimmte aber in Anzug und Sitte mit den Esquimaux an der Hudsonsbai überein, nur daß sich diese aus den Haaren des Bisamstiers Peruquen machen, die zwar als ein Putzstück, hauptsächlich aber als Schutzmittel gegen die Muskiten, gebraucht werden. — Den Sommer bringt man unter Zelten, den Winter in sehr elenden Hütten zu, aber niemals in Höhlen oder Löchern, die mit Vorsatz in die Erde eingegraben wären. Hearne sahe bei den Winterhütten der nördlichen Esquimaux eine große Menge von Knochen, alten Schuhen und Fellen umherliegen. — Die südlicher wohnenden Esquimaux aber sollen (nach Curtis) allerdings auch in gegrabenen Höhlen leben, welches freilich denn auch eher möglich ist, da der Erdboden hier nicht bis auf 6 und mehrere Fuß tief durchfriert.

Diese südlichern Esquimaux kennen wir etwas mehr, als die nördlichern. Sie sind von mittlerer Größe, und obwohl den Grönländern in Allem, in Hautfarbe, Gesichtsbildung, an Haaren, Dicke des Kopfs, Kleinheit der Hände und Füße, ähnlich, doch wohlbeleibter, als diese. — Um durch den fast ewigen, sehr blendenden Schnee nicht blind zu werden, haben sie Schneeaugen — zwei schmale,

gut aneinandergepaßte Hölzer, in deren Mitte sich zwei schmale, lange Einschnitte befinden, wodurch die Gegenstände gesehen werden.

Die Geräthe der nördlichsten bestanden nach Hearne in steinernen Kesseln und hölzernen Trögen von verschiedener Größe, in Schüsseln, Kellen und Löffeln aus den Hörnern von Büffeln oder Bisamstieren. Der Stein zu ihren Kesseln ist von eigner Art, sehr porös, weißgrau und hellklingend, wie Porzellän. Das Eisen scheint sehr selten, denn in 12 Zelten fanden sich nur 2 kleine Stückchen; das längste, ein Weibermesser nur anderthalb Zoll lang und ein Viertel Zoll breit. Mit solchen Messern machen sie alle Holzarbeiten — Kupfer ist sowohl zu Messern, als Meisseln häufiger, als Eisen.

Ueberall und in Allem wird bei den Esquimaux der Grönländer kenntlich. Die Frau des Esquimaux trägt weite mit Fischbein ausgesteifte Stiefeln, in deren Höhlungen die Kinder Platz haben, welches bei den Grönländerinnen nicht ist; aber das jüngste Kind steckt, wie bei diesen, stets in der Kappe auf dem Rücken. — Statt des Eisens dient, namentlich dem nördlicher wohnenden Esquimaux, an Pfeilen und Spießen ein geschärfter Stein.

Die Hauptsachen in ihrer Religion scheinen mit der grönländischen übereinkommend. — Zwei höchste Wesen, ein gutes, welches doch immer das Mächtigere bleibt, und ein böses. — Dem verbrannten Todten wird eine Stange als Grabmal errichtet.

Wiewohl sie, wie die Grönländer, auch mitunter in der Vielweiberei leben, ist doch die Fruchtbarkeit hier nicht stärker, als dort, und in dem großen Labrador nimmt ein Reisender nur 1600 Einwohner an — und vielleicht sind diese noch zu viel.

Weit mehr, als der Grönländer, verzehrt der Esquimaux alles roh, Fische, Seehunde und Wallfischfleisch, und ein Trunk von Thran ist ein Göttertrank.

Ein nach England gebrachter und dort schon etwas eingewohnter Esquimaux sah, wie aus einem zerstückelten

Seehund der Thran ausfloß. Sein Heimweh ergriff ihn dabei; er leckte den Thran auf und rief: „Wie lob' ich mir mein liebes Vaterland! da konnt ich hiermit (mit Thran) doch meinen Magen anfüllen!"

In welche Hungersnoth müssen wohl diese Armen gerathen, da sie, wenn kein anderes Nahrungsmittel da ist, die Nase zum Bluten zwingen, und das Blut einsaugen!

Als einer der Herrenhuter Missionare, der schon in Grönland lange genug gewesen war, um grönländisch zu sprechen, 1764 nach Labrador kam, und einem Esquimaux, der schon wieder umkehren wollte, zurief, er möchte zu ihm kommen, er hätte Worte an ihn (wollte mit ihm sprechen), antwortete dieser in gebrochenem Französisch. Der Missionar sagte ihm, er möge in seiner Landessprache sprechen und seine Landsleute herbeibringen. — Da fuhr er zu den Seinen zurück und rief mit starker Stimme: „Unser Freund ist gekommen." Bei der nachmaligen Zusammenkunft zwischen beiden Theilen war die Freude sehr groß, und es ergab sich, daß die Sprache der Grönländer und der Esquimaux völlig eine und dieselbe sey.

Als der Missionar ans Land stieg, umringten ihn die Eingebornen, und jeder wollte ihm seine Familie zeigen. Bei einem zweiten Besuche sagte der Missionar dem Esquimaux, sie möchten seinen Leuten nichts stehlen. Er antwortete: die Europäer stehlen ja auch. Vor einem Schreiben, welches ihnen, von Seiten des engländischen Gouverneurs, der Missionar behändigen wollte, fürchteten sie sich, denn sie meinten, es sey darin etwas Lebendiges. — Sie erschraken, als ihnen der Missionar vom Tode des Heilandes — etwas zu voreilig — predigte, gleichsam, als meinten sie, ihnen sey eine Mordthat aufgebürdet. Den Tag darauf mußte der Missionar ihnen den gestrigen Brief vorlesen, und ein Angekok führte ihn in sein Zelt, umarmte ihn küssend und sagte: „Noch sind wir jetzt etwas furchtsam, aber, wenn du übers Jahr wiederkommst, wollen wir furchtlos mit einander umgehen."

Einer sang und tanzte ihm vor, indem er die Trommel dazu rührte. Der Gesang hieß: „Unser Freund ist gekommen; welches uns freut.“ Der Missionar sang dagegen einen Kirchengesang. Daß er dazu getanzt habe, sagte er nicht — vielleicht schämte er sich es zu sagen.

Ein von Labrador mit nach London genommener Esquimaux Jüngling, war kaum von dem Missionar von Schmutz und Ungeziefer gereinigt, so wollte er schon einen Rock mit Goldtressen haben, und da ihm der Missionar antwortete, daß ihm dieses sehr wenig helfen würde, die Sorge selig zu werden sollte ihn vielmehr beschäftigen, so entgegnete er: dazu würden ihm die schlechten Kleider auch nicht helfen, denn seine Landsleute gingen schlecht genug und stürben doch. — Und der König trüge auch schöne Kleider. Als der Missionar sagte, er habe kein Geld ihm solche Kleider zu schaffen, sprach er: So gehe zum König, und laß dir Geld geben! — Gut, sagte der Missionar, wir wollen gleich gehen, aber wenn der König frägt: was hat Karpik (so hieß er) gelernt? Kann er lesen? schreiben? u. s. w. und ich antworten muß: „Er hat nichts gelernt;“ so wird der König sagen, bring ihn auf ein Kriegsschiff, da soll er einem Offizier sieben Jahr dienen, und die Schuhe putzen, bis er etwas lernt.“ Da fiel er dem Missionar um den Hals und sagte: „Nein, ich will bei dir bleiben und gehorsam seyn.“

III.

Die innern unbekannten Länder des nördlichen Amerika.

Nur erst die neuesten Zeiten haben uns durch Hearnes und Makenzies mühselige und gefahrvolle mehrjährige Reisen *) etwas nähere Bekanntschaft mit diesem ungeheuren

*) Hearne hatte eine Reise von 300 Deutschen Meilen, durch lauter öde Wüsteneien gemacht.

Länderstrichen, die man über 166,000 Quadrat-Meilen anschlägt.

Fängt man nördlich mit den Polarländern an, und geht südlich bis zu den fünf großen Seen Obercanadas hinab und geht man von neu Wales westlich sowohl bis nach dem Makenziesflusse, als bis nach den glänzenden und steinigen Bergen, so hat man die unermeßlichen Länderstrecken, von welchen hier die Rede ist, von deren Erzeugnissen und herumziehenden, wenig zahlreichen Nationen, (die wohl größtentheils unter einander verwandt sind) wir so unbedeutende Nachrichten haben.

Dieser große Raum ist mit vielen Seen bedeckt, deren man an 130 zählt; weniger zahlreich sind die Flüsse, die zum Theil die Seen verbinden und mehr oder minder groß sind. Die Flüsse münden in Norden, oder in Nordosten. (Mehrere die nach Südosten gehen bilden die fünf großen Seen Canadas, deren großer Abzugskanal der mächtige St. Lorenzfluß ist.)

Unter den Seen sind der Athapuskow, der Sklavensee und der Winnipig von bedeutendem Umfang.— Der Letztere mag leicht an 700 Q. M. enthalten, und steht durch den Gänsefluß mit der Hudsonsbai, und durch den Winnipigfluß mit dem Obersee in Verbindung. Er sowohl als der Athapuskow vereinigen sich also mit Canadas großen Wasserbehältern. — Der Sklavensee nimmt über 8 Längen- und einiger Orten fast 2 Breitengrade ein. Der Sklavenfluß verbindet ihn mit dem Athapuskow. — Wie innig ist die Verbindung aller großen Gewässer dieser Ländergebiete. Unter den Flüssen aber nennen wir den von seinem Entdecker also genannten Mackenziefluß, der durch den Athapuskow und Sklavensee strömt und ins Eismeer mündet; den Kupferminenfluß (Kupferfluß) dessen Mündung ins Eismeer Hearne entdeckte; den Churchill der aus dem Clairsee ausgeht, und in die Hudsonsbai fällt.

Von einigermaßen bedeutenden Gebirgen scheint im Innern des Landes fast kaum die Rede zu seyn.

An Pflanzen und Thieren ist das Land seines großen Flächeninhalts ungeachtet sehr arm. Man sollte die verschiedenartigsten Producte vermuthen, und man findet sie nicht. Man erklärt es sich (s. Einleitung) daraus, daß diese Länder erst in jüngern Zeiten aus dem Wasser hervorgetreten seyn, und der Boden demnach noch für eine große Mannigfaltigkeit von Thieren und Pflanzen zu untauglich sey. (Eben daher erklärt man sich die Menge der Seen.) Wir lassen das dahingestellt seyn. Daß aber das Klima fast überall streng und rauh und viele Monate der Boden gefroren ist erklärt allein schon viel. — Man sollte ein sehr verschiedenartiges Klima vermuthen, allein man würde sich irren; es ist überall, wenn auch nicht überall in ganz gleichem Maaße, streng und kalt. Nur je weiter man nach Westen sich von der Hudsonsbai entfernt, wird die Luft milder, indem die kalten Winde, die von Grönlands Eisfeldern her wehen, nach und nach ihre Kälte verlieren. Daher ist es nach einstimmigen Zeugnissen wahr, daß die Westküste ein weit milderes Klima hat, als die Ostküste unter gleicher Breite.

Man trift Rennthiere, den Bison und Moschusochsen, viele Büffel, Elenne, da und dort viel Rothwild, Wölfe, mancherlei Arten Füchse, Luchse, den Landbär, Dachse, Haasen und Kaninchen, Biber und Fischotter, Marder und Wiesel. — Des Geflügels an Gäsen, Enten, Kranichen, Rebhüner u. s. w. ist viel. — Der Fischfang ist nicht in allen Wassern reich.

Große und mächtige Wälder von Nadel und Laubhölzern, wechseln mit blachen waldlosen Gegenden ab, wo auf mehrere Tagereisen weit ein dürftiges zum Theil nahrhaftes Moos, den kahlen Boden überzieht. Die nördlichsten Bewohner dieser Gegenden sind Esquimaux, die aber schwerlich ihren bleibenden Aufenthalt an den eisigen Küsten haben mögen — nur im Sommer sind sie des Fischfanges wegen hier; — verschiedene Stämme Indier ziehen da und dort umher, und unter ihnen die noch fast völlig rohen

Nordindier. — Von beiden wird an seinem Orte die Rede seyn!

So wenig ists, was von einer so ungeheuern Ländermasse zu sagen ist!!

IV.

Die Nordwestküste von Amerika

enthält nicht gerade ein fest zusammenhangendes Land, sondern auch viele größere und kleinere Inseln, und ist ihrer ganzen Länge nach, in welcher sie sich an 600 Meilen, vom Eiscap an bis zum Cap Mendocino ausdehnt, nur in einigen Punkten bekannt. — Der Boden ist größtentheils unfruchtbar, steinig und gebirgig, und das Klima rauh und strenge.

Man theilt die ganze Küste in drei Haupttheile — in die nördliche, mittlere und südliche Westküste, deren jede wieder mancherlei Unterabtheilungen hat, deren Aufzählung sehr unfruchtbar wäre, und deren Namen die Karten angeben.

1) Die nördliche Westküste,

deren Berge fast ewig mit Schnee und Eis bedeckt sind, ist der Aufenthalt von mancherlei Thieren, deren Pelzwerk sehr hoch geschätzt ist. Man findet Bären, Luchse, Füchse, Seeottern, und selbst das wilde Schaf oder den Argali, und das Meer ist mit den größeren Seethieren, Wallfischen, Wallrossen, Robben u. dgl. reich versehen.

Das Eiscap, wo sich ungeheure Eismassen anhäusen, welche die Fahrt zu Asiens gegenüber liegenden Küsten ganz versperren, hat eine solche Kälte, daß den Seefahrern während des Essens, die wärmsten Speisen gefroren. — Ob die Ufer des Eismeeres von hier aus sich bis zu Grönlands nordöstlichen Küsten erstrecken, bleibe dahin gestellt. Man nimmt es als wahrscheinlich an.

Das Prinz Wallis Cap, ist die nordwestlichste Spitze dieses Erdtheils, und liegt dem Ostcap des nordöstlichen Asiens gegen über, und

die Behrings oder Cooksstraße, die zuerst Behring und 50 Jahre nach ihm (1778) Cook befuhr, ist bei dem genannten Wallis Cap nur eine Tagereise breit, und scheidet Asien und Amerika von einander. — In dieser Straße liegen einige mit ein Paar hundert Menschen spärlich bewohnte Inseln.

Man erwähnt noch das Northon Sund und der Bristolbai, deren kleine dickköpfige Einwohner von Jagd und Fischfang kümmerlich sich hinbringen. Sie mögen den nahgelegenen Asiaten in vielem sehr ähnlich seyn. — Ihre Kleidung, welche die Gestalt von Fuhrmannshemden hat, bestehet, wie ihre Kanots, aus Häuten. Die Haarseite ist nach innen gekehrt, und um den Kopf durchzustecken, ist oben im Hemde ein Loch. — Daß sie sich tättowieren, brauchte kaum besonders erwähnt zu werden; aber das ist sehr eigen, daß sie ihren Todten die Köpfe abschneiden, diese in Pelzwerke wickeln, und in einem mit Zähnen und Muschelschalen nett verzierten viereckten Kästchen aufbewahren. — Der Körper kommt in eine länglichte Kiste, beide Kisten müssen bemahlt werden, und werden dann an Pfählen aufgehängt. Wir erwähnen dieß, da dessen so wenig ist, sogleich hier, wiewohl es der Anlage nach, an eine andere Stelle gehört hätte.

2) Die mittlere Westküste oder das russische Amerika

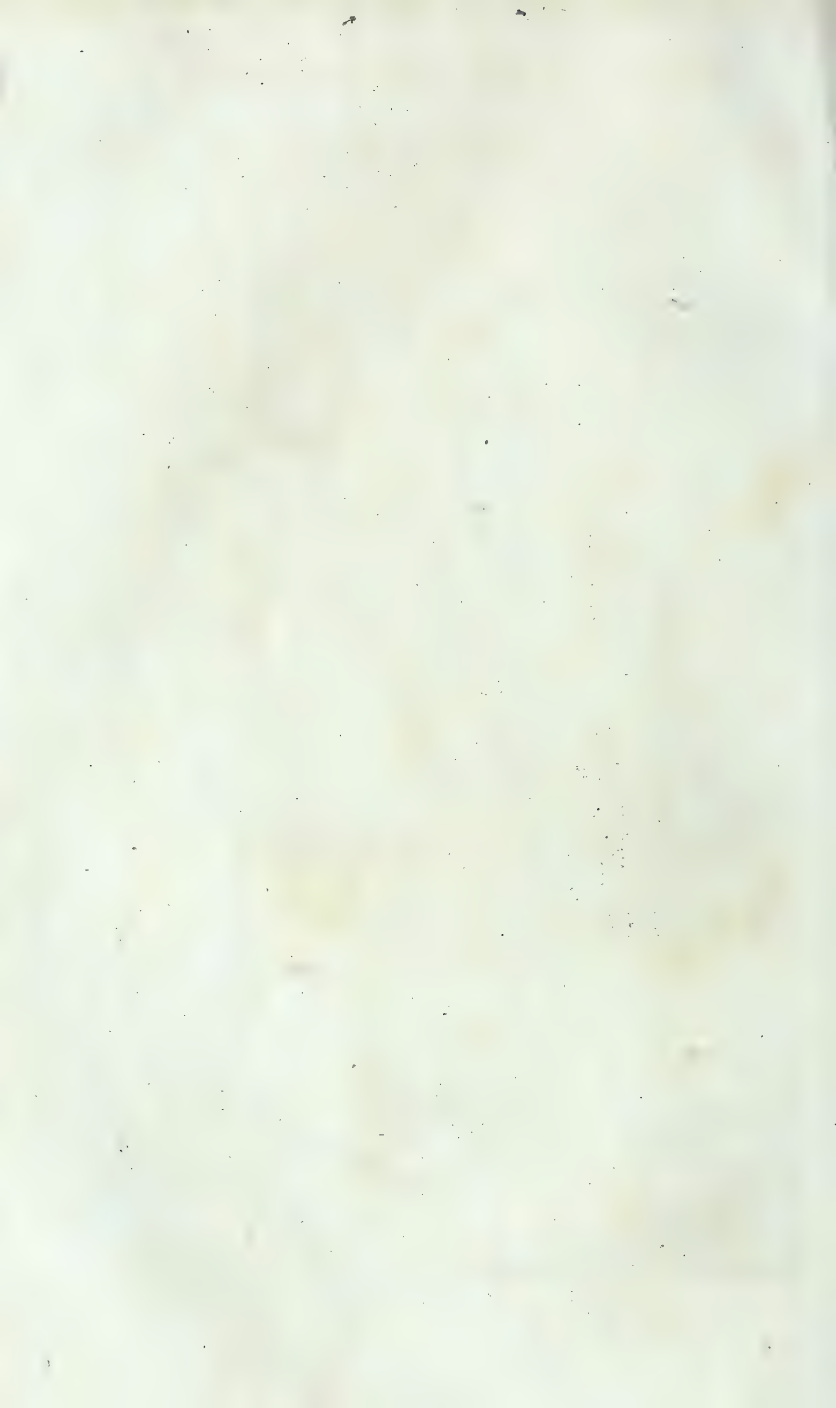
enthält die schmale unfruchtbare Landzunge, welche die Insel Alaschka bildet, nebst der, nur durch eine enge Straße davon getrennten Insel Unimack, und der an Pelzthieren reichen, mit heißen Quellen und feuerspeienden Bergen und einigem Gesträuch und Zwergbirken versehenen Insel Unalaschka. — Mehrere andere in der Nähe liegende Inseln betrachten die Russen auch als die ihrigen, und su-







Bewohner v. Nortonsund.



chen sich durch Anlegen neuer Etablissements mehr auszubreiten, besonders auf der Insel Kadjack, wo sie ein Fort, Kirche und Schule haben. — Die Freude dürfte jedoch nicht sehr lange dauern, da, wo in diesen nördlichen Gegenden die Russen hingekommen sind, die Einwohner und die Pelzthiere ziemlich abgenommen haben.

Die Einwohner dieser Gegenden haben wir schon bei den hier benachbarten Theilen Asiens, deren einige bei Willkührlichkeit und Ungewißheit der Grenzen bald zu diesem, bald zu jenem Erdtheile gerechnet werden, zum Theil schon erwähnt, und es bedürfen dieselben weder hier, noch nachher, einer besondern Beschreibung, da ihre Art zu leben in den Hauptpunkten immer sich gleich bleibt. — Siehe also Asien.

3) Die südliche Westküste

reicht von Alaschka bis Mendocino, und ist sehr häufig mit vielen Einbuchten versehen, deren Enden nicht genug untersucht sind. — Man kennt nur die äußersten Endpunkte der Küsten, denn die innern Länder sind noch gar nicht untersucht. — Das Klima ist auch hier noch, wie in allen übrigen westlichen Ländern Nordamerika's, weniger rauh, als unter gleichem Grade der Breite an der Ostküste. — Die Produktion der Natur scheint und ist ja auch wahrscheinlich wohl reicher, als in den übrigen vorher genannten Ländern. Fische, namentlich auch Lachse, finden sich in unglaublicher Menge, desgleichen Wallrosse, Fischottern u. s. w. An bedeutenden Wäldern scheint es nicht zu fehlen. Eine Art Tannen (Hemlocks Tanne?) gibt eine eßbare Rinde.

Anzuführen sind: die Cooks-Einfahrt, die, wie der Prinz Wilhelms Sund, nichts ist, als eine tiefe Einfahrt oder Bai. Das Land südlich des Wilhelmssundes hat noch im Junius seine tief landeinwärts ziehenden Gebirge mit Schnee bedeckt.

Die am Prinz Wilhelmssunde wohnenden Indier sind mit ihren durchschnittenen Unterlippen (der Einschnitt ist so groß, daß die Zunge durchgesteckt werden kann, und daß Europäer, die des Schönheitsgebrauchs dieser Gegenden unkundig waren, glaubten, diese Menschen hätten zwei Mäuler) und sonst denjenigen sehr ähnlich, die so eben bei der mittlern Westküste angeführt sind. — Merkwürdig ist es, daß diese Menschen, ganz gegen die Gewohnheit wilder, namentlich in diesen Gegenden wohnenden wilden Völker, nach dem Zeugniß mehrerer glaubwürdigen Reisenden, so reinlich sind, namentlich beim Essen.

Zu dem Nepean-Sund gehören die Königin Charlotte-Inseln, die Prinz Royal-Inseln und die Dixons-Straße.

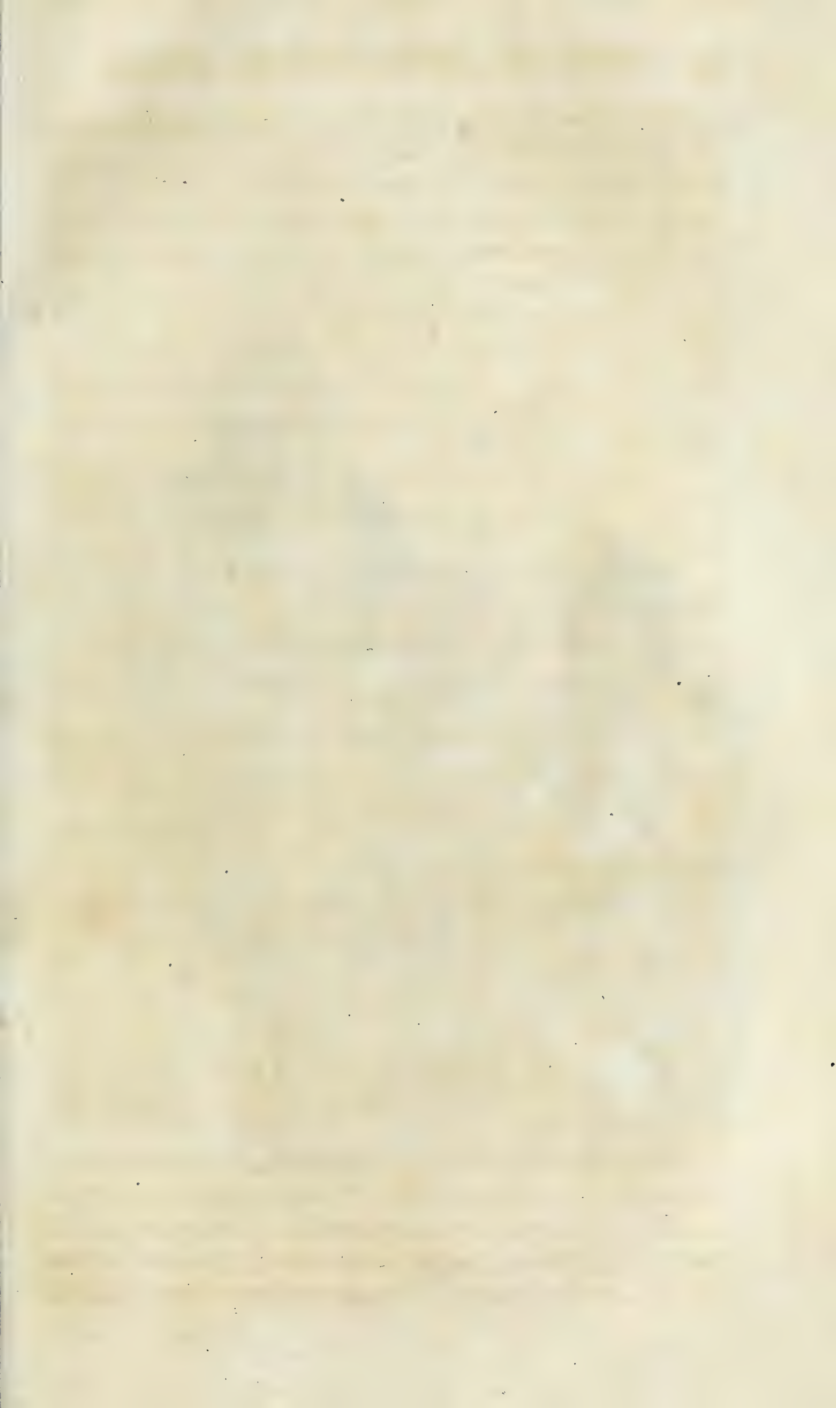
Der Nootka- (Nutka) Sund, oder Königs Georgs Sund, ist auch nur eine von Cook entdeckte und von den Engländern zum Pelzhandel benutzte Einfahrt. — Die Bewohner derselben verdienen nachher ihre eigene Stelle.

Die Insel Quadra und Vancouver wird durch zwei Kanäle, deren einer unter dem Namen Juan de Fukas Einfahrt aufgeführt wird, gebildet.

Das Cap blanco und Cap Mendocino sind noch zu nennen, aber nicht zu beschreiben; denn auch hier, wie an der ganzen Westküste, wissen wir leider nur allzuwenig. — Aber die Nachkommen wollen auch etwas zu entdecken übrig behalten.

Von den Bewohnern des Nutkasundes und der benachbarten Gegenden können wir nur einige hierher gehörige Züge beibringen.

Der Kapitain Meares fand auf der am Nutkasunde liegenden Insel Wicananisch eine schmausende Gesellschaft. In einem großen Gebäude (s. nachher) waren verschiedene Feuer, neben welchen große hölzerne Gefäße mit Fischbrühe standen. Große Scheiben von Wallfisch







Bewohner von Prinz Wilhelmssund



lagen schon bereit, um hineingeworfen zu werden und sie durch ebenfalls hineingeworfene glühende Steine zu kochen. Mit einem Werkzeuge, das statt einer Zange diente, wurden die Steine hineingelegt. Die Feuer waren in der Mitte des Gebäudes. Rings umher an den Wänden lagen große Haufen von Fischen, und dicht dabei Seehundsfelle mit Thran gefüllt, damit die Gäste dieses Göttertranks nicht entbehren möchten. Als die Europäer ankamen, waren die Gäste — lauter Männer — schon mitten im Schmause. Jeder hatte ein großes Stück Wallfisch und eine kleine mit Thran oder Fischbrühe gefüllte Schüssel vor sich. Eine Seemuschelschale diente statt des Löffels.

Man schlang gierig Alles hinunter, die aufwartenden Diener füllten die Schüsseln, und die zwar anwesenden, aber nicht mitessenden Weiber zupften den Bast von einem Baume, um sich mit demselben, statt der Servietten, abzuwischen. Selbst dreijährige Kinder thaten ihr Möglichstes, den Erwachsenen im Schlingen nachzueifern. — Die Frauen waren, da es ohne Zweifel ein großer Festtag war, im Gesicht mit rothen Farben bemalt, welches nach einigen Tagen der Fall nicht war, wo Männer und Frauen untereinander aßen.

Man sieht schon aus diesem Anführen, daß die Weiber hier in keiner bessern Achtung stehen, als bei so vielen andern Wilden. Die Weiber müssen sogar bei einigen hierher gehörigen Nationen die schlafenden Männer bewachen, damit diese nicht vom Feinde überfallen werden. — Doch scheinen die Weiber nicht überall so willig sich unterdrücken zu lassen. Denn ein Weib, welches ein Stammoberhaupt, das den Handel gern allein getrieben hätte, abhalten wollte, an Kapit. Douglas Schiff zu kommen, schlug mit einem Ruder das Oberhaupt zu Boden, und bearbeitete es damit so, daß es halb todt da lag; ja, das Weib stieg in den Kahn des Oberhaupts, und zerfleischte mit ihrem Messer den Schenkel desselben. Die Männer waren müßige Zuschauer; nur Douglas brachte sie von dem Manne ab.

Wie viele Wilde, prunken sie mit den Kleidungsstükken, die sie zufällig von Europäern erhalten haben. Eine alte Frau hatte sich in ein Paar Schuhschnallen verliebt, und da sie dieselben erhielt, trug sie die Schnallen in den Ohren und that sehr groß damit. Die wie Hemden aussehenden Kleider sind für die Männer aus Seeotterfellen, und für die Weiber aus den Fasern der Nesseln, gemacht. Sie reichen bis auf die Knöchel. Ein Mantel, der ebenfalls wie ein Hemde aussieht, kommt darüber. Die kegelförmigen aus Baumbast gemachten Mützen sind wasserdicht, werden unter dem Kinn mit Riemen befestigt und an der Außenseite mit Vögeln und andern Thieren bemalt. Die langen schwarzen Haare hangen unter der Mütze den Rükken hinab.

In die durchbohrten Ohren- und Nasenknorpel steckt man lederne Riemchen, Borsten vom Stachelschwein, kleine Stückchen Kupfer; am liebsten aber Metallknöpfe. Arm- und Fußbänder trägt man sowohl aus Metall, als aus Leder, welches mit Korallen und Muschelwerk besetzt ist.

Man bemalt sich mit rothem Ocher und die Männer auch mit einer schwarzen Farbe, die mit einem goldglänzenden Sand bestreut wird. Zur Schönheit gehört eine breite Stirn und vorstehende Augenbraunen, daher die Mütter ganz jungen Kindern den Kopf mit breiter Binde vielmals umwickeln. Die Nase muß platt seyn, die Nasenlöcher weit, die hochgeschätzten, bei den Frauen in Knoten geschlagenen Kopfhaare, lang; das Barthaar der Männer — ganz alte ausgenommen — wird ausgerissen.

Man hat eine eigene Art Waffenrock aus Elenhaut, der, wie ein Hemde, bis auf Füße hinabreicht, und stark genug ist, alle Pfeile und Speere aufzufangen. Am Halse ist er mit lauter Franzen ausgezackt, überall mit Figuren bemalt und mit ledernen Troddeln besetzt. Ein Bärenfell bedeckt diesen Anzug. Der Kopf wird mit Federn und mit der Haut von Schwimmvögeln geschmückt — ein Hauptschmuck, wenn Fremde kommen, und auch die Tracht der Fürsten bei einigen Stämmen. Zu dem Jagdanzuge gehö-

ren eine Menge Larven. So wird bei der Seeotterjagd die Larve einer Seeotter vorgenommen.

Mehrere Bewohner von Amerikas Nordwestküste, z. B. die Bewohner der Charlotteninseln, führen für ihre Jagdreisen Rollen von Birkenborke nebst Pfählen (Stangen vielmehr wohl) und einigen Brettern, auf den Kähnen mit, um sich an jedem beliebigen Platze davon Sommerwohnungen zu errichten. Winterwohnungen sind aber hier, im Nutkasunde und in der ganzen Nachbarschaft, viel dauerhafter, aus starken Balken und Bohlen erbauet.

In der Nähe des Nutkasundes bestand ein ganzes Dorf aus 11 großen Häusern. (Eine Menge kleiner dienten nur als Küche, Fische zu trocknen und zu räuchern.) Vier der größern Häuser waren auf Gerüsten erbauet, (in einigen Gegenden 25 Fuß über der Erde) und hielten 100, ja 120 F. Länge bei 40 Fuß Breite. Vier bis fünf Heerde zum Trocknen oder Kochen der Fische fanden sich in der Mitte des Gebäudes. Der innere Raum war durch Cedernbohlen in Verschläge getheilt, die vielleicht zu Schlafstellen für die verschiedenen Familien dienen mochten, und über der Schlafstelle standen in Kisten die Kostbarkeiten der Familie. Der gemeinschaftliche Raum in der Mitte blieb groß genug, und es waren darin Stangen zum Fischtrocknen angebracht.

Mitten im Dorfe war ein Gebäude von 50 Fuß Länge und fast eben so viel Breite. An jedem Ende desselben standen vier senkrechte Pfeiler, von welchen die beiden mittlern drittehalb Fuß Durchmesser hatten und in groteske menschliche Figuren ausgeschnitzt waren. An der einen Ecke stellten diese Figuren zwei Menschen vor, die Hände auf den Knieen; auf der andern Seite zwei andere Figuren, mit den Händen auf den Hüften. Pfosten, Pfeiler und Figuren waren roth und schwarz angestrichen. — Mehrere Gebäude fanden sich in diesem Dorfe, von 20 F. Länge und 8 F. Breite, und so fest aus Cederbalken in einander gefügt, als wären sie aus einem Stück verfertigt. Mit mehrern wunderlichen Figuren, jedoch auch mit Thierfiguren, wa-

ren dieselben bemalt. — Waren sie vielleicht Opferhäuser? — Das von Meares beschriebene Prachtgebäude auf Wicananisch war überall 20 Fuß hoch, rings umher mit tüchtigen Planken besetzt und mit Brettern belegt, die für den Eingang des Lichts oder für den Ausgang des Rauchs konnten hinweggenommen werden. Die Hauptbalken bestanden aus drei ungeheuern Bäumen, auf riesenmäßigen, aus Holzklötzen geschnitzten Figuren ruhend.

Das vollkommenste Gebäude dieser Art vielleicht, war wohl das, was Marchand auf der Cloakbai an den Charlotteninseln fand. — Ein länglicht Viereck von 50 F. Länge bei 38 F. Breite, von 6 bis 10 behauenen Stämmen getragen, zwischen welchen der Raum mit 3 bis 4 Zoll dikken, behauenen, genau in einander gefugten Bohlen ausgesetzt war. In den an 7 Fuß hohen Wänden waren einige Fenster (Oeffnungen) und im Gipfel ein Loch zu Licht und Rauch. Eigentlich hatte das Gebäude zwei Stockwerke, aber das eine unter der Erde liegende war nicht sichtbar und hatte etwa 5 Fuß Tiefe. Man stieg auf einigen in dem Füllmud angebrachten Stufen in dieses Stockwerk hinunter. Die Eingangsthür war nur 3 F. hoch und 2 F. breit, und durch eine Schwelle über anderthalb Fuß vom Boden erhöhet, und sahe wie ein großes, weitaufgerissenes Maul aus, das in einem Baumstamme angebracht und mit einer zwei Fuß langen Nase versehen war. Ueber dieser Maulthüre steht eine geschnitzte Menschengestalt in der Lage eines saugenden Kindes, und über den grotesken Säugling erhebt sich die Riesengestalt eines Mannes mit einer Zuckerhutähnlichen Mütze, die fast eben so hoch ist, als die Figur selbst.

An verschiedenen Theilen des Gebäudes waren Figuren von Eidechsen, Kröten, Menschenarmen, Schenkeln, eingeschnitzt. Es war eine Winterwohnung, aber vielleicht zu einem besondern Gebrauche bestimmt.

Den Todten beerdigt man einiger Gegenden erst, scharrt ihn dann aus und verbrennt ihn, hängt aber die großen Knochen in Baumrinde gewickelt an Pfähle. Kleine Kin-

der hängt man in einem länglichten Kasten an Bäume und beerdigt sie nach einiger Zeit. Auf der Charlotteninsel stellt man die Leiche 10 F. hoch auf Brettern. Andere befestigen auf vier Pfählen einen künstlichen, festverschlossenen Sarg, der zwei Fuß über der Erde steht.

Die schreckliche Sitte, Kriegsgefangene zu fressen, ist auch in diesen Gegenden, deren Bewohner von sanfter Gemüthsart zu seyn scheinen, dennoch auch zu Hause. Da und dort scheint man die Gefangenen und Sklaven erst recht eigentlich zu mästen, ehe man sie schlachtet.

V.

Brittisches Nordamerika

enthält Newfoundland, Neuschottland, Neubraunschweig und das brittische Canada, eine Ländermasse, die an 40,000 Quadrat-Meilen geschätzt wird.

1) Newfoundland oder Terre neuve

ist eine Insel, die dem großen Busen gegenüber liegt, welchen der mächtige Lorenzfluß bei seiner Mündung bildet. Man schätzt ihren Flächeninhalt auf 2090 Quadrat-Meilen.

Im Jahre 1789 rechnete man auf 26000 Einwohner auf dieser Insel, die größtentheils Engländer waren, denn die Ureinwohner, die Esquimaux, sind meistentheils eingegangen.

Das Klima ist überaus viel rauher, als man es nach den Breitengraden vermuthen sollte, unter welchen die Insel liegt. In dem langen Winter ist die Kälte nicht selten so groß, daß man nicht ohne Lebensgefahr das Zimmer verlassen darf. Im Junius noch sind die Küsten mit unübersehbar großen Eismassen umringt; dagegen steigt

im Julius die Hitze im schnellen Wechsel bis zum Unerträglichen. Der größte Theil des Landes liegt unter einem beständigen Nebel, der jedoch keinen besonders nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit haben soll. Dagegen haben die Nord- und Westküsten einen immerdar heitern Himmel.

Wer kann wissen, wie das Innere des Landes aussieht? Es soll viel Berge, Sümpfe und Moräste enthalten, aber auch viel Seen und Flüsse, höchst rauh und unfruchtbar und der Boden nur mit Moos überzogen seyn, welches denn freilich nicht unwahrscheinlich ist. Nur die Ufer der Flüsse haben eine größere Fruchtbarkeit.

Die Wälder, die von verschiedenen Baumarten sind, sind der Aufenthalt von Bären, Wölfen, Füchsen, Rothwild — Hunde werden auch hier noch zum Ziehen abgerichtet. Der europäischen Hausthiere, Pferd, Rind und Schaf, sind sehr wenige. — Wildes Geflügel soll in Menge vorhanden seyn — den größern Reichthum liefert das Wasser an Bibern, Ottern, Lachsen, Forellen, Schaalthieren, an Wallfischen, Robben, und vor allen Dingen an Kabeljau, welches der Hauptschatz dieser Erdgegend ist, dessen alsbald besonders erwähnt werden soll. Die Pflanzenwelt mag hier sehr dürftig seyn — aber freilich ist sie auch unbekannt. An den Flüssen baut man hin und wieder Mais, Kartoffeln und etwas Gerste und Hafer und einige Gartenfrüchte.

Neufoundland gegenüber liegt die große Fischbank, nur durch wenige Meilen von derselben getrennt. — Ein ungeheures Sandland, das sich zwischen Nord und Süd an 140, ja vielleicht an 180 Seemeilen *) erstreckt und in seiner größesten Breite an 60 dergleichen Meilen enthält, und, geringe gerechnet, an sechstehalbtausend Quadratm. Flächeninhalt haben muß. — Doch mag es wohl seyn, daß diese große Sandmasse mancherlei Veränderungen in

*) 20 Seemeilen gehen auf einen Grad und sind 15 geographischen Meilen gleich.

ihrem Umfang und Flächeninhalt durch Meeresfluthen und Wellenstärke unterworfen ist. Sie liegt größtentheils so tief unter Wasser, daß die größesten Kauffahrer darüber hinseegeln können, doch verändert sich auch diese Tiefe des Wassers, oder vielmehr die Höhe der Bank, gar vielfältig. — Die Fadentiefe ist aber gewöhnlich auf der Bank selbst von 20 bis 50, und außerhalb derselben von 60 bis 90 Faden. —

Die Witterung auf dieser Bank ist selten leidlich. Ewige Stürme walten hier, und ein sehr dicker kalter Nebel, welchen selteu nur der Sonnenstrahl zu durchdringen im Stande ist. — Aber gerade dieß scheint das rechte Element für den Kabeljau oder Stockfisch zu sein, der hier sich, um seinen Laich abzusetzen, in unsäglicher Menge versammelt, und die Gelegenheit zu einem so überaus reichen Fang gibt.

Es gibt hier überhaupt eine große Gruppe von Sandbänken, unter welchen diese aber die bei weitem größeste ist. Sie ziehen sich von Neuschottand bis nach der großen Bank bei Neuland hinauf, und sind mehr oder minder einträglich für die Fischerei z. B. Browns-Bank; Myladys Mola; Pourpoise-Bank; Banquerau; Grån, und Whale Bank; ostwärts der Großen liegen Jacquet und Flämisch Bank.

An der Fischerei auf der großen Bank hatten sonst außer England, welches den Hauptgewinn bezog, auch andere Nationen, namentlich Frankreich und die vereinigten Nordamerikaner Antheil.

Wenn die Fische den Laich abgesetzt haben, fallen sie gierig über den Köder (Heringe, Sandaale, junge Kabeljaue, rothe Tuchstückchen) am Angel her; da sie während der Begattungszeit in Netzen gefangen werden. — Eine einzige 40 F. lange Schaluppe, kann in einem Tage, wenn es gut geht, fünf bis zehn Zentner Fische fangen. Kopf und Eingeweide werden wieder ins Meer geworfen; die Leber gibt einen Thran, der dem Thran von Wallfischen weit vorgezogen wird. Man salzt die Fische ein, spielt

sie ab, trocknet sie an Pfählen, und läßt sie, wenn sie etwa 8 Tage getrocknet sind, noch 4 Tage im Haufen schwitzen.

Man nimmt an, daß Englands Fischfang an dieser Bank (sonst) an 15000 Matrosen beschäftigt, und über 6 Millionen Thaler einträgt. — Die Fischerei der Franzosen betrug vor der Revolution an 4 Mill. Thaler; und alle übrigen Nationen fingen für mehr als 2 Millionen. — Die Beträchtlichkeit des Fanges ergibt sich noch mehr, wenn man weiß, daß Norwegen an seinen Küsten, wo doch nur ein dürftiger Fang ist, blos gegen 16 Schifsladungen Rogen oder Eier ausführte, und daß zu einem Pfund Rogen, über 40,000 Eier gehören.

Es ist wohl hier der Ort zu ein Paar Worten, über den reichen Wallfischfang der bisher beschriebenen nördlichen Gegenden. — Außer 109 holländischen und deutschen Schiffen, rüsteten die Engländer allein an 200 Schiffe für diesen Fang aus (50 Schiffe, die in die Südsee gehen, nicht mitgerechnet) und beschäftigte 8000 Matrosen dadurch. J. J. 1701 fingen die Holländer 2073 Wallfische, welche 67,317 Fässer Speck gaben. Diese Nation hatte in 46 Jahren an 33000 Fische gefangen, und dadurch 84 Millionen gewonnen.

Die einzigen erwähnenswerthen Orte sind, Placentia, welches einen Hafen und eine Rhede hat, und etwa 60 bis 80 Häuser. Sie liegt am östlichen Cap Race, wohin man von London aus in 20 Tagen segelt, da die ganze Weite des Wegs nur 511 Meilen beträgt.

St. Johns, hat ebenfalls einen Hafen und eine gleiche Häuserzahl.

2) Neuschottland und Neubraunschweig,

ehemals unter dem Namen Akadien begriffen rechnet man zu 1847 Q. M. und das hierhergehörige Cap Breton zu 112 Q. M.; beide mit 50,000 E. die größtentheils europäischen Ursprungs sind, denn die Zahl der Ureingebornen, ist nicht der Rede werth.

Das Meer bildet viele Baien, und die Küsten liegen im immerwährenden Nebel, wiewohl im übrigen Lande heller Himmel und heitere Luft herrscht. Obwohl die Winter strenge sind, so ist doch sonst das Klima sehr gemäßigt und der Sommer zuweilen sehr warm.

Das Land ist im Innern nicht sehr gebirgig. — Die Flüsse St. John, der Clyde, und der Croix machen die Grenze gegen die vereinigten Staaten. Fruchtbarer und unfruchtbarer Boden wechseln hier, und der erstere ist an einigen Orten so reich, daß man Ochsen von 1600 Pfund hat.

Die Erzeugnisse des Thierreichs sind die nämlichen, welche in den vorigen Ländern erwähnt wurden. Das Pflanzenreich aber hat beträchtliche Wälder aller Art, selbst von Zuckerahornbäumen. Mancherley Europäische Garten und Feldfrüchte werden mit Vortheil erbauet; und das Innere der Erde gibt Eisen und Steinkohlen.

In dem eigentlichen Gouvernement Neuschottland ist das, erst vor etwa über 50 Jahr angelegte Halifax, mit 1000 H. und 12,000 E. der Hauptort. Die Häuser sind von Holz, die Straßen breit und gerade, und die Bai Chebucto hat Platz für 40 Kriegsschiffe.

Liverpool oder Luneburg hat 9000 E. und ebenfalls einen geräumigen Hafen.

Das Cap Breton ist durch eine Meerenge von Neuschottland getrennt, und soll kaum 1000 E. haben. Sie hat zum Stockfischfang eine bequeme Lage, und ist reich an Waldungen und die Producte sind mit denen des Hauptlandes einerlei. — Seine Steinkohlengruben sind vortreflich.

Im Gouvernement Neubraunschweig liegt die Stadt Shelburne, die erst 1772 erbaut ist und in 3000 Häusern etwa 12000 E. zählt.

Anmerk. Die Bermudischen Inseln, s. bei Westindien.

3) Canada.

Weit besser kultivirt ist Canada, als die vorhin aufgeführten Länder, und diese Kultur muß steigen, wenn noch mehr Wilde, als bisher, den Ackerbau anfangen zu betreiben. — Aber freilich muß es in einem Lande, das weit über 30,000 Q. M. enthält, viel zu kultiviren geben, da

die Zahl der Einwohner, die man nicht über 170,000 bis 180,000 anschlagen kann, mit den großen Länderstrichen in gar keinem Verhältniß stehet.

Ob dieses Land, weil es mit dem wärmern Frankreich unter gleichen Breitengraden liegt, dieselbe Milde des Klimas durch die Länge der Kultur erlangen werde, wollen wir nicht entscheiden. Daß es durch dieselbe aber viel gewinnen müsse, ist außer Zweifel, und nach den Bemerkungen einiger Europäer, hat die Kälte schon seit dem letzten Jahrhundert, beträchtlich abgenommen.

Bis jetzt ist hier die Winterkälte noch außerordentlich groß, und an 6 Monate anhaltend, und nur mit Raketen oder Schneeschuhen kann man über dem überaus tiefen Schnee fortkommen. — Zuweilen soll der feurige Madera dort gefrieren, ja sogar der Brandtewein gerinnen. Man benutzt diese Kälte, indem man große Gruben macht und läßt Geflügel und Fische zu hunderten auf dem Boden einfrieren, die man denn zu seiner Zeit öffnet, und wenn man im kalten Wasser das Eis aus den Thieren hat ausziehen lassen, so soll man eine sehr zarte und schmackhafte Speise davon haben.*)

Der Winter beginnt hier im Oktober mit trüben Himmel und vielem Schnee. Der December ist hell und heiter, und bringt den strengsten Frost. Aber im April fängt es gewöhnlich an, rasch und schnell zu thauen, und der Schnee ist bald verschwunden, aber das Eis der Ströme, was mit Donnerknall aufbricht, schmelzt nur langsam. — Das Aufgehen des Eises auf dem mächtigen St. Lorenzfluß gibt einen furchtbaren schönen Anblick. Mit einem dem groben Geschütz ähnlichen Knall, sprengt das anschwellende Wasser das Eis, und dieses strömt tobend den Fluß hinab. Wird es aufgehalten von Inseln und Untiefen, so thürmen sich die Schollen im Fluß in die Höhe. Zuweilen treibt der Wind dieselben in eine große Masse zusammen. Trift diese längst der Küste einen Felsen, so

*) Wogegen sich doch wohl einige Bedenklichkeit erheben ließe.

ist das Krachen entsetzlich. Bei so großer Gefahr wagen sich dennoch einzelne kühne Schiffer mit ihren Kähnen über den Strom, indem sie den Kahn selbst über die Schollen hinziehen.

Feld und Wald sind schon im Mai völlig grün. Schnell reifen die Früchte des Gartens und Feldes, und die in diesem Monat gesäete Saat gedeihet im Julius Ende zur reichen Ernte. Die Hitze des Julius ist aber so groß, daß das Thermometer an 84 Grad, und an einzelnen Tagen bis 100 Gr. Fahrenheit steigt.

Mehrere Gebirge durchziehen das Land, in der Richtung von Norden nach Südost. — Nördlich macht das Gebirge Landshaupt oder Landesheigst die Grenze. Südöstlich findet sich ein Strich der Apalachen oder die blauen Berge, die nach Westen zu mit dem endlosen Gebirge zusammenhängen, welches nur ein Stücke von dem Alleghanygebirge ist.

Beinahe überall ist das Land von Gewässern begrenzt, denn in Süden sind die berühmten 5 Seen, in Norden die Hudsonsbai, östlich der atlantische Ocean, und westlich der Winipeg, Regen und Holzsee, so daß man dieses Land wie eine große Insel betrachten kann, die bei höherm Stand der Kultur, überall mit Leichtigkeit fremde Produkte wird erhalten, und die ihrigen verhandeln können.

Der Obersee welcher zu 1800 Q. M. geschätzt wird ist rings von Felsen und Höhen umgeben, und enthält mehrere Inseln. Vierzig Flüsse fallen in den See, dessen Wasser so helle ist, daß man bis auf den Grund sieht. Im Sturm gehen seine Wellen so hoch, wie Meereswellen.

Durch die Straße Maria ist er mit dem Huronsee verbunden der ebenfalls an Inseln reich ist, und an 760 Q. M. angenommen wird. Nordwärts hängt mit diesem der See Nipissing, westwärts der zu den großen Seen gehörige 750 Q. M. enthaltende Mischigan zusammen, der auf dem Gebirge der vereinten Staaten liegt. Auch verbindet die Straße Detroit den Huronsee mit dem Erie, den man zu 600 Q. M. berechnet hat, und

dessen westliche Inseln fast durchaus Klapperschlangen in einer furchtbaren Menge enthalten. — Der durch seinen Fall berühmte sogenannte Fluß Niagara, verbindet diesen See wieder mit dem 580 Q. M. großen Ontario, aus welchem dann, als Abzugskanal sämmtlicher genannter und mehrerer Gewässer der St. Lorenzfluß austritt.

Sämmtliche genannte Seen haben, den Winipeg dazu gerechnet, über 5000 Q. M. Flächeninhalt.

Wir haben des Niagara gedacht. Der unter diesem Namen bekannte Kanal ist nicht über 7 teutsche Meilen lang, und hat die große Berühmtheit nur dem gewaltigen Sturz seiner Wassermasse über einen Felsen herunter zu verdanken.

Es erstreckt sich nämlich von dem großen Alleghannygebirge welches Nordamerikas größesten Theil durchschneidet, ein Seitenast zwischen die Seen Erie und Ontario hin, und streicht queer durch den Niagara. Hierin liegt der Grund des großen Falles.

Bald nachdem der Niagara aus dem Eriesee getreten ist, ist er schon sehr tief und an 900 F. breit. In der Mitte seines Laufs, in der Gegend des Forts Chippewai oberhalb Queentown, wird der bisher ruhig und still dahinfließende Strom reißend und gewaltig, sowohl weil der Fl. Chippewai sich in ihn ergießt, als auch, weil er in Felsen eingeengt wird. Kurz vor seinem Sturze wird er durch zwei in seinem Bette liegenden Felseninseln dreifach getheilt, und so entstehen 3 Fälle, deren größester an der brittischen Seite des Flusses, an der nordwestlichen, und unter dem Namen des Hufeisenfalles bekannt ist. Zwar ist seine Fallhöhe nur 142 F. da die Höhe der beiden andern 160 F. beträgt. Aber gerade weil er 18 Fuß niedriger ist, drängt sich die größere Wassermasse durch ihn herunter, zumal da er auch bei weitem der breiteste Fall ist, und an 600 Yards (etwa 1800 F.) nach dem Augenmaße geschätzt wird. Die Insel, welche diesem Fall von dem nächsten trennt, wird zu 350 Yards, der mittlere Fall zu 5 und die dann folgende Insel zu 30 Yards angenommen; hierauf folgt der Slooper Fall



Totāl Anblick des Niagara Falls.



(der an Fort Slooper liegt) welcher auf 350 Yards. Die sämmtliche Breite beträgt dennoch an 4000 (nach andern sogar 5000 F.)

Die Wassermassen welche donnernd und brausend, so mächtig auf den Boden herabstürzen, daß die Erde in der Nähe zu beben scheint, betragen nach Welds Angabe, einer wahrscheinlichen Berechnung zu folge, in jeder Minute an 672,000 Tonnen. Große Dampfwolken steigen von dem Hufeisen, und wiewohl schwächer, von dem Slooperfalle auf, und erheben sich so hoch, daß sie bei heiterer Luft 10 deutsche Meilen gesehen werden. Das Donnern und Brausen hört man bei stiller Luft auf 8 Meilen, und in jedem Falle auf 4 Meilen.

Den herrlichsten Anblick des Falles hat man von einem Felsen — dem Tafelfelsen, wo man die beiden Hauptfälle, und die Tiefe in welche sie hinabstürzen übersieht. Furchtbarerhaben ist der Anblick im Winter, wo sich im Grunde des Falles das Eis aufthürmt, wundersame Gestalten bildet, und an den Zacken und Spitzen der Felsen große Eissäulen herabhangen.

Alles wird zerschmettert, was sich dem Sturze nähert, ganze Schaaren starkrudernder Wasservögel, die sich vergebens bestreben aufzufliegen; Bären, Hirsche und Fische retten sich noch weniger, denn selbst die festesten und stärksten Baumstämme, werden wie Rohrstäbe zerbrochen und zersplittert. — Die Besatzung des Forts Niagara lebt einen Theil des Jahrs von den Thieren, die hier ihren Tod fanden. — Von der faulenden Masse soll nach Welds Angabe ein abscheulicher Gestank entstehen.

Unterhalb des Sturzes dauert das Toben und die Unruhe noch einige Zeit und erst bei Queentown ist der Fluß wieder ruhig.

Es ist in Frage zu stellen, ob nicht einmahl da die Macht des Sturzes von den Kalkgebirgen, über welche er hinbraust, große Bruchstücke abreißt, und in Seitenwänden und Boden große Vertiefungen bildet, ein Zeitpunkt eintreten könne — müsse — wo sich plötzlich das Wasser des

Erie in den Ontario ausgießen könnte? Welche Ueberfluthungen alsdann!

Der St. Lorenzfluß oder Kataraqui tritt gleich mit großer Macht aus dem Ontario hervor, und umfaßt so straks einige Inseln. — Die Insel Wolf oder die große Insel, und die kleine Insel Howe, die eben sowohl durch den Stoß des Stromes erzeugt seyn mögen, als die bald darauf folgenden kleinen Tausendinseln (Mille Isles). Er fließt hierauf in unbedeutender Breite 12 Meilen fort und schließt häufig kleine Inseln ein, bis er auf einmal den großen Franciskussee, und durch den Eintritt des bedeutenden aus dem Nipisingsee kommenden Ottowas (oder Utawa) die großen Inseln Jesus und Montreal bildet. Beide, der Lorenz und Ottowa, vereinigen sich im Herabsturz über große Felsen. — Von Nord und Süden her fallen jetzt eine kaum zu zählende Menge Flüsse in denselben, von welchen der Sorel oder Richelieu (wodurch der See Champlain mit dem St. Lorenz verbunden wird) der Franzfluß, der Maskinage, der Saquenay und der St. Maurice zu nennen sind.

Durch die Einigung mit diesen Flüssen — sonderlich mit dem Sorel, wird der Hauptstrom erweiterter und bildet den großen See Peter (St. Pierre) der an 4 Meilen lang und an 6 breit ist, und viele Inseln umfaßt. Die Wirkungen, welche Ebbe und Flut auf den Lorenz äußern, endigen sich erst fast an 100 Meilen von seinem Ausfluß.

Von Montreal an sind die Ufer des gewaltigen Stromes mit Ortschaften besetzt, und die Wohnhäuser stehen nun an beiden Ufern so dicht aneinander, als machten sie längs des Stromes ein einziges fortlaufendes Dorf aus, bis derselbe Quebeck, Canadas Hauptstadt, erreicht; in deren Nähe sich die beiden Flüsse, Montmorency und la Chaudiere in 2 Fällen herabstürzen und mit dem Lorenz vereinigen. Des erstern Sturz geht über einen 240 Fuß hohen Felsen und zerstiebt im feinsten Dunst. Der breitere und malerische Fall des andern ist nur halb so hoch.

Von der Hauptstadt an erweitert sich der Strom bis zur Breite von drei Meilen; mitten in demselben liegt die große Insel Orleans, und immer mehr und mehr verbreitet er sich nach und nach zu 15, ja zuletzt, bei den Siebeninseln, bis zu 21 geographischen Meilen, und nimmt immer noch mehrere Flüsse auf und mündet, 20 Meilen breit, bei 200 Klaftern Tiefe, indem er die groß Insel Anticosti einschließt.

Alle Seen und mehr als 100 Flüsse des nördlichen Amerikas werden durch ihn verbunden. Er ist über 70 Meilen selbst für Linienschiffe und noch 10 Meilen weiter für Kauffahrer schiffbar, umschließt so viele fruchtbare Inseln und hat eine Menge Hafen und Landungsplätze.

Der Boden ist meistentheils fruchtbar und hat reiche Triften, wiewohl es an sandigen Ebenen und morastigen Gegenden auch nicht fehlt. — Die Küste von Obercanada erstreckt sich an 200 Meilen.

Am fruchtbarsten und mildesten ist der westliche Theil und seine Erzeugnisse sind mit denen von Pensylvanien und Virginien einerlei. — Unser Hausvieh gedeihet reichlich und trefflich. — Alles Wild der nördlichen Gegenden Europas, Bären, Hirsche, Luchse u. s. w., aber auch Büffel, Beutelthiere, Bisamratten und Moschusratten, Biber, Fischottern, Krokodille, sind häufig genug. Die Ausbeute der Fischereien, sowohl im Meere, als in Seen und Flüssen, ist höchst ergiebig; dasselbe Land- und Wassergeflügel, was Europas Erde trägt, ist hier in viel reicherer Menge. — Die ungeheuern Waldungen geben Wallnußbäume (Hikkery?) und den Zuckerahorn und mehr noch Eichen, Buchen, Akazien, Eschen, Pappeln und alle Holzarten Deutschlands; besonders sind die Nadelhölzer zum Schiffbau von preiswürdigster Güte. — Die Baumwollenstaude gedeiht an mehrern Orten eben sowohl, als unsere Gartengewächse, nebst mehrern sehr schätzbaren Wurzeln und Kräutern, namentlich den Ginseng (s. China) Weitzen, aber nur Sommerweitzen, wird in reicher Menge erbaut. Von Wintersaat weiß man hier noch nichts!

Auch der Tabacksbau ist einiger Orten nicht unbedeutend, sehr geringfügig aber der Obstbau. — Auch an den nützbarsten Mineralen ist das Land nicht arm, an Eisen, Kupfer, Blei, Schwefel und Steinkohlen nicht!

Welch ein Land kann Canada werden!

Das ganze Land, welches 1763 von Frankreich an England abgetreten wurde, ist in Ober- und Unter-Canada abgetheilt, und der größte Theil der europäischen Einwohner sind in Abkunft, Sitten und Sprache Franzosen.

Das Land hebt sich, insonderheit seit des klugen Gouverneurs Simcoes Anstalten, immer mehr. Man hat nicht nur aus den nordamerikanischen Staaten viele neue Anbauer erhalten, sondern während der Revolution in Frankreich haben sich viele Royalisten hierher begeben. — Und wer weiß, was in allerneuesten Zeiten in Europa vorgehen kann, das für Amerika überhaupt und für Canada besonders sehr von Folgen werden könnte! — In Amerikas vereinigten Staaten fangen die Ländereien an schon sehr theuer zu werden; aber in Canada gibt die engländische Regierung jedem neuen Kolonisten 200 Morgen (Acres) Land umsonst, und fordert vor der Hand keine unmittelbare Abgaben von ihnen.

Die Provinzen werden fast, wie England selbst, regiert, und, wie in den vereinigten Staaten, so herrscht auch hier völlige Religionsfreiheit, und die französischen Klöster und Geistlichkeit sind im völligen Besitz alten Eigenthums und Rechts.

Simcoe hat neue Ortschaften und Landstraßen angelegt. Die Dundas-Straße, die in der Mitte des Sees Erie anfängt, läuft an den Ontario hin, wird an 100 Meilen betragen, wenn sie fertig seyn wird, und Canada mit den vereinigten Staaten verbinden.

Nur nah am Lorenzflusse ist das Land in gutem Anbau — im Innern waltet Wald und Wildheit der alten Urnatur.

Quebeck, die erste Stadt des Landes und die Hauptstadt von Untercanada, liegt am Lorenzfluß auf hoher Landspitze. Hundert Linienschiffe haben Raum in dem Bassin, das der Strom vor der Stadt bildet. Der unten am Hafen liegende Theil hat enge, dunkle Gassen, ungesunde Luft und ist größtentheils nur von Schiffsfahrern und Kaufleuten bewohnt — die obere Stadt begreift das Schloß des Stadthalters, das Versammlungshaus der Regierung, mehrere Kirchen und Klöster, und zählt in 2000 Häusern 14000 Einwohner.

Die Umgebung der Stadt ist romantisch — die Felsenmassen, die Ströme, die weglosen Wälder, die Berge und Seen, Städte, Dörfer und die angebaueten Ebenen, die man von einigen hohen Punkten übersieht, verwirren fast die Sinne. — Der eine Meile breite Strom, den man von der obern Batterie bis zu der Insel Orleans erblickt, bringt die Schiffe dicht unter die Füße des Sehers. Sein südliches Ufer ist mit hohen Bäumen besetzt und mit vielen Baien und Vorgebirgen versehen, da das gegenüberliegende Ufer dicht mit Häusern besetzt ist, hinter welchen sich eine lange Kette Berge erhebt.

Trois Riviers (weil hier der Maurice in drei Armen in den Lorenz mündet, also genannt) hat ein Drittehalbhundert Holzhäuser mit etwa 1200 Einwohnern. — Die Urselinerinnen machen in ihrem Kloster mancherlei Putz, Spielzeug und Arbeitskörbe aus Birkenrinde. Ein Hospital ist mit diesem Kloster verbunden. — Der Handel, der hier mit den Indiern in Pelzwerk getrieben wird, ist wohl nicht unbedeutend.

Montreal auf einer Insel im Franziskussee, die an 6 M. lang ist bei 2 M. Breite, hat an 1200 Häuser, wovon die kleinere Hälfte von Stein ist, und in welchen 5000 Einwohner sich aufhalten. Das Leben der Stadt rührt größtentheils vom Handel mit Pelzwerk her. — Man rechnet 6 Kirchen und unter den 5 Klöstern ist eins für Kranke, ein anderes aber für Erziehung junger Mädchen bestimmt.

Unbedeutend sind die Städte Sorette, Kingston und Niagara, deren keine über 100 Häuser hat; und mehrere Forts, als Chippewai, Erie u. s. w. sind nur gegen unvermuthete Angriffe der Wilden angelegt, die auch noch jetzt nicht ganz unbeachtet bleiben dürfen.

Eine eigene Art Ortschaften — Paroisen — entstehen durch die Ansiedlungen der Europäer, deren jeder einen Platz von 4 Morgen Länge und 30 bis 40 Morgen Tiefe empfängt (s. vorher). Man brennt den Wald, wie in andern Gegenden auch geschieht, nieder, um ihn urbar zu machen. Mehrere solcher einzelnen Ansiedlungen haben eine Kirche gemeinschaftlich, und der Besitzer einer Woh-

nung hat seine sämmtlichen Grundstücke in der Nähe derselben — Wald, Feld, Wiese, Garten. Man baut die Häuser nur von einem Stock, mit einer Stube, und ist im Hausrath sehr einfach. Man hält außer dem Zuchtvieh ein oder einige Gespann Pferde, einen Schlitten, eine leichte Kalesche und einen zweirädrigen Karren. — Jagd und Fischerei hat zur Zeit noch Jederman frei.

Die Viehzucht, welche die Canadier treiben, ist nicht unbeträchtlich; man hält gegen ein Schock Schafe, ein Dutzend Kühe und viele Schweine und Federvieh. — Milch und Butter werden sehr gerühmt und doch macht man nur wenig oder vielmehr gar keinen Käse. — Aber anstatt auf Winterfutter fürs Vieh bedacht zu seyn, läßt man es selbst im Winter im Freien und füttert es mit etwas Heu auf dem Schnee, oder schlachtet das meiste im Herbst und läßt das Fleisch tüchtig durchfrieren, um es bis in den Mai zu halten.

Der Handel ist, wie fast in allen unkultivirten Gegenden, Tauschhandel. Man berechnet alles nach Biberfellen, und rechnet 10 derselben am Werth einer mittelmässigen Flinte, zwei einem Pfunde Schießpulver gleich u. s. w. Eines völlig ausgewachsenen Elenns Haut gilt ebenfalls zwei Biberfelle; zwei Marderfelle eine Biberhaut.

Der bedeutendste Handel ist mit den größtentheils von den Wilden eingetauschten Pelzwerken, wogegen man mancherlei europäische Waaren, vor allem aber Branntewein und namentlich Rum, gibt, wovon ein Gallon oder vier Kannen 4 Biberfellen gleich gerechnet werden. Zwölf Nähnadeln stehen einem Biberfelle gleich. — Der Gewinn der Engländischen Handelskompagnie ist bei diesem Tausch so groß, daß ein Gallon Branntewein auf 18 Thaler ausgebracht ist.

Wie bedeutend ein so gewinnreicher Handel ist, ergäbe sich, wenn man den ganzen Umfang desselben wüßte. — Blos von der Moschusratte, deren 6 Felle einem Biberfelle gleich stehen, werden an 2000 Stück eingeführt — Bärenhäute führten die Engländer im Jahre 1799 an

21000 ein, und in demselben Jahre 106,000 Biberfelle; von dem Waschbär wurden sonst über 100,000 Felle nach Europa gebracht, von Füchsen an 12000.

Die Nordwestkompagnie, die sich erst spät nach der Hudsonsbaikompagnie etablirte (1788) führte 1799 dennoch schon 32000 Marderfelle ein, und in demselben Jahre an siebentehalbtausend Felle von der größern und kleinern Fischotter.

Daß dieser Handel indessen zu seiner Zeit eine starke Abnahme erleiden wird, läßt sich voraussehen. Man jagt und schießt ohne alle Gedanken an die künftigen Vorräthe. Man weiß, wie sehr der Fang der Zobel und der Seeottern und verschiedenen Arten von Füchsen in Rußland abgenommen hat. — Jahrhunderte braucht ein Baum zum Wachsen, aber in wenigen Minuten hat ihn das Feuer vernichtet.

VI.

Nordamerikas vereinigte Freistaaten.

Die Größe dieser bedeutenden Ländergebiete rechnet man, aber freilich mit sehr ungewisser Rechnung, auf 43000, und mit Luisianas Inbegriff auf 47000 Q. M.; ja mit Ungewißheit von Luisianas Grenzen und mit Zuziehung mehrerer Gebiete, die in der That noch von freien Indiern bewohnt werden, an 90,000 Q. M.

Von Nord nach Süd zieht eine große, in mehrere Aeste gespaltete Gebirgskette durch das Land und theilt es in zwei Theile — die östlichen und westlichen Staaten. Die Gebirge gehen von den Mündungen des St. Lorenz bis zu Mexikos Meerbusen, und das Land an den beiden Seiten der Gebirge zieht sich in mäßiger Abdachung dahin. — Es gehören zu diesem Berggürtel die Allegany-Berge, oder die Gebirge ohne Ende, die von Georgien bis

Pensylvanien streichen, von welchen südöstlich die blauen Berge, und noch südlicher die Apalachen laufen. Die Ausdehnung dieser Gebirge in der Länge ist zwar sehr bedeutend, aber die Höhe der einzelnen Bergrücken ist wenigstens nicht außerordentlich — und die höchsten, die weißen Gebirge in Neu Hampshire, sind noch nicht volle 8000 F. über die Meeresfläche erhoben, ja selbst Berge von 4000 F. sind schon selten. — In einer Länge aber von mehr als 250 D. M. laufen 5 bis 6, ja da und dort sogar 12 Gebirgsreihen neben einander hin. Diese Kettengebirge messen 20, 30, ja 40 D. M. Große Thäler von mehrern tausend Q.M. Flächeninhalt sind zwischen den Gebirgen eingeschlossen.

Diese großen Gebirgsmassen sind die Wasserbehälter für die vielen Flüsse, welche das östliche und westliche Gebiet der Freistaaten bewässern. — Die östlichen, nach dem atlantischen Meere zu liegenden 16 Staaten — die erstern Stamm- oder Urprovinzen, sind allein durch mehr als 28 Ströme bewässert, und die entgegengesetzte Richtung des Gebirges sendet an 40 zum Theil sehr beträchtliche Flüsse in das westliche Gebiet.

Der gewaltige Ohio allein nimmt an 40 zum Theil schiffbare Flüsse auf, bevor er sich mit dem Missisippi vereinigt. — Er entsteht selbst aus der Vereinigung zweier bedeutender Ströme, des Alleghany und Monongahela; mit Recht heißt er der schöne Fluß, wegen seiner sanften Strömung und seines klaren Wassers. — Auch ist er für das 18000 Q. M. betragende westliche Gebiet der Staaten der Hauptfluß für den Handel. — Sein ganzer Lauf mag an 240 Meilen betragen. — Der Connecticut, welcher aus Canada kommt, hat einen Lauf von einigen hundert Meilen, und fällt mit einer Mündung von vier Meilen Breite ins Meer. — Während seines Fortströmens nimmt er an fünfhundert Flüsse und Bäche auf. — Vierzig Meilen vor seinem Austritt ins Meer wird er zwischen zwei steilen Gebirgen so eingeengt, daß er kaum 15 Fuß Breite hat. Es soll Muth dazu gehören,

das wilde Rauschen und Toben des beengten Stroms nur anzuhören, der in Jahrhunderten noch nicht Macht gehabt hat, die Felsenwände zu erweitern, obwohl er Bäume und Eisschollen mit einer so furchtbaren Macht durchführt, daß die erstern, wie vom Bliz zersplittert werden und das Eis in Staub zerstiebt. Dies ist jedoch nur bei niedrigem Wasserstande der Fall, wo die Stromenge einen Zickzack mit sehr scharfen Winkeln bildet. — Unterhalb der Stromenge sind die Wiesen meilenweit mit zersplittertem Holze überdeckt. Zur Zeit hoher Fluth ists aber möglich, Holzstämme und große Mastbäume durchzuflössen, die dann mit Blitzesschnelle dahin schießen. — Das unnatürliche Zusammenpressen des Stroms verändert ganz die Natur des Wassers, denn es scheint ein durchaus dichter Körper geworden zu seyn, denn Eisen und Blei sinken eben so wenig unter, als das leichteste Holz, und mit keinem Brecheisen wäre man im Stande, sich in den Fluß einzuzwängen.

Der Hudsonfluß läuft, bei sehr verschiedener und wechselnder Breite mit dem vorigen in gleicher Richtung. Der Mohawk-Fluß verbindet ihn mit dem Ontario. Er mündet mit 10 kleinern und vier größern Flüssen in einer Bai, oder in einem Sunde der 28 Meilen lang und an mehreren Orten 5 Meilen breit ist, und ist der größte aller hier einfallenden Flüsse. Die Handelsstadt Neujork liegt auf einer Insel, die durch ihn hervorgebracht ist.

Der Delaware, fließt von Westen des Hudson her, nach Süden zu, und strömt in einer Bai aus, die er sich wohl selbst durch die Gewalt seiner Strömung gemacht hat, und die 10 Meilen Länge und halb so viel Breite hält. Er wird erst durch Vereinigung mit dem Schuylkill mächtig, vor welcher Philadelphia liegt.

Der Susquekanna und der Potamak, die von den Alleghanen kommen und zum Theil für große Schiffe fahrbar sind, der Rapahanok der ebenfalls zu den größern Flüssen gehört, der York und Yamsfluß, und eine Menge unbedeutenderer Flüsse, fallen alle in den größten Sund dieses Theils der nordamerikanischen Küsten, in

die Chesapeakbai (Dschesepikbå), die in der That als eine Sammlung von Baien, Buchten, Mündungen und Häfen zu betrachten ist, an welchen schon jetzt viele bedeutende Städte und Ortschaften liegen und lebhaften Handel treiben. — Ihre Breite geht von 2 bis 8 geographischen Meilen, aber die Länge ist 58 Meilen.

Den Missisippi, den Vater der Flüsse und Gewässer, nennen wir zuletzt. Seine Quellen hat wohl kein Europäer gesehen, und so bleibts immer ungewiß, ob er im weißen Bärensee, oder ob er höher hinauf entspringt? Er fließt in einem Lauf von vierhundert und sechszig deutschen Meilen von Norden nach Süden, und theilt durch seinen Lauf das Land, in das östliche und westliche. Die Menge der Flüsse die er aufnimmt ist, namentlich der von Westen her kommenden, keineswegs bekannt. Nur der rothe, schwarze und weiße Fluß, der Akansa, Moinel und Petersfluß sind unter den hineinfallenden die Bekannten. — Besser weiß man die große Zahl der Flüsse zu nennen, die von Osten her ihm zuströmen, als der Ohio, der Cumberland und Tenassi, der Illinesenfl. und der Quiscoring, die sämmtlich große Flüsse sind. — Vierzig Meilen unterhalb des Bärensees hat er die Wasserfälle von St. Anton, wo der Strom in einer Breite von 500 Schuh, 30 F. herabstürzt. Unterhalb des Falles liegt im Strom eine kleine Insel, wo auf tausendjährigen Eichen die Adler ruhig horsten, weil sie an diesem unzugänglichen Platz einen sichern Schutz haben. Da wo der große Petersfluß einfällt, liegt eine merkwürdige Höhle nahe, deren Eingang 10 F. das Innere aber 15 F. hoch ist, und in welcher sich ein unergründlicher See findet. Die Nadowessier nennen ihn die Wohnung des großen Geistes, und haben deshalb in der Nähe desselben ihren allgemeinen Begräbnißplatz gewählt.

Von allen in den Missisippi hineinfallenden Flüssen, ist wahrscheinlich der von Westen kommende, in seinen Quellen unbekannte Missouri der größeste, und weit nach

Westen wohnende Nationen kommen auf ihm zum Handel nach Luisiana herab.

Der Flüsse Vater mündet in 3 Hauptausflüssen in den Meerbusen von Mexiko!

Zu bestimmten Zeiten überschwemmt der mächtige Strom das Land, welches auch der Missouri thut; richtet aber, da bei den flachen Ufern das Wasser ohne Widerstand austritt, nicht viele Verheerungen an. Bei den Mündungen trieb er sonst Inseln und Sandbänke, durch herbeigeschlämmte Erde, Baumstämme und Schilf zusammen.

Man reist stromab sehr bequem auf diesem Riesenfluß, denn seine Fälle sind weder sehr bedeutend, noch liegen sie auf dem Theil des Flußgebiets, der am meisten befahren ist, nämlich vor dem Zusammentritt mit dem Ohio an, bis zur Mündung, welche Strecke von 260 Meilen in 3 Wochen zurück gelegt wird. — Man fährt auf platten 40 F. langen und 12 F. breiten Fahrzeugen hinab, die man nach der Ausladung verkauft, indem man stroman kleinere Fahrzeuge braucht. Zur Zeit der Ueberschwemmung kann man mit ziemlich großen Fahrzeugen auf diesem Strom fahren.

Uebrigens ist der Missisippi durch seine Fischerei, und dadurch, daß er von März bis Juni zur Bewässerung der Reisfelder gebraucht wird, den Anwohnern sehr wichtig.

Von den Seen muß der Champlain genannt werden, der mit dem Hudsonsflusse verbunden, einen großen Handelsweg für die nördlichen Freistaaten eröffnen würde. Er ist 17 Meilen lang, und 3 Meilen breit, und überaus tief, und steht mit dem 7 M. langen Georgensee in Verbindung.

Die Küste dieses hier zu beschreibenden Theils von Nordamerika ist, wie sich schon aus der Beschreibung der Flüsse ergibt, voller Busen, Buchten und Baien, und freilich auch voller unzähliger Sumpf und Moraſtgegenden. — Zwischen dem Staate Maine und Neuschottland, ist die große zehn Meilen weite Foundy Bai, in deren Busen sich der St. John (weiter ober-

wärts Clyde genannt) ergießt. — In die Bai Passaquamidi fällt der St. Croix, und in die Penobscot der gleichnamige Fluß. — Die bei weiten wichtigern Baien sind bereits angeführt.

Wie gelegen ist diese Küste, für einen großen Welthandel, von den nördlichsten Staaten an, bis zu den südlichsten!!

Daß in einem Lande von so großer Ausdehnung das Klima sehr verschieden sein werde, ist nicht einmal nöthig anzuführen. — Was über dem Hudsonsfluß liegt, hat gleich rauhes Klima mit dem angrenzenden Canada; aber die nächst südlicher gelegenen Provinzen haben, bei sehr strengen Wintern, glühende Sommer — aber freilich wechseln beide Temperaturen nur allzusehr, und keine hält lange an. — In den südlichsten Gegenden verschwindet allgemach der Winter ganz.

Im Ganzen ist es auch von diesen Ländern wahr, was schon früher von den nördlicher gelegenen gesagt ist, nämlich daß je westlicher die Länder liegen, dieselben unter gleichem Breitengrade desto milder sind. — Geht man von der Küste aus nach Westen zu, so nimmt zwar anfangs die Kälte merklich zu; aber ist man auf die Spitze der aleghanischen Gebirge gekommen — die höchste Gegend zwischen dem Missisippi und dem Meer — so ist es von nun an gerade umgekehrt, und alles wird, je westlicher, je milder, und vieles gedeihet ohne alle Kultur, was östlich sehr gepflegt werden muß. — Thiere und Pflanzen, und der Frühling und die Ernte treten immer früher und früher ein. — Es ist blos die große Gebirgskette, welche diesen Unterschied in der Temperatur hervorbringt. — Des Regens strömt hier doppelt so viel herab, als in der alten Welt unter gleichen Graden, und verwandelt Sümpfe in Seen von mehrern hundert englischen Meilen Umfang. (Ueberhaupt ist die Oberfläche der Gewässer in den Freistaaten wohl an 3000 Q. M., die mächtigsten Ströme nicht mit eingerechnet.) Der Thau fällt stärker und gewaltiger, und die Temperatur von Philadelphia war zu Franklins Zeit, wie die zu Petersburg und Stockholm, die um 20 Grad nörd-

licher liegen. Das Rennthier findet sich hier schon gegen den 40sten Breitengrad; in Europa aber erst gegen den 60sten. Das nämliche Verhältniß findet sich mit ähnlichen andern Thieren. Daß das Klima durch mehrern Anbau sich um vieles verbessern werde, ist schon erwähnt und in der That ist es zum Theil schon geschehen. Der St. Lorenz fror sonst einen Monat früher zu; die Jahreszeiten waren fester und regelmässiger als jetzt (was gewiß keine Verbesserung ist.) Der Winter ging plötzlich in einen glühend heißen Sommer über, der nur 6 Wochen dauerte, und im September waren alle Erndten beendigt. Jetzt ist der Winter mit vielem Thauwetter unterbrochen, der Sommer dauert weniger heiß, länger und im Oktobers Ende wird erst die Erndte beendigt.

Die Winde sind wechselnd, und es ist Seltenheit, daß einer ein paar Tage weht. Die Luftströme kommen in wenigen Stunden, bald aus dieser, bald aus jener Weltgegend, und bringen die schnellsten Veränderungen hervor. Der Nordost ist der feuchteste und kälteste Wind, und bringt vielen Schnee und im Sommer Regen, aber er wird um so trockner, je weiter er westlich streicht. Der Südwest, der gewöhnlichere Sommerwind bringt Regen und Gewitter, und im Winter schneidende Kälte, und wenn er im Sommer schwüle Gewitter hat herbeigeführt, bringt Abends der Nordost empfindliche Kühle. — Doch wie schon erwähnt ist, sind weiter westlich hin diese plötzlichen Wechsel unbekannt, daher auch in diesen Gegenden viele Krankheiten seltner sind, wenn wir auch das furchtbar gelbe Fieber hier nicht mitrechnen wollen, da dieses wahrscheinlich nur eine Küstenkrankheit ist.

Wie verschiedenartig muß auf so großen Räumen der Boden seyn! — Die europäischen Ansiedler theilen ihr Land in verschiedene Klassen. — In Sandland, welches nur Nadelholz trägt, und sehr wohlfeil verkauft wird; in Grundland (Bottomland) oder nach unserer Art Gartenland, mit tiefen schwarzen fruchtbaren Boden, welches sehr theuer ist; das Wallnußbaumland (Hic-

coryland) trägt fast alle Arten Forstbäume, und in südlichen Staaten selbst Weitzen, Mais, Baumwolle und Taback. — Auch die Sumpfgegenden werden zum Anbau verschiedener Arten Bäume und Rohr, besonders aber in südlichen Gegenden für den Reißbau, benutzt.

Wie tragbar ein Boden werden muß, der Jahrhunderte sich mit allen befruchtenden Stoffen gesättiget hat, und auf welchem die jährlich abfallenden Baumblätter in Verwesung gegangen sind, läßt sich leicht errathen. — Mit dem Anbau des Landes aber werden die Wälder ausgelichtet, die Ausdünstungen werden, da die Sonnenstrahlen einfallen können, stärker, die Wärme steigt und die Feuchtigkeit vermindert sich. Ob dadurch, wie Aerzte behauptet haben, vor der Hand mancherlei Krankheiten mehr entstehen müssen, mögen sie zu rechtfertigen suchen.

Wir müssen der Savanen erwähnen, die besonders im westlichen Theil der Freistaaten hunderte von Quadratmeilen einnehmen. — Es sind große nur mit hohem Gesträuche und starken Grase besetzte Ebenen — fast wie die Steppen in der Tartarei. Selten nur finden sich einige Bäume. Sonst weideten große Heerden wilder Ochsen hier, aber seit der Zeit die Kolonisten ihrem Vieh Schellen eingehängt haben, sind die wilden Thiere über den Missisippi geschwommen. In Carolina und auch in andern Provinzen finden sich große, mit zehn und mehr Fuß hohen fingersstarken Rohr bewachsene Brüche. Man muß sich oftmals erst mit dem Beil in der Hand einen Weg durchhauen. Der Boden dieser Brüche ist eine sehr fette seifenartige Erde, die im Sommer verhärtet.

Unter den größern Sümpfen und Morästen mögen manche im Verschwinden seyn. — Der große Sumpf in Northumberland in Pennsylvanien hielt 12 Meilen Länge und 3 M. Breite. Ein anderer Bruch, der in Mariland sich findet, hat 150,000 Morgen Inhalt. Er ist mit den üppigsten Bäumen besetzt, und in seinen dichten Waldungen halten sich Bären, Wölfe und mancherlei Wildpret auf. Seltsam ist, daß das Wasser dieses Bruchs nie fault,

nicht übel riecht, und die Anwohner gesund sind, und ziemlich alt werden. — Ein Feuer welches 1782 in diesem Bruch entstand und 4000 Morgen Bäume in 12 Stunden in Asche legte, gab durch seine Wolken von Dampf und Asche, durch die Flammen und Blitze, die an 100 F. in die Höhe fuhren, durch das Brausen der Flammen und Krachen der Bäume, ein furchtbares Schauspiel. Man will den Widerschein des Feuers auf 90 Meilen im Umkreise gesehen haben.

Zwei andere Sümpfe in Nordkarolina halten, der eine über 500,000 Morgen, und der andere, der drei Seen einschließt, noch weit mehr. — Höchst merkwürdig ist der große Sumpf in Georgien, der 60 Meilen Umfang hat, und in der nassen Jahrszeit, einer See gleicht, die mehrere fruchtbare Inseln umschließt.

Wie verschiedenartig, und zum Theil wohl unbekannt, mögen die Erzeugnisse dieser weitläuftigen Länder seyn. Die wilden Vierfüßler sind mit denen von Canada einerlei, nur daß wir hier noch der Tigerkatze oder Jaguars (Puma) erwähnen müssen, den man von Canada an, bis nach Patagonien hinab findet und des Stinkthiers oder Skunks, welches sattsam bekannt ist. — Ochsen und Hirscharten weiden in ganzen großen Heerden; unsere eingebrachten Hausthiere haben sich hie und da herrlich vermehrt, und werden selbst von einigen wilden Nationen gebraucht.

An allen Arten Geflügel ist das Land sehr reich; aber die schönen Stimmen unserer Sangvögel fehlen ganz. Die sanften Töne des Spottvogels, einer Drosselart, sind das einzige, was dort Sangartiges gehört wird. Des jagdbaren Land und Wasser-Geflügels ist eine unbeschreibliche Menge vorhanden. Puter oder Truthüner finden sich in südlichen Gegenden in Heerden von 5000 und mehrere sind an 40 Pfund schwer. Die Papageien sind in den nähmlichen Gegenden ebenfalls keine Seltenheit. An Amphibien hat das Land einen nur allzugroßen Ueberfluß, der bei der großen Masse feuchter Gegenden jedoch nicht zu bewundern ist. — In den südlichen Gegenden findet sich

schon der Krokodil (Alligator — Kaiman) zum Theil in furchtbarer Menge. An Schlangen — die Klapperschlange vorzüglich mit gemeint — zählt man 20 Arten. — Unter den Fröschen erwähnt man den Brüllenden, der mit seiner Ochsenstimme die andern eben so sehr an Stimme als an Größe übertrift (Ochsenfrosch.) Schildkröten sind in den Gewässern, aber auch auf dem Lande und in Sümpfen sehr häufig. Die Meersküsten aber liefern in südlichen Staaten die meisten.

Nicht glaublich ist der Reichthum an Fischen, und namentlich an Lachsen, an Makrelen, deren man schon zu mehr als 18000 Tonnen nach Westindien ausgeführt hat, an verschiedenen Karpfenarten, und auch an Heringen, deren noch bedeutend ausgefahren wird.

Eine unzählige Menge Insekten überdeckt in manchen Provinzen das Land, unter welchen die lästigen Muskiten und die große Vogelspinne, die den Kolibri bestrickt, eben sowohl genannt werden müssen, als die erst vor noch nicht 140 Jahren aus Europa eingebrachten Bienen, die sich in den nördlichen und mittlern Staaten, in welchen sie jetzt sich noch allein finden, so unglaublich vermehrt haben, daß 1790 an 250,000 Pfund Wachs ausgeführt wurden. Auch der Seidenwurm hat sich im Norden und Süden sehr ausgebreitet.

Groß und mannigfaltig ist das Reich der Pflanzen, und bei weitem noch nicht in allen einzelnen Arten entdeckt. Welch eine Menge von Holz, an welchem man schon vor einem Vierteljahrhundert an 270 Arten zählte! Treflich brauchbar sind so viele Arten Nadelhölzer — (die Weymouthskiefer, die weit über 100 F. hoch wird, nebst Tannen, Fichten, Zedern, auch Zypressen) zu Masten, Feuerung, Potasche, Terpentin, Bohlen und Planken; und siebzehn Arten Eichen geben Bau und Stabholz und Gerberrinde. Beide Arten Bäume, die verschiedenen Nadelhölzer und Eichen, brachten an Holz, Potasche, Terpentin, Pech rc. 1790 einen Gewinn von 2½ Million Dollars. — Rechne man dazu die Wallnüsse, Birken u. s. w. und vor allen die

herrliche Magnolie und den nützlichen Zucker-Ahorn. Dem erstern so schönen Baum geben nur die südlichen Provinzen eine Heimath. Völlig gerade hebt er sich 100 Fuß, und seine prachtvollen duftenden Blumen halten an 9 Zoll in Durchmesser. — Der Zuckerahorn geht von Canada bis zu den südlichsten Staaten hin, und ganze Gebiete sind von der Natur damit bepflanzt. — Schon lange kannten die Wilden die Kunst Zucker daraus zu ziehen. Ein zehnjähriger Baum kann schon mehrere Jahre hintereinander benutzt werden, und gibt alljährlich aus 50 Pinten Saft (in 6 Wochen) leicht 4 Pfund Zucker. Man bohrt den Baum an, wie unsere Birken. — In Pensilvanien enthält ein einziger Canton allein 250,000 Morgen Ahorn-Bäume. Man bereitet schon jetzt wahrscheinlich an 100 Million. Pfund groben Zucker; auch Essig, und Wein macht man aus dem Safte.

Wein wird schon in verschiedenen südlichen Provinzen gebauet, doch mag es mit diesem Bau noch nicht recht fort wollen. Wichtiger sind der Bau des Tabacks, der in südlichern Staaten vorzüglich gebaut wird, und 1790 eine Ausfuhr von 4 Mill. Piaster erlaubte; und des Indigo und der Baumwolle, die auch nur südliche Produkte sind. Der erstere ist nicht von besonderer Güte. — Am wichtigsten ist der Getreidebau, wovon im J. 1790 an 8 Mill. Piaster oder Dollars exportirt wurden. — Der Theebaum seit 1770 eingeführt, soll in Georgien sehr gut gedeihen; die Palmen aber sind bis auf die Zwergpalme nicht fortgekommen, die mit Kartoffelmehl vermischt, einen herrlichen Sago gibt.

Unter so vielen andern Gewächsen sollen nur noch der häufig vorkommende Ginseng, viele unserer Gartengewächse, und der Kartoffeln erwähnt werden.

Welche Reichthümer mag die Erde hier enthalten! Sie werden mit der Zeit gesucht, und gefunden werden. Die meisten Metalle sind vorhanden, unter welchen manche Art Eisen von vorzüglicher Güte ist. Wie viel Arbeiten liefert Pensilvanien, Maryland und die südlichen Staaten darin,

und 1791 wurde schon für 150,000 Piaster ausgeführt. Kupferlager sind da und dort auch schon gefunden; Steinkohlen in unglaublich großer Menge fast überall vorhanden; und an Salz fehlt es eben so wenig, als an Alaun, Vitriol, Schwefel, mineralischen Quellen, Steinen und Erdarten.

Wie lebhaft Handel und Gewerbe sein mögen, davon nur einige Angaben. 1774 betrug die sämmtliche Ausfuhr 6 Mill. 1801 aber 93 Mill. Dollars. Im ersten Jahre betrug der Gehalt aller Tonnen 198000; im letzten über 1 Million Tonnen für welche 63000 Matrosen erforderlich waren.

Die Amerikaner sind ein Gemisch von Deutschen, Engländern und Franzosen, oder von einer Vermischung dieser Nationen abgestammt. Einen andern beträchtlichen Theil machen, namentlich und am meisten in den südlichen Staaten, die Neger, denen auch hier die schwersten Arbeiten, ohne Rücksicht auf die große Hitze, aufgebürdet werden. — Die Ureinwohner werden wir an seinem Orte kennen lernen.

Es gibt eine Menge religiöser Sekten, die alle gleiche Duldung genießen. Wir erwähnen hier nur die Zitterquaker, die ehelos leben, sich einen Oberalten wählen, und überaus einfach an Sitten sind. Bei ihrem Gottesdienst sieht man zu Zeiten ganze Reihen beiderlei Geschlechts in sonderbares Zucken und Zittern gerathen. — Die Tunker oder Dümpler, eine deutsche Sekte, feiern den Sonnabend, tragen Bärte, essen nur bei ihren Liebesmalen Fleisch, und leben meistens ehelos. Sie führen ihren Namen davon, daß sie ihre Kinder bei der Taufe ganz ins Wasser eintauchen. Hier und da entstehen auch Fanatiker, die nicht selten einen bedeutenden Anhang finden. Es ist nicht noth der Presbiterianer, Quaker, Mennoniten, Juden ꝛc. zu erwähnen — wohl aber das, daß sich vom Präsidenten des Kongresses an, bis zum untersten Polizeidiener, niemand in Religionsangelegenheiten mischen darf.

Die Volksmenge dieser Staaten mit Genauigkeit zu beimmen, ist beinahe unmöglich. Von 80,000 eingewanderter Kolonisten waren im Jahr 1751 schon eine Million vorhanden, und im Jahr 1800 war die Zahl der Einwohner auf 6 100,000 gestiegen, woranter 877,000 Sklaven waren Daß man jetzt schon von 8 Millionen Bevölkerung sprechen will, ist doch wohl zu früh, obschon große Ländergebiete hinzugekommen sind.

Bei dieser steigenden Bevölkerung steigt auch der Preis der Grundstücke, wiewohl noch unbebaueter Acker in grosser Menge vorhanden ist. In Pensylvanien galten sonst 100 Morgen (Acres) in den entferntesten Gegenden kaum ein Paar Thaler, und in den näher gelegenen Gegenden noch nicht vierzig Thaler; da hingegen jetzt ein einziger Acker in der Nähe von Philadelphia 120, ja, wohl gar zuweilen 300 Thaler, kosten kann.

Man berechnete, daß um 1794 die sämmtlichen Staaten 2,200,000 Morgen Land zu verkaufen hatten — eine Kleinigkeit, gegen das, was einzelne Eigenthümer zu verkaufen haben. Mancher Gutsbesitzer allein besaß damals noch über 600,000 Morgen verkäufliches Land, und blos im Genesee-Gebiet hatte ein Kommissar einer Londoner Gesellschaft 6 Millionen Morgen zu verkaufen. Ein gewisser Maxwell in Nordkarolina hatte 1761 einen Strich von 33000 Morgen für 3000 Thaler gekauft — da er das Land besahe, reuete ihn der Handel und empfing auch sein Kaufgeld zurück. — 1772 war diese große Pflanzung so im Werth gestiegen, daß sie für das Gebot von 132000 Thaler nicht verkauft wurde.

Die Regierungsverfassung verbindet 20 von einander unabhängige Provinzen zu einem Ganzen durch einen Generalkongreß, der sich aus den Abgeordneten sämmtlicher Provinzen bildet, dessen beide Abtheilungen — der Senat und das Haus der Repräsentanten — die gesetzgebende Gewalt ausmachen. — Neben diesem Kongreß besteht die vollziehende Gewalt, deren Präsident Chef aller Land- und Seetruppen ist, der

den Generalkongreß zusammen berufen, Gesandte ernennen, begnadigen, und sogar unter Beistimmung von zwei Drittheilen Senatoren Traktaten mit fremden Mächten abschließen darf. — Die Gerechtigkeitspflege für alle Staaten läuft in einen obersten Gerichtshof zusammen. Jede einzelne Provinz hat übrigens ihr Ober- und Unterhaus besonders; einige Staaten haben auch noch ihren Gouverneur.

Die Staatsverwaltung ist sehr mild, und kostete für das Innere nur 266,000 und für die auswärtigen Angelegenheiten nur 68000 Dollars. Das Militär erfordert 485,000, die Marine aber 3,800,000 Dollars. — Wie wenig! Zur Landwehr gehört alle Mannschaft von 16 bis 60 Jahren. Sie mag an 700,000 Mann betragen — vielleicht 900,000.

Wir geben nun die Namen der Provinzen, und wollen nun das Wichtigste in jeder derselben erwähnen.

1) Main 2) Neu Hampshire 3) Vermont 4) Massachusets 5) Neu York 6) Connecticut 7) Rhode Island 8) Neu Jersey 9) Pensylvanien 10) Delaware 11) Maryland 12) Virginien 13) Nord-Carolina 14) Süd-Carolina 15) Georgien 16) Kentuky 17) Tenaßi 18) N. Westgebiet 19) Indiana 20) Franklin.

Hierzu kommt nun noch Louisiana, und in allerneuesten Zeiten Florida.

Maine ist die nördlichste Provinz sämmtlicher Staaten, sehr gebirgig und mit mächtigen Wäldern versehen. Die wenig untersuchten Berge sind Fortsetzungen der in Neuhampshire angrenzenden Schneegebirge. Unter seinen vielen Flüssen ist der mächtige St. John, der näher nach seiner Quelle zu der Clyde heißt.

Die Städte York mit einem Hafen und 3000 E. — Falmouth mit 4000 E. — Portland, eine Hafenstadt mit 3000 E. sind zu erwähnen.

Neu Hampshire wird von den blauen Bergen durchzogen, und nordwärts von den fast immer mit Schnee bedeckten weißen Bergen. Unter den einzelnen Bergen soll der Washington 10,000 Fuß hoch seyn. An Flüssen, Seen, Sümpfen fehlt es nicht, und am Connecticut liegen die fruchtbarsten Ländereien. Man rechnet das Land zu fast 900 Q. M. mit 184,000 E. in 151 Kirchspielen.

Portsmouth mit 1200 hölzernen Häusern und großen Hafen, ist die größeste Stadt und ist offen. An Kirchen, Schulen, Vergnügungsorten (Privatbühnen u. s. w.) fehlts nicht.

Vermont ist einer der neuesten Staaten mit einer Bevölkerung von 160,000 Seelen; und Lennington mit 4000 Einwohnern der Hauptort.

Massachusets. Die Stadt Boston hat an 25000 Einwohner und gehört zu den Städten des ersten Ranges in Nordamerika. Sie hat viele Manufakturen, einen lebhaften Handel, 17 Kirchen, mehrere Schulen, eine Akademie der Wissenschaften, mehrere Druckereien, und ihr großer mit einem Leuchtthurm versehener Hafen faßt 500 große Schiffe. Das als Vorstadt angesehene Cambridge mit mehr als 2000 Einwohnern hat eine Universität, Bibliothek, Sternwarte und andere gelehrte Einrichtungen.

Salem mit 8000 E. hat 5 Kirchen, Buchdruckereien, wichtige Schiffswerfte und beträchtliche Rumbrennereien und Segeltuchmanufakturen.

In Lynn sind die 2300 E. größtentheils Schumacher, die zuweilen 170,000 Paar, meistens Frauenzimmerschuh von Stoffen, verfertigen. — Ipswich mit fast 5000 E. verfertigt viele Spitzen.

Mehrere Städte, deren Bevölkerung selten über 2000 steigt, treiben Stockfischfang, Viehzucht, Seiden- Baumwollen- und Linnenweberei. Buchdruckereien sind in mehreren Städten. — Der Viehstand in dieser Provinz nebst Main betrug 1784 schon an 650,000 St., worunter an 300,000 St. Rindvieh war. — Der Landbau ist noch nicht bedeutend, aber Aepfel werden in unsäglicher Menge gebaut, um Cyder (Obstwein) daraus zu bereiten. — Rumbrennereien sind über 60; an den Flüssen viele Sägemühlen, auch Papiermühlen. — Thranbrennereien, Eisengießereien und selbst eine Glashütte finden sich.

Neu York hat auf 2470 Q. M. nicht mehr als 600,000 Einwohner, und ist an Wald, Fischereien und besonders an Mineralien sehr reich. Auch Naphthaquellen finden sich.

Die Hauptst. Neu York soll in 4000 Häusern an 90000 Einwohner haben. Im Hafen derselben liegen zuweilen an 400 Schiffe.

Albany hat 4000 H. und bedeutende Glashütten. — Hudson mit 5000 Einwohnern ist ein ganz neuer Ort und sehr industriös auf seinen Schiffswersten und in seinen Segeltuchmanufakturen und Thransiedereien.

Man baut alle deutsche Getreidearten und auch Obst sehr häufig; die stärkste Viehzucht ist auf der 44 Q. M. großen Insel Long Island. — Die Ausfuhr ist mit denen der übrigen Staaten ziemlich gleich.

Connecticut hat gleiches Klima und Beschaffenheit mit dem vorigen Staate und hat über 250,000 Einwohner.

Harfort mit 500 H. und wohlgebauten Straßen, treibt starke Handlung und große Branntweinbrennerei, hat Schnupftabacksmanufaktur, Glockengießerei, Buchdruckerei.

New London mit fast 5000 E. macht viel Hüte und Töpfe. Middletown mit 2200 E. treibt Schiffahrt und Handlung.

Man rechnet in diesem Staate auf 300 (wahrscheinlich nicht sogar bedeutende) Bibliotheken und mehrere Buchdruckereien Man hat sehr bedeutenden Landbau, denn blos das Kornland beträgt $\frac{1}{6}$ des Ganzen; Obst wird in so großer Menge gebaut, daß Cyder das gewöhnliche Getränk ist. Unter den übrigen Gartenerzeugnissen ist besonders der Bau der Zwiebeln sehr beträchtlich. — Man hat starke Viehzucht, und führt vieles, und daneben auch viel Pökelfleisch aus. — Eisenwaaren werden auch in bedeutender Menge ausgeführt — Gußwaaren, Anker, Nägel, Drath. Auch an Wachs, Papier, Leinwand, Talg, Häuten, Pelzwerke und Pottasche findet nach den übrigen Staaten, Westindien und den brittischen Besitzungen Nordamerikas, mancherlei Ausfuhr statt.

Rhode Island ist auf dem kleinen Raum von 60 Q. M. mit 70,000 E. bevölkert Die Hauptst. Newport hat 6000 Einw. und einen vorzüglichen Hafen, eine Akademie und Bibliothek. Providence hat 5000 Einwohner und macht viel Baumwollenzeug, Segeltuch und Seile und Taue.

Der kleine Staat bauet auf seinem wenig fruchtbaren Boden nicht hinlänglich Getreide, hat aber desto bedeutendere Viehzucht. Man webt viel Leinwand, brennt Branntwein und Rum, siedet Zucker und treibt lebhafte Handlung.

New Jersey mit 210,000 Einw. Die Witterung ist mild. Die Viehzucht wird stark getrieben, besonders Schweinezucht, der Bienenstand ist stark. Man baut vorzüglich viel Weitzen und noch mehr Obst.

Pensylvanien hält 2150 Q. M. mit 600,000 Einw. und wird durch die mächtigen Flüsse Delaware, Susquehannah und Ohio bewässert; der fruchtbarste Boden wechselt mit sehr unfruchtbarem. — Die Witterung ist überaus veränderlich, der Winter strenge, der Sommer heiß, Stürme sind nicht selten. Der größte Theil des Landes ist noch Wald und daher voll von allen Arten Wild — die Klapperschlangen sind einiger Orten noch sehr häufig.

Philadelphia, die größte Stadt aller vereinten Staaten, ist, wie der ganze Staat, von dem ehrwürdigen Wilhelm Penn begründet, hat 10,000 H. und wahrscheinlich weit über 60,000 Einwohner, und würde deren noch mehr haben, wüthete nicht das gelbe Fieber so furchtbar. Unter 28 Kirchen sind 2 Deutsch-Lutherische und 1 Deutsch-Reformirte — Schulen sind für alle Glaubensgenossen vorhanden — Akademien, Buchdruckereien, die 15 Zeitungen lieferten und 2 Biblotheken Der Seehandel ist überaus lebhaft und 1796 liefen 1625 Schiffe ein und eben so viel aus. — Sie war seit 1790 der Sitz des Generalkongresses, bis die große intendirte Central- und Bundesstadt Washington an den Ufern des Potomak erbaut zu werden anfing.

Lancaster hat 5000 E. und ansehnliche Manufakturen in Wolle, Baumwolle, Hüten, und mancherlei Fabriken in Eisen, Schneidemüh-

len u. s. w. — Ephrata oder Dunkerstown ist der Hauptsitz der Dümpler. — Warwik ist eine Niederlassung der mährischen Brüder, desgleichen Bethlehem. Der Feld- und Gartenbau ist nicht unbedeutend, bedeutender aber die Viehzucht. Man läßt hier, wie in mehrern Staaten, das Rindvieh noch häufig frei in Wäldern umherlaufen und hält vorzüglich viel Pferde und Schweine. Die Ausfuhr des Staats ist bedeutend.

Delaware, ein kleiner Staat mit etwa 60,000 Einw. Wilmington ist die größeste Stadt mit 5000 Einwohnern. Die Betriebsamkeit ist mit der in Philadelphia dieselbe.

Maryland hat 350,600 Einw., worunter aber über 100,000 Sklaven sind. Der Susquehannah und Potomak sind die größten Flüsse. Die blauen Berge, die Alleghanen streichen durch, und das Klima ist mild, aber abwechselnd. Hier sind nicht mehr die dichten und großen Wälder der andern Staaten. — Die Viehzucht könnte viel stärker seyn, wenn mehr Sorgfalt darauf gewendet würde. Der Ackerbau trägt viel ein, aber am meisten baut man Taback, welcher stark ausgefahren wird. Sehr reich ist das Land an Metal und Steinkohlen.

Baltimore mit 26000 E. hat eine lebhafte Betriebsamkeit in Tauen, Tabacksmühlen u. s. w. Sie gehört zu den ersten Handelsstädten der Freistaaten.

Washington im Distrikt Columbia, der zum Theil nach Pensylvanien gehört, ist auf einer von 2 Armen des Potomaks gebildeten Landzunge belegen, und hat fast 3 Meilen Umfang. Das Haus für die Sitzungen des Kongresses liegt am höchsten Punkte der Stadt. — Die Straßen sind 100 bis 160 Fuß breit, die Häuser einstweilen nur von Holz. Die Stadt ist noch wenig bevölkert und hatte 1801 nur 1000 E. — Obwohl sie an 50 Meilen vom Meere entfernt liegt, soll sie doch die Hauptniederlage aller Waaren sämmtlicher Provinzen werden, uud ihr Hafen ist auch in der That für große Schiffe zugänglich.

Wissenschaft und Kunst blüht noch nicht so in diesem Staate, wie in den übrigen.

Virginien hält 5300 Q. M. mit 700,000 Einwohnern, wovon die Hälfte Negersklaven sind. — Das Klima ist mild, die Witterung wechselnd. Der Boden an den Flüssen ist sehr reich und überall tragbar. Im Pflanzenreiche erwähnen wir des Erbsenbaums, der 12 bis 16 Zoll lange Schoten trägt, die Honigsüß sind. Unter den Mineralien erwähnen wir aber der Naphthaquelle, die sich am Kanhawayflusse, 1½ M. oberhalb der Einmündung des Elennthierflusses (Elk River) findet. Ein Dunst steigt unaufhörlich aus einer Oeffnung, welcher mit einer Fackel angezündet werden kann, und dann eine Feuersäule von 18 Zoll Durchmesser und 4 bis 5 Fuß Höhe bildet, welche zuweilen 3 Tage, zuweilen aber auch kaum 20 Minuten, brennt, und der Geruch völlig wie Steinkohlen ist.

Eine andere Naturmerkwürdigkeit ist die Felsenbrücke, etwa 10 Meilen von den blauen Gebirgen, die über einen Riß in einem Berge geht, der durch eine mächtige Naturkraft von oben bis unten auf 2 Meilen auseinander gesprengt ist. Der Spalt ist da, wo der Berg am höchsten ist, an 300 F. breit. Der Brückenbogen der über diesen Riß geht, bestehet aus einer dichten Steinmasse, und scheint aus einem Stücke zu seyn. Auf einer Seite kann man sich ohne Gefahr dem Rande der Brücke nähern, und senkrecht hinab sehen, indem der Felsen eine natürliche Brustwehr bildet, auf der andern aber nicht, zumal da die Brücke dort abschüssig herunter geht. Die höchste Höhe der Brücke ist 213 Fuß; die Dicke des Bogens 40 Fuß und die ganze Spannung 90 F. Ein kleiner Bach rauscht über Felsenstücke zwischen den Spalt hin.

Richmond ist die Hauptst. mit 4000 E. bei York ist eine große Muschelbank, Muscheln und Schneckenschalen liegen zu Mill. mit hohem Sand bedeckt durcheinander.

Man wohnt in Virginien häufig abgesondert in seinen Plantagen. Zu jedem Behuf hat man ein besonderes schlecht gebauetes mit den andern Gebäuden nicht zusammenhängendes Haus z. B. eins zum schlafen, eins zur Küche, eins zum Wohnzimmer. So ist's auch in den übrigen südlichen Gegenden.

Der Dismal Swamp ist ein großer Bruch, in welchem sich Bären u. s. w. aber auch entlaufene Neger aufhalten, die selbst sogar Ackerbau und Viehzucht treiben, ohne daß man ihnen beikommen kann.

Man betreibt Landbau und Viehzucht zu gemächlich, sonst könnte die reiche Ergiebigkeit noch bedeutender seyn. Die Pferde sind höchst vortrefflich, und der Taback, den man vorzüglich baut, gilt für den Besten in Amerika, und man verkauft davon zuweilen an 130 Mill. Pfund. Man bezahlt auch, aus Mangel an baarem Gelde die Abgaben in Naturalien, und namentlich in Taback. So hat z. B. ein Prediger 16000 Pf. Taback zum Besold.

Nord Carolina 1760 Q. M. 478,000 E. worunter 133000 Neger.

Der Flüsse sind genug. Der Alligator Swamp ist von ungeheurem Umfang und es halten sich in der That Alligatoren darin auf. Klima und Produkte sind mit denen in Virginien ziemlich gleich. Insekten sind in ungeheuren Schwärmen vorhanden, aber auch die nützlichen Bienen.

Unter den, ihrer Größe nach, sehr unbedeutenden Orten, deren Häuser sehr einzeln und zerstreuet stehen, nennen wir Edenton mit 100 Häusern, und die Hauptst. Hilsborough. Man wohnt mehr auf seinen Plantagen.

Reiß und Mais werden in großer Menge gebaut, auch Taback und Indigo. Man bereitet viel Terpentin, Theer und Pech. Auch



Berühmte Felsenbrücke in Virginien.



wird viel Taback gebauet. Die Viehzucht ist groß, alles Vieh aber läuft frei herum.

Süd Carolina 1760 Q. M. mit 350,000 E. worunter 146000 Neger

Der größte Theil bestehet aus ungeheuren Wäldern, die alle Holzarten Nordamerikas enthalten. An mancherlei Mineralien fehlt es nicht.

Charlestown mit 12000 Einwohnern, von welchen Neger und Mulatten den größern Theil ausmachen, ist die Hauptstadt, in welcher, da sich viele reiche Pflanzer darin aufhalten, viel Luxus herrschet. Sie hat mehrere öffentliche schöne Gebäude z. B. Börse, Georgetown hat aber seiner Lage wegen den bedeutendern Handel.

Reiß ist die allgemeinste Nahrung. Taback und Indigo werden nächst dem am meisten gebauet, aber mit dem Weinbau will es noch nicht recht fort. Auch sind die Manufakturen sehr unbeträchtlich.

Georgien 3400 Q. M. mit 162,000 E. ist mit vielen von den Apalachen kommenden Flüssen bewässert. Das Klima ist überaus heiß. Man soll Eier im Sande sieden können. Oft blühen die Bäume im Februar, im Mai erndtet man schon, und in December findet man noch blühende Rosen. Frost und Schnee dauern nicht lange. Der Boden an den Küsten hin, ist bei weitem nicht so fruchtbar, als tiefer Landeinwärts

Der größte Theil bestehet aus Wald. Man findet selbst eine Art Palmen, edle Früchte, wilde Weinstöcke, Maulbeeren, Baumwolle, und häufig auch die merkwürdige Fliegenfalle der Venus, oder die Dionaea muscipula.

Die Hauptst. Savanna hat 120 Häuser.

Die übrigen oben erwähnten Provinzen nennt man auch die westlichen Provinzen, und sie mögen leicht größer seyn als die alten Staaten Man hat dieselben den Eingebornen abgehandelt oder vielmehr diese zum Verkauf genöthigt, abgenommen*)

Wie anziehend diese Staaten seyn mögen? in Tenassi waren 1792 nur 8700 E. und durch die Einwanderungen aus den alten Staaten 1801 schon 165,000. Vor der Hand treibt man nur Landbau und Viehzucht. Kentucky hatte 1801 an 250,000 E.

Das N Westgebiet, nordwestlich am Ohio 50,000 E.

Indiana wird erst dann ein Staat, und in den Verein aufgenommen, wenn es 5000 freie erwachsene Männer zählt, bis zu welcher Zeit es der Congreß verwaltet und Franklin ist der westliche Theil Virginiens und soll an 25000 E. haben.

Der größere Theil der hierher gehörigen Länder ist sehr unbekannt. Man findet aber selbst Zuckerrohr.

*) Es ist wohl möglich, daß die Freistaaten über die Abtretung aller hier inbegriffenen Gebiete, mit den freien Indiern noch nicht ganz einig sind. 1804 unterhandelte man noch mit ihnen.

VII.

Louisiana.

Das vorjüngste Land der Freistaaten, welche es im Jahre 1803 von Frankreich für 14 Millionen Dollars kauften, ist in seinen Grenzen so wenig bekannt, daß selbst der Kongreß von 2 Seiten, der nördlichen und westlichen, die Grenzen nicht bestimmen konnte, daher denn alle Angaben von Flächeninhalt des sehr großen Landes (z. B. 8000 Q. M.) sehr vergeblich sind.

Große Gebirge, der mächtige Missisippi, oder Missuri, der Akaksas und mehrere Ströme ziehen durchs Land, und an den Küsten sind große Sümpfe und Moräste.

Das Klima ist bei einem Lande, das sich weit über 200 Meilen in die Länge von Nord gegen Süd hinzieht, begreiflicherweise sehr verschieden. Ober-Louisiana oder der nördlichere Theil hat gemässigte und gesundere Luft. Der südliche untere Theil, welcher unverhältnißmässig kleiner ist, ist sehr schwül und ungesund, und soll so abwechselnde Temperatur haben, daß man heute einheitzt, und morgen schwitzt, soll auch bei weitem weniger fruchtbar seyn, dennoch ist gerade er der viel bedeutendere Theil, welcher beinahe 100,000 E. zählt. (worunter aber an 40,000 Neger sind) indessen das große Nordgebiet noch nicht 7000 Köpfe zählen soll. Auch die in demselben umherziehenden Eingebornen sind kaum der Rede werth, und eine Vermehrung derselben läßt sich wenigstens eben so wenig erwarten, als von allen übrigen Wilden, die mit europäischen Blattern und Brandtwein in traurige Bekanntschaft kommen, und sich zu keiner festen Lebensart entschliessen wollen.

Was aus einem Lande muß werden können, welches fast in jeder Richtung bewässert werden kann, solche Ströme für einen höchst großen Handel, und für so viele edle Pro-

dukte Klima, Boden und Raum hat, ist ohne Mühe zu erachten.

Der Reichthum des Landes unter der Erde, scheint höchst beträchtlich. Man findet silberhaltiges Blei, Eisen Kupfer ꝛc. trefliche Salpetergruben sind schon eröffnet — und ein ungeheurer Salzstock liegt unter dem 38sten Breitengrade, da wo der kleine Kanses sich in den Missisippi ergießt. Es ist ein großer Salzfelsen der über 36 Meilen Länge und an 9 Meilen Breite halten, und durchaus ohne Baum und Strauch, kahl und nackt da stehen soll. — Man will auch einige Edelsteine gefunden haben, und Marmor kann da und dort gebrochen werden.

Ungeheure Waldungen bedecken das Land. Man findet schon hier die kostbaren Hölzer des südlichen Amerika, nebst andern diesem Erdtheil angehörigen Erzeugnissen, den Mahagoni und Eisenbaum, Cacao und Vanille, Färbehölzer, einige Palmen, Erbsenbäume; man spricht von Gewürznägelein, Zimmt und Kampherbäumen, die den Ostindischen vielleicht nahe kommen. — Leider ist das Land zu wenig untersucht, doch aber wohl schwerlich zu zweifeln, daß auch hier die ganze Flora von Südgeorgien und Florida sich finden werde. — Europas edleres Obst gedeiht hier gern, soll aber sehr rauh schmecken. — Der Zucker und die Baumwolle sind die einträglichsten Produkte, und ein französischer Morgen Zuckerrohr gibt an 1200 Pfund Zucker, und 50 Gallons (200 Kannen oder Quartier) Rum. 1802 führten die Plantagen über 1½ Mill. Pfund in die vereinten Staaten ein. Baumwolle erbauet man an 60,000 Centner, und auch der Indigo-Bau ist nicht ganz unbedeutend.

Daß sich die meisten Thiere der benachbarten Länder hier finden werden, (Bären, große Füchse, Rehe, Kaninchen, unsere Hausthiere und viel Federwild) läßt sich erachten. Wir lassen es aber dahin gestellt, ob sich die Cochenille antreffen läßt, in Florida ist sie gewiß. Schlangen, Krokodile, Kröten und Frösche finden sich in ungeheurer Zahl. Eine kleine Art Krebse ist, da sie alles wie

Ratten unterwühlen und 8 Fuß hohe Erdhaufen aufwerfen, eine Landplage, die durch die unterwühlten Dämme große Ueberschwemmungen veranlaßt. — Eine Spinne mit rothem After soll überaus giftig seyn.

Man rechnet an 800 Plantagen in Louisiana, die an Landerzeugnissen, Peltereien, Metallen, Holz u. s. w. an 2,200,000 Dollars Werth liefern. — Besonders bedeutend muß einmal der Reisbau werden, da die Bewässerung der Pflanzungen so überaus leicht ist.

Die jetzigen Plantagen liegen blos noch am Missisippi.

Neu-Orleans, welches eigentlich nach alter Grenze zu Florida gehörte, liegt an der Ostseite des Missisippi. Seine Häuser sind meistens von Backsteinen und die jetzige Bewohnung beträgt 10,000 mit dem Militär. — Da und dort liegen noch einzelne Forts an dem Ufer des großen Hauptstroms.

VIII.

Florida

ist die neueste und jüngste Besitzung der Freistaaten, die erst, eben, da der Verfasser dieses schreibt, in Europa als solche bekannt wird und vorher Spanien gehörte, so weit es nämlich die Eingebornen anzuerkennen Lust hatten.

Man rechnet das Land zu 3100 Quadratmeilen Flächenraum mit (angeblich) 10,000 Europäern. Die Apalachen haben hier ihren Anfang. Große Sandsteppen, Sumpfgegenden und baum- und strauchlose grasbewachsene Ebenen (Savannahs) mit daraus entquellenden Bächen sind im Innern. Die Savannah Alatschua hält 30 deutsche Meilen Umfang.

Der Apalachikola, durch welchen das Land in Ost- und Westflorida getheilt wird, kommt aus Tenassis südlichem Gebirge. — Der große, schon mehrerwähnte St. John oder Johannesfluß fließt von Süd nach Nord ins atlantische Meer. Der St. Mary fluß macht die Grenze gegen Norden und der Missisippi gen Westen.

Mehrere Seen und Sümpfe finden sich. Unter den erstern ist der 4 Meilen haltende Georgssee der grössere, welcher 3 Inseln beschließt, die mit schöner Waldung besetzt sind, welche Bären, Wölfe, Katzen, Hirsche und die Holzratte (ein eignes Thier, das sich ein festes Häuslein von trocknen Holzzweigen baut) Eichhörner, Opossums, viel Geflügel, und namentlich Truthüner, beherbergen.

Der östliche Theil scheint viel unterirdisches Wasser zu haben, welches bald da und bald dort furchtbar hervorbricht und neue Quellen macht. In verschiedenen Gegenden enthalten trichterförmige Erdgruben von 40 bis 800 Fuß im Durchmesser in einer Tiefe von 20 Fuß ein wohlschmeckendes Wasser, aus lebendiger Quelle, welches eben eine solche Vertiefung scheint gebildet zu haben.

Diese Vertiefungen aber sind nicht nur mit dem hellsten Wasser angefüllt, sondern auch mit den schmackhaftesten Fischen besetzt — aber auch nicht selten mit Alligators. Eine derselben, welche den Namen Alligatorloch hat, dient den Seekühen oder Manatis zum Aufenthalt und heißt deshalb auch Manati-Spring (Quell). Eine Hügelreihe schließt dieses große Becken ein, welche mit den größesten und herrlichsten Bäumen besetzt sind. Durch die auf dem hellen Wasser schwimmenden Geflechte einer eigenen Art Blumen (s. nachher), die gleichsam kleine Blumeninselchen bilden, wird das Ganze bezaubernd.

Ein anderes großes Becken, groß genug, um für einige Schaluppen Platz zu haben, findet sich in der Nähe des langen Sees, welchen der Johannesfluß bildet. Es sprudelt die Quelle mit großer Macht hervor, und wiewohl das Wasser mineralisch und vitriolhaltig, und von mephytischem Geruch ist, ist es dennoch vollkommen durchsichtig und beherbergt eine Menge von Fischen und überdies noch eine Menge Alligators.

Es ist merkwürdig, daß sich noch in unsern Zeiten plötzlich solche große Wasserbecken hier bilden. Eben das große Alligatorloch bildete sich unter den Augen eines Engländers, der zu den Krihks reisen wollte. Er hort hinter seinem Rük-

ken ein entsetzliches Brausen, wie das Brausen eines Orkans; er wendet sich um und sieht große Wasser aus der Erde hervorbrechen, und während die Erde bebte, eine weite Ebene überschwemmen. Mehrere Fuß hoch sprangen die neuen Quellen, und bildeten, nachdem sie einige Tage, wie ein starker Waldstrom, sich ergossen hatten, dann das tiefe und weite Becken.

Das Klima ist heiß, und troz seiner Veränderlichkeit wird es als sehr gesund beschrieben; einiger Orten ist es jedoch noch im März so rauh, daß man gern ein Kaminfeuer ertrug.

Reich und fruchtbar ist die Natur in diesem Lande, dessen Erzeugnisse zum Theil noch manches Neue enthalten. Unter den Thieren, die im Ganzen mit denen in Louisiana und benachbarten Ländern dieselben sind, ist ein völlig schwarzer Wolf. In furchtbarer Menge finden sich besonders Alligators, die zum Theil an 23 F. stark und von der Dicke eines Pferdes sind. Ein Kanal zwischen dem kleinen See und Johannesfluß war so voll von diesen Ungeheuern, daß sie denselben, wie eine Brücke, bedeckten. Sie verschlangen hier mit entsetzlicher Gier eine unglaubliche Menge grosser Lachse, die in zahllosen Schaaren ankamen.

Mehrere Arten Palmen, die Kohl- und Fächerpalme, die Magnolie, der Wachsbaum, die Papayen, die immer grüne Eiche von 6 Fuß Durchmesser im Stamme, deren Früchte ein wohlschmeckendes Oehl geben, die zweizeilige, 80 Fuß hohe Cypresse, welche zu Kähnen und Brettern sehr tauglich ist, wechseln mit ganzen Hainen von Orangen und mit vielen andern Bäumen ab, und die Königspalme (Yucca gloriosa) mit ihren schönen Blumen dient als Befriedigung für die Pflanzungen und Gärten. — Ein nutzbares, langhaariges Schmarotzermoos hängt hier von den Bäumen herab und verbindet dieselben oft unter einander. Durch eigene Schwere und durch Stürme fallen ganze Wagenladungen von diesem Moose ab. Es dient aber dasselbe als nützliches Futter fürs Vieh; man verfertigt halt-

bare Taue daraus, und man polstert damit fast so gut, wie mit Pferdehaaren, Stühle, Matratzen u. s. w.

Auch das Gewässer hat manche Merkwürdigkeit. Die Muschelblume und auch die schwimmende Seeblume bilden große grüne schwimmende Inseln auf dem Wasser oftmals. Ihre Wurzeln und Blätter sind so dicht in einander verschlungen, daß auch ein scharfes und geübtes Auge eine Insel zu sehen vermeinen könnte. Mancherlei auf ihren Raub lauernde Thiere, Krokodile, Schlangen, Fischottern, Frösche, aber auch Krähen, Dohlen, Reiher u. s. w., halten sich in und auf denselben auf.

Uebrigens hatten die lieblichsten Früchte Griechenlands und Kleinasiens schon einmal in Florida ein schönes Gedeihen, denn ein D. Turnbull hatte 1500 Griechen zusammengebracht, die sich 16 Meilen südlich von Augustin am Muskitoflusse ansiedelten und die Pflanzstadt Neu-Smyrna nannten. Aber in den Kriegen der Freistaaten gegen das Mutterland ging die schöne Kolonie zu Grunde, die es in kurzer Zeit im Wein- und Seidenbau weit gebracht hatte.

In Ostflorida ist St. Augustin die Hauptstadt, welche etwa 2000 Einwohner hat und durch das Fort St. John geschützt ist. Die nach spanischer Sitte mit plattem Dach gebauten Häuser sind alle mit Gärten versehen, welche mit Orangenbäumen besetzt sind. St. John liegt am gleichnamigen Flusse, und St. Marco an der Bai Apalache — Die Kolonien liegen 12 bis 15 Meilen westlich von der Hauptstadt zerstreut umher.

Pensacola ist der wichtigste Ort in Westflorida und liegt auf einer Insel. Er treibt Handel mit Vanille, Indigo, Cacao, Sassafras, Holz, Häuten und Perlen. In der Nähe liegt das Fort Mobile.

Wir gehen jetzt zu den Bewohnern der bisher aufgeführten großen Länderstrecken über.

Die Nordindier.

Man versteht unter dieser Benennung diejenigen sehr rohen Indier, die den Esquimaux zunächst wohnen. Hear-

nes und auch Makenzies Reisen haben uns vorzüglich mit denselben bekannt gemacht.*) Der Raum, auf welchem sie umherstreifen, mag leicht an 30,000 Quadratmeilen betragen, unter welchen sich sehr große, oft 10 und mehr Meilen lange und breite, blos mit Moos überzogene Flächen befinden, unter welchem einige Arten, wie verschiedene isländische Moosarten, durch Kochen zu einem nahrhaften Gallert werden, welches diesem Jagdvolke, dem das Wildprett, und häufig jedes andere Nahrungsmittel, mangelt, sehr zu Statten kommt.

Der Nordindier ist, troß des kalten Himmels, unter dem er lebt, von mittelmäßiger Größe und wohlgebauet; die Haut kupferfarben und glatt, das Kopfhaar schwarz und hart. Die sparsamen Haare am Bart und übrigen Theilen des Körpers reißen nur einige wenige aus, die übrigen lassen sie wachsen. — Stirn und Augen sind klein und die Backenknochen hervorstehend. Das Kinn ist groß und die Nase eine Habichtsnase.

Die Backen werden bei allen Nordindiern mit drei bis vier parallellaufenden Strichen tättowirt.

Die Nordindier sind ein Jagdvolk im strengsten Wortsinne; denn nirgends haben sie sich mit einer Ortschaft, Dorf oder Flecken angesiedelt, sondern wandern Sommer und Winter umher, und schlagen, wo sie einige Zeit, oder auch nur zu Nacht, bleiben wollen, ihre Zelte auf, welche aus Stangen bestehen, die mit Hirschfellen überzogen sind. Eben aus diesen Fellen bestehen auch ihre Kleidungen. Nirgends haben sie auch irgend ein Thier (den Hund ausgenommen) sich zum Hausthier angezogen, selbst das Rennthier nicht.

In Gegenden, die den Polarländern so nahe liegen, sind, wie bei vielen beschriebenen Völkern des nördlichen Asiens, wie bei Grönländern und Esquimaux, auch hier die Schneeschuhe für den langen Winter unentbehrlich, eben sowohl, als die Schlitten, welche schmal sind, und dazu

*) Makenzie scheint doch viel sanftere Völkerschaften gefunden zu haben, als Hearne.

dienen, daß die wenigen Geräthe und die Beute der Jagd darauf fortgezogen werden.

Die Schneeschuhe sind hier von Weiden gemacht und werden, um sie zu befestigen, mit Riemen von Hirschleder durchzogen. Ein Gefäß von Birkenrinde gehört zu jedem Haushalt. Es vertritt die Stelle eines Kessels, unter welchem freilich kein Feuer gemacht werden darf, weil der Kessel verbrennen würde; aber man macht es hier, wie bei andern Nationen — man macht Steine glühend, wirft sie in das Wasser, womit der Kessel angefüllt ist und kocht auf diese Weise das in den Kessel gelegte Fleisch. Außer dem Kessel bedarf der Nordindier der Flinte, die er von den Europäern schlecht genug bekommt, oder nach alter Sitte des Bogens und der Pfeile, um sich Wildprett, sein kostbarstes und gemeinstes Nahrungsmittel, zu verschaffen.

Da er in so ungeheuern Räumen zu 100 Meilen umherstreift, so muß er freilich über Flüsse setzen, und deswegen gehört das Boot, oder vielmehr der Kahn, zu den Geräthschaften einer Familie, welches oft 5 und mehrere Meilen weit zu Lande getragen werden muß, aber auch dazu durch seine Leichtigkeit sehr geeignet ist. Es hat die Gestalt eines Weberschiffs, und wird zum Tragen über Land mit einem Riemen über die Schulter gehängt.

Wie bei den Kamtschadalen, so ziehen auch hier im Winter die Hunde die Schlitten nebst dem Gepäck (die Hunde werden früh am allermeisten zum Tragen, jedoch aber auch zum Ziehen des Gepäcks, aber keineswegs zur Jagd, angelehrt): aber mehr noch, als sie, werden die Weiber zu diesem Behuf gebraucht.

Der Nordindier zieht bald den Hirschen, Moschus- und Bisamochsen, bald den Zügen der Vögel oder der Fische nach. — Zum Fischfang verweilt man an irgend einem fischreichen See. Man feuert oft 50mal auf eine Heerde Büffel, ohne daß sie getroffen werden. Auch Elenne, Bären und Wölfe, gehören zu den Jagden des Nordindiers. — Große Treibjagden stellt man an, indem man große Bezirke mit Pfahlwerk einzäunt und mit den Zweigen in

der Nähe stehender Bäume durchflechtet. In den größeren Kreisen sind engere einbezirkt und im innersten Kreise sowohl, als am Eingange des Pfahlwerks, wird das Wild erlegt, und wiewohl Vieles entkommt, doch zuweilen in solcher Menge, daß man nur die Zunge und das Fett benutzet.

Bei dieser Unbesonnenheit, ohne Noth Thiere zu erlegen, auch die junge Brut der Vögel blos aus Muthwillen zu tödten, kommen sie um so mehr in die äußerste Hungersnoth, da nicht zu allen Zeiten und in allen Gegenden Wild anzutreffen ist. Es war gar nicht selten, daß Hearne mit seinen Nordindiern drei, ja sogar fünf Tage hungern mußte, so lange, daß, wenn wieder frisches Wild erlegt war, die ersten Ausleerungen nach der Verdauung nur mit heftigen Schmerzen geschehen konnten. Gleichwohl, wenn Hearne über ihre unnöthigen Verwüstungen ihnen Vorhaltung that, sagten sie, daß des Wildes und der Vögel nur um so mehr würden, je mehr sie derselben so zwecklos umbrächten. — Und doch verstanden sie die Kunst, Fische gut am Feuer, und das in Riemen geschnittene Fleisch von vierfüßigen Thieren am Feuer oder in der kalten Luft zu dörren, und letzteres, wenn es trocken genug geworden ist, zwischen 2 Steinen zu Pulver zu schlagen und auf Reisen mit sich zu führen. *) Aber das Glück und das Unglück dieser und der meisten andern Wilden ist die gedankenloseste Unbesorgtheit, und, ohne eigentlich von einer Vorsehung etwas zu wissen, leben sie Alle nur für heute, unbekümmert, nicht sowohl um den folgenden Tag, sondern am Morgen unbekümmert um das Bedürfniß des Abends.

Wie erfinderisch aber auch die Noth die Menschen dieser rauhen Himmelsgegenden macht, darüber erzählt uns Hearne einen erzählenswerthen Fall.

Als er im Januar 1772 von der Mündung des Kupferflusses zurückkehrte, ging er über den großen zugefrornen Athapuskow-See nach Hause. Seine Indier und Begleiter fanden auf ihren Jagdstreifereien die Spuren eines frem-

*) Sie nennen dieses Pulver Pemmican.

den Schneeschuhes, denen sie nachfolgten, und in einer kleinen Hütte, eine einzige junge Frau antrafen, die ganz allein war. Sie brachten das Weiblein, das zum Glücke die Sprache der Aufsuchenden verstand, mit zu den Zelten, und es ergab sich, daß es zu den westlichen Hundsribbenindiern gehörte, deren einige im Sommer 1770 von den Athapuscow Indiern gefangen genommen waren. Die Frau hatte versucht, wieder nach ihrer Heimath zu entkommen, war aber durch die vielen Krümmungen der Seen und Flüsse im Wege ganz irre geworden, und hatte sich nun die kleine Hütte erbauet, in welcher sie vom Herbst an gegen die Kälte Schutz suchte.

Seit sieben Monaten hatte sie keinen Menschen gesehen, und sich blos dadurch ernährt, daß sie Rebhüner, Eichhörnchen und Kaninchen in Schlingen fing, auch einige Biber und Stachelschweine tödtete. — Sie hatte nicht Mangel gelitten; sie war gesund, wohl bei Leibe (embonpoint) und — nach Hearnes Zeugniß, eins der schönsten indischen Weiber, die er in diesen nördlichen Gegenden gesehen hatte.

Sie hatte bei ihrer Flucht von ihren Feinden nur wenige Hirschsehnen mitnehmen können, und da diese zu Schlingen und zum Nähen der Kleider verbraucht waren, so ersetzte sie dieselben mit Sehnen von Kaninchenbeinen, die sie künstlich zusammenflocht. Die Kaninchenfelle gaben ihr warme Winterkleidung, die sie mit viel Nettigkeit und Geschmack verfertigt hatte.

Sie hatte sich, aus Weidenbast schon mehrere hundert Klaftern Schnüre, wie Bindfaden geflochten, um daraus im Frühjahr Fischnetze zu machen. Auf ihrer Flucht hatte sie ein etwa gegen 6 Zoll langes Stück Eisen mit davon gebracht, woraus sie sich ein Messer gearbeitet hatte, und eine halbe eiserne Pfeilspitze vertrat die Stelle eines Pfriemen. Sie hatte sich mit diesen Werkzeugen ihre Schneeschuhe, und manche andere Sachen verfertigt. — Feuer schafte sie sich dadurch, daß sie zwei schwefelhafte Steine an einander rieb und schlug, und den Funken in dem Zun-

der auffing. Da aber dieses sehr mühsam war, so unterhielt sie ihr Feuer den ganzen Winter über.

Die Athapuskowindier*) die uns so wenig bekannt sind, hatten des Nachts die Hundsribben (Dog ribbed) Indier**) überfallen, und alles in den Zelten ermordet, auch ihren Gatten und Eltern, sie selbst und drei andere junge Weiber ausgenommen. Ein junges kaum fünf Monate altes Kind, hatte sie in einen Bündel Kleider verborgen, und unentdeckt mitgenommen. Aber die Weiber der Athapuskows untersuchten das Bündel, fanden das Kind, und eine derselben erwürgte es. Bei solchen Unmenschen wollte die junge Frau nicht bleiben, obwohl der Mann, der sich ihrer annahm, sie als seine Frau überall behandelte.

Der Nordindier ist im Stande die eckelhaftesten Dinge zu genießen und manche derselben sind ihm sogar ein Lecker-

*) Wir erwähnen ihrer hier noch mit ein Paar Worten. Sie gehören zu den Südindiern, die in einem übeln Ruf bei den Reisebeschreibern stehen. Sie sollen keinen Begrif von Blutschande haben, und öffentlich zumal in der Trunkenheit, schamlose Unzucht treiben. Väter beschlafen die Töchter, und verheurathen diese dann an die Söhne; und Brüder vermischen sich mit den Schwestern, und niemand findet etwas Uebels darin. Die Weiber bitten ihre in den Krieg ziehenden Männer oder Freunde, ihnen einen Sklaven mitzubringen, damit sie die Freude haben denselben hinzumartern; ja sie begleiten ihre Männer in den Krieg, und morden wie diese, Weiber und Kinder. Eine junge Dame (so nennt sie Hearne) von 16 Jahren, wünschte einen Sklaven, um ihn zu morden. Da ihr Hearne deswegen befahl die Faktorei zu verlassen, zog sie selbst mit in den Krieg.

**) Es ist nicht der Rede werth, was wir von diesen Indiern wissen. Diese Frau sagte ihr Stamm wohne soweit nach Westen, daß sie niemals Eisen oder anderes Metall zu sehen bekämen. Ihre Aexte und Eismeßel machten sie aus Hirschgeweihen; die Messer aus Steinen und Knochen; die Pfeilspitzen aus Schieferstückchen, und Biberzähne würden zu Holzarbeiten gebraucht. Zwar hatten sie wohl öfters von den nützlichen Werkzeugen gehört, mit welchen die östlichen Stämme von den Europäern versorgt wurden, aber aus Furcht vor den Athapuscows wären sie nicht näher gekommen, indem diese Sommer und Winter unter ihnen Blutbäder anrichteten.

bissen. So sahe Hearne mit Schaudern, die Gebärmutter einer Elennkuh roh verzehren, welche, wie auch die Zeugungstheile der Hirsche, und die eben erst geworfenen Hirsch- oder Büffelkälber, bei ihnen als Leckerbissen gelten. Selbst das Ungeziefer in den Kleidern wird, nicht etwa nur zur Zeit der Noth, sondern aus Lüsternheit, als niedliche Leckerspeise verzehrt.

Ein seltsames Gericht, bestehet aus den Kräutern und Moosen, die sich nur erst halb verdauet, in den Magen der Hirsche finden. Sie kochen dieselben in Wasser zu Mus, setzen Blut und fein zerschnittenes Fett dazu, welches zuvor, damit es nicht in Klumpen bleibe, von Männern und Knaben gekauet wird, und schütten es wieder in den Magen, damit es einige Tage darin bei langsamen Feuer gähre. Dann wird es als ein köstliches Gericht verzehrt.

Wenn die Hungersnoth groß wird — und wie oft sie es wird, haben wir schon vorher gesehen — müssen die Felle aus welchen die Kleider gemacht sind, Knochen, die so weit verbrannt werden, daß man sie zerpulvern kann, und selbst sogar das Fleisch der erschlagenen schwächern Landsleute, als Nahrungsmittel dienen.

Man muß es zur Ehre dieser Wilden, die uns als die schrecklichsten, gräßlichsten Menschen geschildert werden, und wirklich höchst gefühllose und grausame Naturen seyn mögen, ausdrücklich erwähnen, daß wer bei ihnen, wenn auch durch die höchste Noth gezwungen, Menschenfleisch gefressen hat, allgemein verabscheuet wird und selbst seines Lebens nicht sicher ist! — So tief liegt der Abscheu gegen Mord in der menschlichen Natur. Indessen schaudern sie nicht davor, arme schwache Esquimaux zu ermorden. Mehrere schlossen sich an Hearnes Reisegesellschaft an, blos um Esquimaux zu tödten, und führten es aus. Zur Nacht überfielen sie die Unbesorgten, und stießen sie mit ihren Speeren frohlockend nieder. Hearnes dringendste Fürbitte konnte ein junges Mädchen nicht retten. Sie fragten ihn hönisch, ob er sie etwa zur Frau wollte? Ihr Haß soll daher rühren, daß sie alle Esquimaux für Zau-

berer halten, die ihnen Jagd und Fischfang verderbten, und den Ihrigen den Tod anzauberten.

Den Charakter und manche Sitte dieser Wilden, mögen einzelne Züge schildern

Hearne hatte mit seinen Indiern nichts zu essen, aber nur einer dieser Indier gab sich Mühe, etwas zu fangen, denn er war ein vortreflicher Jäger, der jahrelang eine zahlreiche Familie versorgt hatte (was bei ihnen ein großes Lob ist). Tagelang verfolgte er seine Jagd, indessen die andern im Zelte lagen und schliefen, oder Taback rauchten. Mehrere Tage lang waren sie ohne Hülfe geblieben, als um Mitternacht der fleißige Jäger anlangte, welcher diesmal ungewöhnlich lange ausgeblieben war, und das Blut, und einige Stücke Fleisch von zwei erlegten Hirschen mitbrachte.

Das machte die Schläfer schnell wach, und im Umsehen hatten sie einen großen Kessel Suppe mit Blut, Fett und kleingeschnittenem Fleische angesetzt, und bald eine stärkende Mahlzeit gehalten. Am andern Morgen wurden die erlegten Hirsche geholt und noch mehr Rothwild erlegt, mit welchem sich die Gesellschaft, die nur aus 6 Personen bestand, wohl eine Weile bei ordentlicher Einrichtung hätte erhalten können. Aber jetzt wurde Tag und Nacht unaufhörlich gegessen, und man sahe sich so wenig nach andern Nahrungsmitteln um, daß man sogar um die aufgestellten Fischnetze unbekümmert blieb, daher denn viel schöne und große Fische verdarben.

Wenn man diesen Menschen vorstellt, daß sie sich ja überäßen, und krank von so vielem Fressen würden, was sie wirklich so oft werden, so antworten sie, das sey ja gar nicht möglich, denn ein Thier wisse ja wie viel ihm dienlich sey, und höre dann auf, warum sollte es denn der Mensch nicht wissen, und also davon krank werden.

Immer wollten die Nordindier etwas von Hearne haben, wo sie ihn auch trafen, und wiewohl sie sahen, daß er von Waaren ganz entblößt war, forderten sie doch so von ihm, als führe er das ganze Waarenlager der Compagnie (die ihn auf Entdeckungen ausgesendet hatte) mit sich;

ja sie wurden beißend, wenn er nicht geben konnte, was er nicht hatte, und meinten, er möchte wohl nur so eine Art Bedienter bei der Compagnie seyn, und keiner von den vornehmen Herrn und Beamten.

In einer sehr traurigen Lage, wo Hearne durch die Treulosigkeit eines Indiers einen großen Theil seines Pulvers, und durch einen Unfall seinen Quadranten verlor, kamen verschiedene Nordindier, und plünderten ihn nebst seinen Gefährten fast rein aus. Es kamen Abgeordnete derselben zu ihm ins Zelt, deren Anführer sich zu ihm setzte, und ihn bat, ihnen seinen Skeipertogan*) zu leihen, damit sie eine Pfeife rauchen könnten. Nachdem sie mehrere Pfeifen geraucht hatten, fragten sie nach mehrern Waaren, die Hearne nicht hatte. Dann legte einer die Hand auf Hearnes Mantelsack und fragte, ob ihm dieser gehöre? Und ohne die Antwort abzuwarten, nahm er Alles mit Hülfe der Gefährten heraus, und breitete es aus. Jeder wählte sich, was ihm gefiel, und da ihnen alles gefiel, behielt er nichts als den Mantelsack. — Doch da sie bedachten, daß er auf seiner Rückreise zur Faktorei ein Messer brauchte, das Fleisch zu zerschneiden, ein Pfriemen, die Schuh zu flicken, und eine Nadel, die Kleider auszubessern, so gaben sie ihm diese Stücke großmüthig zurück, mit Bedeuten, daß er das als eine nicht gemeine Gunst anzusehen habe. — Auch von zwei Barbirmessern, gaben sie ihm auf sein Bitten eins zurück, und um ganz großmüthig zu seyn, erlaubten sie so viel Seife, als er zum Waschen und Barbieren für nöthig hielt.

Ihn hatten sie kühnlich ausgeplündert, aber nicht so die ihn begleitenden Südindier, um keinen Krieg zwischen beiden Völkern zu veranlassen, sondern sie schwatzten ihnen alles ab, was die Südindier besaßen, die hier Hearnes Begleitung machten, und der Wegweiser, selbst ein Nord-

*) Ein kleiner Beutel, Stahl, Feuersteine, Taback, Pfeife und faules Zunderholz enthaltend, und oft sehr nett mit Glaskorallen, Kielen vom Stachelschweine, Seehundshaaren u. s. w. besetzt.

indier, konnte die Plünderei nicht hindern, sondern schien mit Großmuth und guter Art zu geben, was er zu behalten nicht im Stande war.

Was die Weiber hier gelten ergibt sich aus Matonabbis Aeußerungen, der ein großer Anführer der Südindier war, — und daß sie es bei den Nordindiern nicht besser hatten, läßt sich dreist annehmen. — Das Unglück welches Hearne auf einer frühern Reise nach dem Kupfergrubenflusse gehabt hatte, schreibt Matonabbi blos dem Umstand zu, daß sie keine Weiber mitgenommen hätten. „Denn wenn alle Männer, sagte er, schwer beladen sind, so können sie weder weit genug auf die Jagd gehen, noch schnell genug reisen. Und haben sie einmal Glück in der Jagd, wer soll das Erlegte fortbringen? Die Weiber sind zur Arbeit geschaffen, und eine von ihnen zieht oder trägt, so viel, als zwei Männer. Sie schlagen die Zelte auf, verfertigen uns die Kleider, und halten uns des Nachts warm, und auf Reisen sind sie gar nicht zu entbehren. Sie thun Alles und kosten doch wenig; da sie immer kochen müssen, können sie in kümmerlichen Zeiten sich allenfalls davon erhalten, daß sie die Finger ablecken." (Sie werden sich indessen doch nicht hungern lassen, da sie die Lebensmittel tragen, und gleichsam im Beschluß haben.) *)

Gegen seine Weiber ist der Nordindier so hart, daß er sie nicht nur zu Lastthieren erniedrigt, sondern sie selbst unter den Schmerzen des Gebärens verhöhnt, so wie er auch die Erzählungen von dem Angstschrei und den fürchterlichen Zuckungen eines unter heftigen Schmerzen Sterbenden, nicht nur mit Freude anhört, sondern auch vielleicht mit großem Vergnügen nachmacht, zum Gelächter für die andern.

*) Doch müssen sie sich sehr in Acht nehmen, daß ihre Veruntreuung nicht entdeckt wird, sie wird hart gezüchtigt, und ein Mädchen, das heimlich genascht hätte, würde nimmer einen Mann bekommen.

Eins der Weiber quälte sich 52 Stunden in Geburtsschmerzen, und gleich nachdem sie entbunden war, reisete man weiter, und die Wöchnerin mußte ihren Säugling auf dem Rücken mit fortschleppen, die übrige Last die sie bis an die Knie in Schnee und Wasser zu tragen hatte, nicht zu rechnen. Niemand kümmerte sich um sie. — Nur einen Tag zog eine andere Frau ihren Schlitten.

Matonabbi war der Sohn eines Nordindiers und einer südindischen Sklavin und nicht nur in Prinz Wallesfort erzogen, sondern auch in England gewesen, er lebte jedoch nachmals nur unter seinen Landsleuten, und war einer der schönsten und stärksten Männer seiner Nation, ja selbst, wie Hearne sagt, der freundlichste und verständigste Indianer, den er je gesehen hätte, und stand auch bei seiner Nation in großer Achtung, indem er viel wußte; allein er gestand, daß ihm das Christenthum viel zu hoch für seine Begriffe sey, so wie er auch von dem, was die Südindier von einem Leben nach dem Tode glaubten, sich nicht überzeugen könne. Da er den Engländern in Prinz Williamsfort sehr nützlich war, und Muth und Geschicklichkeit bei verschiedenen sehr wichtigen Unterhandlungen bewiesen hatte, so wurde er zum Oberhaupt aller Nordindier erklärt.

Aber die Natur und Art seiner Landsleute verleugnete Matonabbi nicht. Er hatte sich nach und nach 7 Weiber gekauft, von welchen die meisten von der Größe eines Grenadiers waren, worauf er sich viel zu Gute that, und wiewohl er sich sonst sehr mässigen konnte, kannte er doch keine Grenze mehr in seiner Wuth, wenn er einmal leidenschaftlich geworden war.

Er hatte, nach einem unter den Nordindiern gar nicht seltenen Verfahren, einem Manne seine sehr hübsche Frau mit Gewalt genommen. Diese Frau aber entlief ihm wieder, und wollte lieber einem rüstigen Manne, als einem solchen angehören, der bereits mit sieben Weibern versorgt war. Der beraubte Mann, der von dem Räuber übel gesprochen hatte, kam in die Nähe desselben. Ganz kaltblütig nahm Matonabbi, aus einen Bündel, ein neues

langes Messer, ging in das Zelt des Beraubten, faßte ihn ohne weiteres beim Kragen, und gab ihm drei zum Glücke nicht tödtliche Stiche, würde ihn aber gewiß ermordet haben, wäre nicht Hülfe gekommen. Als er in sein Zelt kam mußten ihm seine Frauen Wasser bringen um das Blut abzuwaschen. Mit vieler Selbstgenügsamkeit fragte er den Engländer: Glaubt ihr, daß ich es hätte anders machen können?

Um die Weiber ringen sie (wiewohl auch um jedes andere Eigenthum) — das Faustrecht ist hier, wie überall das erste. — Dieses Ringen bestehet darin, daß sie einander bei den Haaren herumziehen. Es ist nicht selten der Fall, daß, ehe der Kampf beginnt, sich mancher heimlich die Haare abschneidet, und die Ohren mit Fett schlüpfrig macht; können beide einander nicht bei den Haaren zerren, so umfassen sie sich den Leib, und suchen sich zu Boden zu werfen. —

Nie nehmen die Zuschauer bei solchen Raufereien Parthei; selbst die nächsten Verwandten nicht, die höchstens einen nützlichen Rath ganz öffentlich ertheilen; besonders dem Theil, welcher der schwächere ist, und doch seine Geliebte nicht aufgeben will, den Rath abzustehen.

Es war im Kampf um jene geschickte und hübsche Hundsribbenindierin, daß auch Matonabbi sich unter die zehn andern Mitkämpfer stellen wollte. Eine seiner Frauen unterstand sich, ihm vorzuwerfen, daß er ja nicht einmal die übrigen sieben bestreiten könne, und dies brachte ihn so auf, daß er das arme Weib erschlug.

Es ist wohl bemerkenswerth, daß nur wenige Männer mit ihren Frauen unzufrieden sind, wiewohl diese im 30sten Jahre völlig abgelebt, alt und runzelvoll geworden sind, und für ihre Männer keine Schönheit mehr haben, als die bis auf den Gürtel herunterhängenden häßlichen Brüste. Sie hätten oft in solchen Kämpfen Gelegenheit, derselben los zu werden, ohne es zu benutzen. (Freilich die Schönheit entscheidet hier nicht allein, sondern auch die Geschicklichkeit im Arbeiten, und die Kraft zu ziehen und zu tra-

gen.) Junge Frauen, die oft durch solche Kämpfe von einem widrigen Manne erlöset wurden, gingen mit Freuden, wiewohl sie, der Sitte zu Liebe, sich stellen mußten, als wären sie sehr betrübt; aber oft fiel die junge Frau, oder das Mädchen, auch einem Manne zu, den es vielleicht haßte; dann folgte sie dem neuen Gebieter mit so vielem Widerstreben, daß sie dieser mit Gewalt fortschleppte, ihr die Kleider vom Leibe riß und sie ganz brutal behandelte.

Bei aller Rohheit dieser Nordindier sollen sie jedoch, nach Hearnes Zeugniß, die menschlichsten unter denjenigen Völkerschaften seyn, die die Hudsonsbai bewohnen, bei welchen die größte Beleidigung nichts weiter zur Folge hätte, als daß sie, wie oben gemeldet, mit einander ringen; denn der Mörder steht im allgemeinen Abscheu. Nur, wenn Jemand sein Weib erschlagen sollte, so wird wenig daraus gemacht.

Matonabbi erhing sich im Jahre 1782, als er hörte, daß seine Freunde, die Engländer, das Fort an die Franzosen verloren hätten.

Ein anderer Nordindier, Moses Northon, war Gouverneur vom Fort Churchhill, aber von wilder und heuchlerischer Gemüthsart. Allen predigte er Enthaltsamkeit, hielt sich aber selbst einen Harem von sechs jungen Indierinnen und lüsterte nach allen Mädchen und Frauen, die ihm gefielen, und im Fall Vater oder Gatte ihm dieselben verweigerten, schaffte er sie mit Gift aus dem Wege, unter dem Vorwande, daß er große Kenntnisse in der Arzneikunst besitze. Seine Eifersucht ging so weit, daß er seine Mädchen des Nachts selbst einschloß und beim geringsten Verdachte sie vergiftete. — Auf seinem letzten Krankenlager hatte ein Engländer die Hand einer seiner Frauen ergriffen. Er schwur, ihn niederzuschießen, sobald er wieder gesund sey — er starb aber zwei Minuten darauf.

Sehr unglücklich sind die alten Leute. Sobald einer nicht mehr arbeiten kann, wird er selbst von seinen Kindern vernachlässigt und erhält von den Speisen nur die elendesten und schlechtesten, und sind die Abgelebten nicht mehr im

Stande, den andern auf den Wanderungen zu folgen, so läßt man sie allein zurück, wo sie dann gewöhnlich vor Hunger sterben müssen.

Sie sind immer habgierig und betrügerisch. Kommen sie in die engländische Faktorei, so stellen sie sich lahm und blind, und betteln, sagen, zumal, wenn ein neuer Gouverneur angestellt ist, daß sie alle alte Schulden schon bezahlt hätten, und bringen selbst Zeugen bei. Doch machen sie sich wenig aus Branntewein und um so weniger, je entfernter sie von der Faktorei wohnen. Auf ihre Weiber sind sie sehr eifersüchtig und die Mädchen dürfen von ihrem 8ten oder 9ten Jahre an mit den Knaben auch das unschuldigste Spiel nicht mehr spielen. Doch ist die Sitte, ihre Weiber auf eine Nacht zu vertauschen, bei ihnen üblich. Sie gilt als ein Freundschaftsbündniß, und dem Ueberlebenden liegt die Pflicht auf, die Kinder des Gestorbenen zu ernähren.

Wie die Ehen geschlossen werden, haben wir gesehen. Die Scheidung, die wegen Ausschweifungen, häufiger aber noch vorgeblicher Ungeschicklichkeit wegen, erfolgt, ist eben so einfach. Es gibt eine tüchtige Tracht Prügel und einen Stoß zum Hause hinaus, wobei der Frau gesagt wird, sie könne zu ihrem Liebhaber oder zu ihren Aeltern gehen.

Nach der Niederkunft hält sich die Frau vier bis fünf Wochen in einem besondern Zelte auf, während welcher Zeit auch der Vater sein Kind nicht sieht, denn, sagen sie, die Kinder sähen in den ersten Wochen noch so garstig und dickköpfig aus, und man könnte sie darüber hassen lernen. Wiegen kennen sie nicht. Die Mütter nehmen die Kinder auf dem Rücken und stopfen ihnen blos etwas Moos zwischen die Beine.

Von einer Achtung, die den Todten gebührt, scheinen sie wenig zu wissen und die Todten bleiben unbeerdigt. Doch zerreißen die nahen Verwandten ihre Kleider. Sie halten ein Trauerjahr. Die Trauer aber besteht im Abschneiden der Haare und in einem unaufhörlichen widri-

gen Geheule, welches oft andere mit einstimmen, und zu dem die Weiber am meisten verpflichtet sind.

Von einer eigentlichen Religion haben sie noch keine Begriffe, wiewohl sie mancherlei Aberglauben und Sagen haben. Es habe, erzählen sie, zuerst ein Weib auf der Erde gelebt und sich von Beeren genährt. Ein hundähnliches Thier fand sich in ihrer Höhle ein und that sehr freundlich. Des Nachts verwandelte es sich in einen schönen Mann und das Weib ward schwanger. Ein Mann wurde geboren, der mit seinem Kopfe bis in die Wolken reichte, und die damals unförmliche Erde ebnete. Dann zeichnete er mit seinem Spazierstocke alle Seen, Teiche und Flüsse ab und füllte sie mit Wasser. Den Hund zerriß er nun. Die Gedärme, die er in Seen und Flüsse warf, wurden zu Fischen; aus dem aufs Land gestreueten Fleische wurden allerlei Thiere, und aus den in die Höhe geworfenen Hautstücken allerlei Vögel.

Sie haben mancherlei Sagen von Feen und Geistern, welche ihnen erschienen und Luft, Meer, Erde bewohnen. Auf Träume halten sie auch sehr viel, und namentlich auf ihre Zauberer die ihnen Lieder singen und lange Reden halten, sowohl an Thiere, als an Geister. Das Nordlicht nennen sie Rothwild, und sagen, dort sey Rothwild in Menge. So weit jedoch haben sich ihre Vorstellungen noch nicht gehoben, daß sie sich Hoffnung machten, auch einmal von diesem Rothwild zu essen.

Anmerk. Die Kupferindier, welche am Kupferfluß wohnen, sind diesen so eben beschriebenen Stämmen sehr ähnlich.

Die Knisteneaux

sind ebenfalls auf einem großen Strich Landes ausgebreitet, und wohnen zwischen der Hudsonsbai und Canada. Sie wohnen südlicher, als die vorigen und scheinen viel mehr gebildet, als diese. Sie sind mittelmäßig groß, gut ge-

bauet, kupferfarbig und tragen das schwarze Kopfhaar sowohl unbeschnitten, als auf vielfältige Weise verschnitten. — Von den Nationen, die man Südindier nennt, machen sie den beträchtlichsten Theil aus.

Weiber und Männer haben ziemlich einerlei Tracht, nur daß die erstern sich mit europäischen Waaren putzen und auch wohl tättowiren. Ein Paar dicke, bis an die Hüften hinaufgehende Strümpfe, ein Leibgürtel nebst breitem Lederstreifen und ein dichtanschließendes Gewand sind die Hauptbekleidungsstücke, über welche sie zu Zeiten noch einen Mantel tragen. Den Kopf bedeckt ein Stück Pelz, das oft mit einer Quaste geziert ist. Auch sind ihnen Schuhe und Pelzhandschuhe nicht unbekannt.

Was wir vorhin bei Gelegenheit der Nordindier von der Unkeuschheit der Südindier überhaupt gesagt haben, gilt von diesen insonderheit. Die eheliche Treue wird nicht hochgeachtet; man tauscht die Weiber um, man bietet sie dem Gaste an. Doch darf sich das Weib nicht gegen den Willen des Mannes Preis geben, ohne Gefahr, daß ihr nicht die Haare, oder gar die Nase, dafür abgeschnitten werden. Blutschande und unnatürliche Wollust sind ihnen gar nicht fremd. Die Weiber sollen unter allen indischen Nationen die artigsten seyn.

Man rühmt den milden Karakter, die Gastfreiheit und die Großmuth dieser Nation; der zu häufige Genuß hitziger Getränke verderbt aber viel Gutes.

Das Loos der Weiber ist entweder noch härter, als bei allen benachbarten Nationen, oder diese selbst sind empfindlicher dagegen, daher man denn Mütter findet, die die neugebornen Töchter morden. *)

Ihre Todten beerdigen sie mit Feierlichkeit, indem sie erst mit vieler Feierlichkeit rauchen und schmausen und dann die Leiche in ihren besten Kleidern in ein mit Zweigen bedecktes Grab legen. Man hält Wehklagen und bei wichtigen Todesfällen zerfetzt man sich Arme und Schenkel. Der

*) Sie treiben aber überhaupt auch Kinder ab.

Leichnam bedeutender Krieger wird auf ein hohes Gerüst gelegt, und zuweilen opfern sich, wie in Asien und Afrika, die Frauen den verstorbenen Männern selbst auf. Das ganze Eigenthum des Verstorbenen wird vernichtet und alljährlich ein Fest zum Andenken der Todten mit Lobreden gefeiert.

Die Knisteneaux verehren Gott als den großen Herrn des Lebens und bringen ihm große Opfer; ihre kleinen Hausgötzen aber bestehen in geschnitzten 8zolligen Bildern, die in rothes oder blaues Tuch eingewickelt und mit einer Kriegsmütze bedeckt werden, die mit Federn, oder auch mit Stacheln vom Stachelschwein geschmückt ist. Im Frühling und Herbst feiern sie große Feste, wobei wie bei andern Festen geraucht und geschmaust, und mancher abergläubiger Gebrauch beobachtet wird. Bei diesen großen Festen werden aber auch weiße Hunde geschlachtet. Auch bringt jeder von seinem Eigenthume Opfer, diese Opfer liegen auf einem besondern Platze. Bedarf ein Reisender etwas von dem Daliegenden, mag er es nehmen, wenn er nur etwas von geringern Werthe dafür hinlegt; aber ohne Noth etwas nehmen, wird für gotteslästerlich gehalten. Kriegsversammlungen werden gehalten, wenn sie erforderlich sind, und es wird dabei sehr feierlich aus der herumgehenden großen Pfeife geraucht, und löblich ist es, daß, wer mit dem andern aus der heiligen Pfeife geraucht hat, nun nicht mehr gegen ihn einen Groll im Herzen haben darf.

Uebrigens sollen sie in der Arzneikunde manche tüchtige Kenntniß haben, wenden aber freilich auch viel Zaubereien an.

Ein Gastmal eines Oberhaupts dieser Nation beschreibt uns Mackenzie.

Zuvörderst läßt das Oberhaupt sein Gastmal ankündigen und schickt, statt Einladungskarten, kleine Stückchen Holz oder Stacheln an die gewünschten Gäste, welche zu bestimmter Zeit, mit einer platten Schüssel und mit einem Messer versehen, ankommen und sich zu beiden Seiten des

Oberhaupts setzen, von welchem sie singend empfangen werden. Ja, während des ganzen Mahls unterhält dieses die Gäste damit, daß es singt und ein Tambourin dazu schlägt, oder aber mit einer Klapper seinen Gesang begleitet. Die Ehre bei einem solchen Mahle besteht darin, daß man bald fertig sey — wer seine Portion am ersten verzehrt hat, wird als der König des Festes angesehen und mit grosser Auszeichnung behandelt. Ist Jemand nicht im Stande, alles allein zu verzehren, so bittet er einen seiner Freunde darum, welcher ihm dann zwar, wo er es vermag, diesen Dienst erzeigt, aber nicht umsonst, sondern gegen ein Geschenk von Pulver und Blei. Von der Mahlzeit schüttet man etwas von Speise und Trank auf den Boden oder ins Feuer. — Oft ist so viel Essen da, daß es für eine Woche genug gewesen wäre, gleichwohl muß in einem Tage alles verzehrt seyn. Doch fangen einige schon an, den Ueberfluß mit nach Hause zu nehmen. — Die von einem solchen Mahle übrig bleibenden Knochen werden verbrannt.

Andere Völkerschaften,

die in neuern Zeiten etwas bekannter geworden, sind:

die Zänkernation

oder Deguthi Dinich, die sich anfangs sehr feindselig gegen Mackenzie schienen benehmen zu wollen, aber hinterher viel gutmüthiger waren, und nicht nur, nach Sitte so vieler Wilden, namentlich dieser Gegenden, den Europäer nicht bestahlen, sondern auch mit Tanzen und Springen ihn unterhielten.

Die Mannshohen Hütten waren von Treibholz erbauet und mit Weidenzweigen bedeckt, aus welchen auch die Lagerstätten bereitet waren. Für ihre Wintervorräthe hatten sie Höhlen oder Keller in die Erde gegraben. Jagd und Fische sind ihre Hauptnährungsmittel. Vornehmen Ver-

storbenen werden Bogen und Speer und Ruder aufs Grabmal gestellt.

Sie wohnen an dem Flusse, der von seinem Entdecker Mackenzie den Namen hat.

Die Hasenindier

wohnen südlicher, als die vorigen, aber an demselben Flusse, in einer Gegend, wo sich außer schwarzen Füchsen, Moschusratten, Murmelthieren, auch viel Hasen finden, die ihnen hauptsächlich zur Nahrung und Kleidung dienen.

Weiter gegen das Südmeer hin traf Mackenzie

die Slouacas Dinais-Indier oder Rothfischmänner,

welchen letztern Namen sie wohl von einer Art rothen Karpfen haben mögen, die ihnen nebst gewöhnlichen Arten dieser Fische hauptsächlich zur Nahrung dienen. Sie werden als reinlicher, gesitteter und viel bequemer lebende Menschen beschrieben, als die übrigen Indier sind. Die Männer unterziehen sich weit mehr den Hausgeschäften und die Weiber werden besser behandelt. Ihre Häuser haben sie mit rothen Hieroglyphen bemalt. Die Todten werden verbrannt; die übrigbleibenden größern Knochen in eigene Rollen Baumrinde gewickelt und an besondern Pfählen aufgehängt. Fast jedes Haus hatte ein solches Todtendenkmal. Bei diesen Indiern fand Mackenzie einen Stamm von

Naqui Dinais-Indiern,

die hierher gereist waren. Es waren große, wohlgestaltete, sehr reinliche Leute, hatten aber nicht, wie die andern Indier, schwarze, sondern grauröthliche Augen; der Weiber Haar hing schön vom Wirbel geflochten herab und war mit Glaskorallen geziert. Sie handeln viele Waaren an der Seeküste gegen Peltereien ein und waren gegen den Engländer sehr höflich und zuvorkommend.

Die Lachsindier,

längs einem bis zum Südmeere hingehenden Flusse hin wohnend, haben ihren Namen von einem dem Lachs sehr ähnlichen großen Fisch, Dilly, der ihre hauptsächlichste Nahrung ausmacht und den sie darum freilich sehr werth halten, den sie aber auch in gut ausgedachten Lachsfängen oder Fischwehren in Menge zu fangen wissen und dadurch ihren Unterhalt um so mehr sichern, da ein solcher Fang Sache des ganzen Stamms ist und nur unter der Anordnung eines von ihnen selbst dazu erwählten Oberhauptes statt findet.

Der Lachsindier ist bei mittlerem Wuchs fleischig und nicht übel gebildet. Das runde Gesicht hat kleine graue Augen; der Kopf ist keilförmig, weil er den Kindern frühzeitig mit ledernen Riemen umwickelt wird, hat hohe Bakkenknochen und dunkles Haar, welches Einige gekämmt über die Schultern herabhangen lassen, Andere in Zöpfe flechten, die Weiber aber, ganz gegen die Sitten der andern Nationen, kurz tragen. Die Haut ist zwischen oliven und kupferfarben.

Lachs ist, wie gesagt, das Hauptnahrungsmittel. Er wird geröstet, getrocknet; ja, man weiß durch den Zusatz von mancherlei Beeren, die hier sehr häufig sind, feinere Gerichte daraus zu machen.

Die Männerkleidung ist ein Mantel und eine Mütze, worüber zur Regenzeit eine Matte getragen wird, und Schuhe von Elennshaut. Die Weiber haben den Mantel los oder mit einem Gurte um den Leib befestigt und tragen auch eine Schürze. Ihre Mütze sieht wie ein umgekehrter Napf. Eine Frau mit durchbohrter Unterlippe fand sich auch.

Die Vielweiberei ist üblich und die Keuschheit steht nicht sehr in Achtung, aber die Weiber werden dennoch nicht übel behandelt und die Männer verrichten die gröbern Arbeiten. Für die Säuglinge wird große Sorge getragen und die Mütter tragen sie in einem eigenen mit Moos ausgepolsterten Gestelle überall mit hin.

Die Waffen waren Bogen, Pfeile, Wurfspieße und Speere, um Seeottern, Seekälber und große Fische zu erlegen. Aexte von Eisen, auch Hämmer und hölzerne Keile fanden sich bei ihnen. Da sie wenig Jagd haben, so tauschen sie von benachbarten Bergbewohnern die nöthigen Häute ein, unter welchen sich auch die Felle des Argali (s. ersten Band) fanden. Die Canots, welche 15 Mann tragen, und mit welchen sie sehr gut umzugehen wissen, sind aus Cedernholz, werden mit Figuren von Fischen bemalt und Hinter- und Vordertheil sind mit Zähnen von der Seeotter ausgelegt.

Sie haben Hütten und größere Gebäude. Die leztern stehen auf Pfählen, und man steigt, statt der Leiter, auf einem Balken hinauf, in welchem, wie in Kamtschatka, Einschnitte eingehauen sind. Diese Häuser waren 100 bis 120 F. lang und 40 breit. Gäste erhalten in diesen Häusern den Ehrenplatz auf einer Matte. Mackenzie will sie für Tempel halten und sagt, daß sich bei ihnen Spuren von dem Glauben an ein höchstes Wesen fänden. Einige solcher Häuser hatten kein schlechtes Schnitzwerk und waren mit mancherlei Figuren bemalt.

Der Karakter dieser Indier scheint überaus sanft und gutmüthig zu seyn, so wie auch ihre Sprache von der der andern Indier sehr verschieden war. Sie nahmen Mackenzie mit vieler Freundlichkeit und Gastfreiheit auf und bewirtheten ihn ehrenvoll in ihren großen Häusern. Das Oberhaupt hing ihm seinen eigenen, sehr kostbaren Mantel von Seeotterfell um, und außer Gerichten von Lachs sezten sie ihm noch einen Leckerbissen vor — Kuchen von 15 Zoll Länge und 10 Zoll Breite, bei der Dicke von einem halben Zoll, die aus der innern Rinde der Hemlockstanne, zeitig im Sommer ausgeschnitten und in eine Form gepreßt waren. Man aß sie, mit dem Fette von Lachs getränkt, welches Mackenzie rein und süß fand. — Da er sich zur Ruhe begeben wollte, bot ihm das Oberhaupt dringend seine Bettgenossin an.

Verstorbene ehren sie durch lautes Wehklagen und schneiden sich deshalb die Haare kurz ab. Auch errichten sie ihnen Denkmale.

Bei dem Lachsfang waren sie sehr abergläubisch und der Engländer durfte mit keinem eisernen Kessel Wasser schöpfen, welchen der Fisch nicht vertragen könne, sondern man mußte sich der hölzernen bedienen. Auch durfte er seine Meßinstrumente nicht aufstellen, vor welchen man sich sehr zu fürchten schien.

Die Einwohner in, und in der Nachbarschaft von Canada und an den Grenzen der Freistaaten.

Es sind der an Sitte, Gebrauch und Lebensweise verwandten Nationen mehrere, die sehr vereinzelt und in dürftiger Zahl die großen Länderstrecken Canadas und der angrenzenden Länder bewohnen, und noch immer mehr und mehr an Zahl abnehmen, bis sie endlich werden erloschen seyn — ein Schicksal, welches fast alle wilden Völkerschaften trifft, neben und unter welchen die Europäer zahlreich und mächtig werden. — Besonders sind Rum und andere starke Wasser die Hauptmittel, die Gesundheit zu vergiften, indem zu gleicher Zeit der Europäer nicht nur seine Krankheiten (Blattern u. s. w.) mitbringt, sondern auch durch seinen Handel die Unterhaltungsleichtigkeit solchen umherstreifenden Nationen nimmt.

Die eigentlichen ersten Stammbewohner des nördlichen Amerikas — wer kann sie aus so vielen Nationen herausfinden? Man nennt 45, man nennt 70, man rechnet sogar 140 Völkerschaften im nördlichen Amerika, Rechnungen, die alle gleich trüglich sind und deren Beurtheilung ausser unserm Zweck liegt. Es kommt dazu, daß sich die Stämme vielfältig von einander trennen und ihre Wohnplätze verändern. — Ob unter allen diesen Völkern die Delawa-

ren die Urnation ausmachen, bleibt mithin auch dahingestellt. Sie selbst rühmen sich, ein sehr mächtiges Volk gewesen zu seyn, das sich von der Seeküste an weit nach Süd und Ost verbreitet gehabt hätte, und die andern Stämme gestehen ihnen ein hohes Herkommen und Alter zu und beehren sie mit dem Namen Großväter. Den Bund der fünf Nationen nannten sie Oheime. Auch hatten sie und der Bund der fünf Nationen von allen Nationen Massachusets an bis zum Missisippi, und zwischen Canadas Seen und dem Ohio, allein das Recht, eine allgemeine Versammlung der Stämme zusammenzurufen, so wie denn auch ihre Sprache sehr weit ausgebreitet ist. — In neuern Zeiten wollten die fünf Nationen die Uebermacht an sich reißen, aber die Delawaren stellten sich ihnen an der Spitze eines andern Bundes entgegen.

Im Bunde der unter dem Namen Irokesen so bekannten 5 Nationen (oder 6 Nationen, weil späterhin noch eine Nation hinzutrat) sind die Senekas und die Mohawks die bekanntesten.

Die Huronen, die am Huronsee wohnten, waren einst mächtig, aber seitdem sie ihre Feinde fast ganz aufgerieben haben, so gut als erloschen zu betrachten. Sie wohnen nur noch in einigen kleinen Dörfern um Quebeck und um den Eriesee nicht in Gezelten, sondern in Häusern.

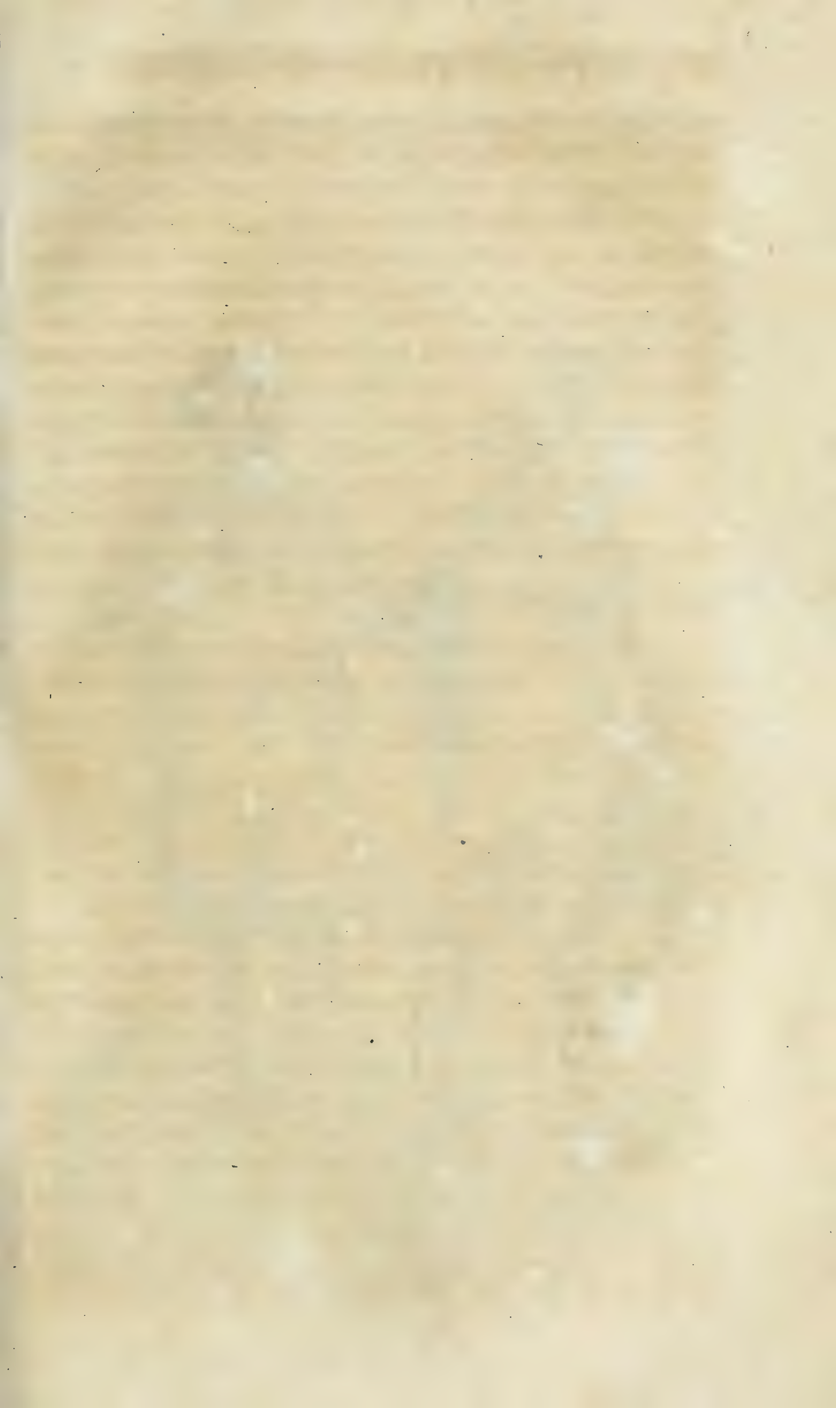
Die Tschippewäer bestehen aus sehr vielen Stämmen, und wohnen am Obernsee, vorzüglich zwischen diesem und dem See Michigan. Sie sollen sich sehr weit nach Westen hin erstrecken, fast bis an das Südmeer zu den unbekannten Atnahs hin. Die zu ihnen gehörigen Monsonier sollen an 6000, und die Nigeponer an 4000 Krieger stellen können. Sie sollen eine vorsichtige, furchtsame, aber plumpe und träge Nation seyn, deren Farbe schwärzlich ist. Sie erlegen nicht sowohl als Jäger die Thiere, von welchen sie leben, sondern vielmehr fangen dieselben in Schlingen. In den meisten Stücken sind sie der Beschreibung gleich, welche wir von den andern Indiern liefern werden, nur daß sie viel sanfterer Gemüthsart sind,

was sie aber doch nicht hindert, ihre abgelebten Greise mit kaltem Blute todzuschlagen; auch lieben sie die starken Getränke nicht so sehr, wie die andern Nationen.

Der canadische Indier ist von mehr als mittelmäßiger Größe, schlank und wohlgewachsen und weiß sich recht gut zu tragen. Sein Körper ist sehr muskulös und stark und die Gliedmaßen sind nett gebaut. Im Allgemeinen sind sie kupferfarbig; doch sind einige viel heller und fast mit den Bewohnern des südlichen Frankreichs von einerlei Farbe, indessen andere sich der Schwärze der Negern nähern sollen. Viele haben behauptet, ihre natürliche Farbe sey nicht von der unsrigen sehr verschieden und werde nur durch das Einschmieren der Haut und dadurch, daß sie immerdar den Sonnenstrahlen ausgesetzt wären, viel dunkler. Sie würden weiß geboren und gäben sich nur zu viel Mühe, eine schwarze Haut zu bekommen. Bei aller Wahrscheinlichkeit dieser Behauptung verdanken sie doch wohl meistentheils ihre Farbe der Natur, indem die Unterschiede der Stämme in diesem Stücke immer dieselben bleiben uud die Kinder den Aeltern an Farbe gleich sehen.

Auf dem Gesicht des Indiers ragen die Backenknochen hervor; seine Augen sind klein und schwarz; die gebogene Habichtsnase ist spitz und der Mund mit schönen Zähnen besetzt.

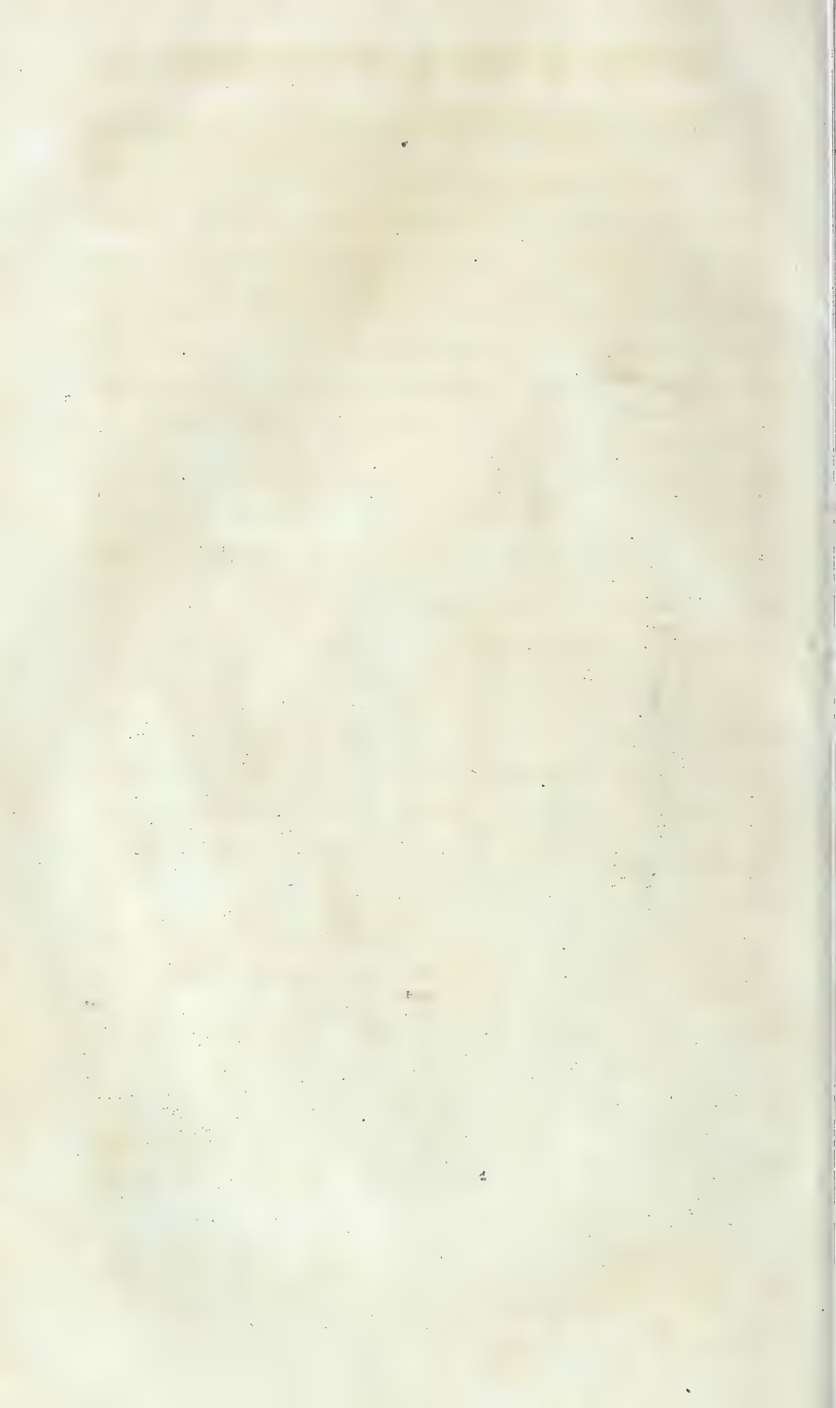
Außer den schwarzen, langen Haupthaaren reißen sie alles übrige Haar am Körper aus; ja die Männer schonen sogar des Bartes, und junge Stutzer selbst, bis auf eine Stelle am Hinterkopf, wo eine lange Locke stehen bleibt, der Haare an Augenbraunen und Wimpern nicht. Diejenigen, welche in der Nähe der Europäer wohnen, winden einen platten Eisendrath spiralförmig zusammen und fassen dann zwischen den Windungen viele Haare auf einmal, die sie mit einem herzhaften Ruck ausreißen. Die entfernter wohnenden Indier bedienen sich zu dem nämlichen Behuf zusammengebogener Hölzer, oder aber auch nur zweier Holzstückchen statt der Zangen.







Der Canadische Wilde u. seine Frau



Die Sqaws, oder die Weiber, sind kleiner, haben höher hervorstehende Backenknochen, rundere Gesichter und sind in ihren Manieren sehr unlieblich. Ihr Gang ist wackelnd, wie bei den Gänsen, und mit den Füßen gehn sie einwärts. Je älter, desto dicker und fetter werden sie auch. In ihrer Jugend sollen sie nicht unschön seyn, aber im dreißigsten Jahre sind sie schon bis zur Widrigkeit verblüht, die Augen eingefallen, die Stirn runzlich und die Haut welk und schlaff, welches aber dadurch begreiflich genug wird, daß die Frauen hier eben sowohl, wie bei den meisten andern Völkern, die Lastthiere sind, denen alle schwere Arbeiten aufgebürdet werden, und daß sie, so lange sie unverheirathet sind, ohne Anstoß sich Jeglichem, der ihnen gefällt, hingeben dürfen. *) Da dies zu früh geschieht, so muß es freilich sehr üble Wirkungen haben. — Wie der Zustand hiesiger Frauen ist? — Eine Frau, welche zwei Weiße Holz holen sah, konnte nicht vor Erstaunen zu sich selbst kommen, daß Männer thäten, was sich nicht schicke, zu thun, und hielt es für ein großes Aergerniß. Sie hieb mit ihrer Axt eine tüchtige Tracht Holz ab und brachte sie den Weißen. — Und einem angesehenen jungen Indier, der sich mit der Eichhörnchenjagd ergötzte, folgten 3 Frauen und holten ihm die Pfeile wieder.

Es reißen sich aber die Frauen das Haupthaar nicht aus, sondern sie pflegen es und sind stolz darauf, es so lang als möglich zu haben. Sie schlagen es hinten auf eine eigene, sehr nette Weise auf und scheiteln es vorn auf der Stirn, und bei hohem Putz wird der schmale Streif Haut zwischen den Haaren roth bemalt, welches gegen die

*) Bei den Nadowessiern wurde eine Frau sehr hoch verehrt. Sie hatte in ihrer Jugend ein sogenanntes Reisfest gegeben. Vierzig Krieger waren gebeten und sie bewirthete dieselben mit Reis und Wild. Nach dem Schmause hatte jeder der Gäste, einer nach dem andern, hinter einem Schirm den Genuß einer andern Art; denn sie selbst war hinter dem Schirm. — Alle waren über ein solches Weib erstaunt und warben um ihre Hand. Einer der vornehmsten Anführer bekam sie zur Frau und sie wurde seit dieser Probe allgemein verehrt.

Schwärze der Haare nicht übel abstechen soll — sie verstehen also auch Kokettrerie.

Die Sinne des Indiers sind überaus scharf. Ihr Auge, ungeachtet des langen Schnees, der ihren Ländern eigen ist und ungeachtet des Rauchs in ihren Hütten oder Zelten, ist dennoch unübertreflich; denn wo selbst der Scharfsichtige keine Spur sieht, entdecken sie, selbst im abgefallenen Laube oder auf weichem Grase, die Fährte eines Wildes oder den Fußstapfen eines Menschen, und wissen, von welchem Stamm derselbe ist. Ihr Geruch ist so fein, daß sie lange zuvor ein Feuer riechen, ehe man es gewahr wird. Der Feinheit ihres Geruchs wegen haben sie vor allen starkriechenden Sachen einen großen Abscheu, z. B. vor Moschus. Daß sie auch feinhörig sind, läßt sich leicht erachten. Sich auf unbetretenen Wegen von einigen hundert Meilen durch Wald und Ebene zu finden und selbst im Nebel den Sonnenstand angeben, nach welchem sie die Zeit bestimmen, ist nicht selten bei ihnen. Aber wie nöthig ist das auch bei einer Lebensart, wo der Hausvater oft zuerst der Jagd, und dann des Pelzverkaufs wegen, 15 Monate auf Reisen ist. — Aber die Einfachheit ihrer Lebensweise, ihre beständigen Anstrengungen auf Reisen und Jagden, zu welchen sie von Kindheit auf gewöhnt werden, verhelfen ihnen zu dieser Schärfe der Sinne sowohl, als zu vieler körperlicher Geschicklichkeit, auf welche sie, wie die meisten rohen Nationen, Alles setzen.

Frühzeitig wird hier der Mensch zu allen Arten Abhärtung erzogen, welches freilich auch eben nicht zur Vermehrung der Volkszahl beiträgt. Wie bei unsern alten Vorfahren, wird das kaum geborne Kind sofort in kaltes Wasser getaucht, und dann, eingeschlagen in eine Thierhaut oder in ein Tuch, auf ein Bret gebunden, welches mit Moos gepolstert ist, auf welchem es die Mutter während des Wanderns mit sich herum trägt (das Band, an welchem das Bett befestigt ist, geht um die Stirn) und mit welchem sie es, während ihrer häuslichen Verrichtungen, oder, wenn das Kind unruhig ist, an einen Baum hängt und, ähnlich unsern Wie-

gen, hin und her schwingt. Gebogene Reife werden, wie häufig bei unsern Wiegen, über das Bett gespannt, um etwas darüber zu hängen, was das Kind gegen Muskiten u. s. w. schützen kann. Bei den Mohawks sind die Kinder von den Füßen an bis an den Kopf so bewickelt, daß sie sich nicht rühren können. — Die weiblichen Kinder müssen frühzeitig gewöhnt werden, die Füße einwärts zu setzen, weil es die Sitte des Landes schön findet. Manche Indierinnen bedienen sich einer Hängematte, welche zwischen zwei Bäumen befestigt und hin und her geschwungen wird.

Sobald bei diesen Völkern die Kinder nur ein wenig kriechen können, läßt man ihnen allen Willen. Sie kriechen dann, wie junge Hunde, überall hin, ohne daß es ihnen jemand hindert, in den Schnee, in Pfützen, in Schlamm. Die Mädchen bekommen in frühern Jahren etwas, was einer Bedeckung ähnlich sieht, viel später die Knaben. Die letztern werden zuweilen an fünf Jahre gesäugt.

Die Erziehung ist sehr einfach. Die Kinder bleiben sich selbst überlassen und werden auf keine Weise von den Aeltern beschränkt, viel weniger hart behandelt, oder gar durch Schläge zurecht gewiesen. Nur ein Gefühl ihrer Unabhängigkeit und Großheit (man verzeihe mir den Ausdruck) sucht man ihnen beizubringen. — Knaben erhalten sehr frühzeitig Bogen und Pfeil; sie kämpfen mit einander und der Ueberwundene fühlt den Sieg des Gegners lange und schmerzlich. Die Väter sprechen zu den Söhnen von den Großthaten der Ahnen und feuern ihren Muth, ihren Ehrgeitz und (die Folge davon) ihre Rache, gegen die Feinde ihres Stammes oder Hauses bei jeder Gelegenheit an. — Selbst den Mädchen, wiewohl zur Dienstbarkeit ihr Geschlecht bestimmt ist, sucht man für Unabhängigkeit und Ehre ein tiefes Gefühl einzuprägen. *) Die höchste

*) Bei einigen Nationen ziehen sogar die Frauen mit in den Krieg und ermuntern die Männer zum Streit (fast also, wie bei den alten Deutschen, welchen überhaupt diese Naturmenschen von so vielen Seiten ähnlich sind).

Strafe, welche Mütter den Töchtern anthun, ist das Ansprengen mit Wasser.

Eine Mutter weinte über die Unart der Tochter, die nach der Ursache der Mutterthränen fragte. „Du entehrst mich," sagte die Mutter, und dieses einzige Wort war hinreichend, die Besserung der Tochter zu bewirken. — Einer andern Tochter spritzt die Mutter Wasser ins Gesicht. „Du sollst keine Tochter mehr haben," sagt das Mädchen und ging hin und erhing sich. So gewaltig wirkt hier das Gefühl für Ehre.

Nekig, ein angesehenes Oberhaupt der Ottowayer, war mit seinem etwa zehnjährigen Sohne bei einem europäischen Mahle. Nach dem Essen wurden Pfirschen herumgegeben. Der Knabe nahm sich von einem dargereichten Teller voll einen Pfirsich mit vieler Artigkeit, biß aber hinein. Zornig sah ihn der Vater an und verwies ihm leise seine Unanständigkeit. Er hätte die Pfirsche schälen sollen, wie er den Herrn ihm gegenüber hätte thun sehen. Jetzt schälte der Knabe. — Es kam Portwein. Der arme Junge trank und machte ein saures Gesicht dazu. „Ich verzweifle, sprach der Vater, daß du ein tüchtiger Mann, oder ein tapferer Krieger, wirst werden, da du das nicht gut findest, was dir so freundschaftlich gegeben wird." Und der Knabe trank den Rest in seinem Glase mit anscheinendem Vergnügen.

Die Hauptbeschäftigungen des jungen Knaben sind Vorübungen zum Krieg, und daher außer häufigen Waffenübungen auch Uebungen im langen Fasten und im freiwilligen Ertragen sehr empfindlicher Schmerzen. Man sieht Knaben, die sich die Arme aneinander binden und glühende Kohlen dazwischen legen lassen. Wer ohne eine Schmerzensmiene diese Feuersquaal am längsten erträgt, wird am lautesten gepriesen. Um seiner Jagden, um seiner Kriege willen, muß der Indier sich zum Ertragen aller Beschwerden, und namentlich des Hungers, gewöhnen.

Die Jagd ist immer noch das Haupterhaltungsmittel der canadischen Indier und der Pelzhandel mit Europäern

das Mittel, mancherlei Waaren einzutauschen. Es hat Mühe gekostet, einige Stämme zum Feld- und Ackerbau und zur Viehzucht zu bringen und ihre Oberhäupter nehmen selbst durch ihre Reden ihre Stämme gegen diese friedliche Beschäftigung ein, weil die Weißen sie nur durch diese Lebensart festbannen wollten, um sie desto sicherer zu unterdrücken. (Ob die Oberhäupter Unrecht haben — lassen wir dahingestellt seyn.) Doch Viele haben begriffen, welche sichere Erhaltung ihnen durch den Ackerbau gewährt wird.

Mais ist stets die Hauptnahrung, nebst Kartoffeln, Pastinaken und mancherlei Rüben, die, wie der Taback, von mehrern Indiern jetzt gebauet werden. Der Mais wird geröstet und gestampft und dient so allein schon zur Nahrung, lieber aber noch als Sagamite, d. i., als ein mit Wasser oder Brühe zu Brei gemachter Mais. Auch Obst ziehen die Irokesen in Gärten. Unreifer Mais mit Bohnen und Bärenfleisch ist bei ihnen ein Hauptgericht. Das Fleisch wird niemals roh gegessen. — Ein Hauptnahrungsmittel ist aber, besonders für ihre Reisen, der aus dem Saft des Zuckerahorns bereitete Zucker, welchen sie ganz allein als eine eigentliche Speise genießen. Die Nadowessier haben auch einen Strauch, dessen Rinde sie im Frühjahr als Nahrungsmittel benutzen. — Es versteht sich jedoch, daß man bei Keinem dieser Nationen an eigentliche Eßzeiten denken darf. Jeder ißt, wenn ihn hungert. — Sie haben Viehzucht, aber meistens nur Schweine und Pferde. Die letztern ziehen eigentlich nur südlicher wohnende, nicht recht hierher gehörige Stämme. *) Kühe halten nur sehr Wenige der Milch wegen.

Wenn auch Viele den Ackerbau und die damit verbundene fixirtere Lebensart scheuen, so sehen doch ihre klügern Oberhäupter wohl ein, wie viel von dieser Beschäftigung abhängt.

*) Siehe die Ureinwohner Louisianas und Westfloridas nachher.

„Mit der wachsenden Bevölkerung der Weißen“ (sagte die kleine Schildkröte, ein Anführer der Miamis) „ist es eine seltsame Sache. Kaum sind zwei Men-„schenalter (160 Jahre) vorüber, als sie unsern Boden „betraten und nun bedecken sie denselben schon wie Fliegen „und Wespenschwärme, während wir Eingeborne darauf „so dünne gesäet bleiben, wie Hirsche.“

„Aber freilich — ihr Weißen habt auch Mittel zu fin-„den gewußt, auf einem Fleck, nicht größer als eine Hand, „eine reichliche Nahrung zu sammeln. Aus einem Raume, „20 mal so groß, als diese Stube (wo er sprach) zieht ein „Weißer Nahrungsmittel für ein ganzes Jahr. Dazu „nimmt er noch etwas Land mit Gras und Kräutern und „zieht sein Vieh darauf, das ihn mit Milch und Butter „versieht.“

„Wir rothen Menschen aber brauchen ein ungeheures „Gebiet, denn der Hirsch, den wir tödten, und der uns „kaum auf zwei Tage erhält, hat ein groß Stück Land nö-„thig, um zu seiner Größe auszuwachsen. Und wenn wir „zwei- oder dreihundert Hirsche erlegt haben, ist es gerade „eben so gut, als ob wir alles Gras und alles Gehölze ver-„zehrten, wovon diese lebten.“

„So ists denn gar nicht zu verwundern, daß uns die „Weißen vom (atlantischen) Meere immer weiter nach dem „Missisippi hinaufgedrängt haben. Sie breiten sich, wie „Oehl, aus, und wir schmelzen, wie Schnee, zusammen; „und fangen wir es nicht bald anders an, so können die ro-„then Menschen nicht länger bestehen.“

Diejenigen Indier, welche mit europäischen Kaufleu-ten verkehren, kleiden sich nicht mehr in Pelzen oder Fellen, sondern vertauschen dieselben gegen wollene Decken und Zeu-ge. Nur die Mokassins oder Schuhe sind noch von Elenns-, Hirsch- oder Büffelleder gemacht. Sie schlies-sen sehr genau und werden mit einem Riemen unter dem Knöchel befestigt. Eine schmale Klappe hängt über diesen Riemen einige Zolle herab und ist bei festlichen Gelegenhei-ten, eben so, wie auch die Naht des Schuhes, mit Koral-

len oder Bändern, oder mit Stacheln vom Stachelschweine, besetzt. — Eine Art Beinkleider, die fest anschließt, fängt oberhalb des Schuhes an und geht bis an den halben Schenkel hinauf, sind ebenfalls von Tuch gemacht und für den Staat mit Korallen und Bändern besetzt. Damit sie nicht herabfallen, werden sie mit Schnüren an eine um den Bauch gehende stärkere Schnur befestigt. — Manche lassen sich diese Beinkleider von den Sqaws, welche hier die Schneider sind, am Leibe nähen, so daß sie dieselben gar nicht ausziehen können, sondern sie so lange tragen, bis sie in Lumpen zerfallen.

An einer andern Schnur hangen zwei kleine Schürzen, jede etwa eines Q. Fußes groß, eine vorn, die andere hinten und an beide befestigt, geht ein Stück Tuch zwischen den Beinen hindurch — dies ist das Kleidungsstück, woran die Sqaws den meisten Putz anbringen. Gehn sie zu Felde, so legen sie noch eine Art Gürtel um, an welchem der Tabacksbeutel, das Skalpiermesser und andere Kleinigkeiten gehängt werden. Im Winter, oder bei einem Besuch, werfen sie noch ein kurzes Hemde mit weiten Aermeln über, welches meistens von grobem Kattun gemacht ist, der rechte grelle und altmodige Muster hat. Ueber diesem Hemde wird eine Decke von einem großen Stück Tuch, zuweilen aber auch wohl eine Art Ueberrock, getragen.

Die Frauen gehn fast wie die Männer, nur, daß sie statt des Tuchs zwischen den Beinen, ein oft 3 Ellen langes Tuch um die Mitte des Leibes haben, welches bis auf die Knie, bei manchen vom Hals bis auf die Knie, reicht, und für welches sie dunkelblau und grün am liebsten wählen — zwei Farben, die überhaupt am meisten beliebt sind. Ueber die kurzen, bei Wohlhabenden oftmals feinen und unten mit silbernen Knöpfen besetzten, oftmals ledernen Hemden tragen sie im Sommer nichts. Zum Putz sind dieselben mit einem silbernen Stift oben am Halse zugesteckt, welches, wie der Kopf an einem Nagel, ein etwa Groschen großes Plättchen hat. Die von Bärenfett glänzenden Haare hangen alsdann, so lang sie sind, herab, und sind

so häufig mit Bändern geschmückt, daß eine junge Sqaw wohl für 30 Thaler Bänder im Haare hatte. Die Reichsten haben die Haarstrehlen oftmals zwischen Silberplatten gefaßt. *)

Wenn sie können, so tragen die Frauen silberne Armbänder und mehrere Paare Ohrringe. Sie durchlöchern daher den Ohrrand an mehrern Stellen. Die Männer aber machen einen langen Schnitt, wodurch der Saum des Ohrs bis auf die beiden äußersten Enden vom Ohre abgetrennt wird. Dann hangen sie schwere Gewichte hinein, damit der Rand so tief als möglich herabhange; auch hängt er Manchem wirklich bis auf die Schulter herunter. Der Ohrrand wird, damit er halte, mit Messingdraht umwunden, welches aber bei den Gesträuchen, durch welche sie auf der Jagd müssen und bei ihren Händeln in der Trunkenheit doch nicht viel hilft. Sie hangen aber nicht sowohl Ringe, als vielmehr runde oder eckige Silberplatten, in die Ohren, welche nach verschiedenen Mustern durchlöchert sind. Manche Stämme bleiben immer bei einem und demselben Muster.

Einige Männer, jedoch nur wenige, tragen auch Ringe im Nasen norpel und angesehene Krieger und Oberhäupter ein Schild vor der Brust, welches aus Silberstücken oder ans Muscheln besteht. Ein sehr beliebter Schmuck ist eine Schnalle oder Armband von Silber, mit rothgefärbten Büffelhaaren besetzt, über dem Ellenbogen getragen. Keiner trägt es, der sich nicht im Kriege ausgezeichnet hat. — Wie sonderbar zuweilen ihr Putz aussehen mag, ergibt sich daraus, daß einmal ein Indier eine Amsel vor die Schaam gebunden hatte.

Zum Staat und wenn es in den Krieg geht, bemalen sie sich auch, und im letztern Falle binden sie auch wohl schwarze Wasserschlangen, denen sie zuvor die Giftzähne ausgerissen haben, um den Leib und lassen sie daselbst sterben.

*) Die Frauen auf der Westseite des Missisippi haben die Haare in zwei Zöpfe gescheitelt, die 3 Zoll lang und armsdick sind, und an beiden Ohren herabhängen.

Ueberhaupt sehen sie für den Fall des Krieges darauf, als Teufel gleichsam, furchtbar zu erscheinen. — Schwarz und Roth, im Kriege noch Weiß, sind zum Bemalen die Lieblingsfarben. Manche malen das ganze Gesicht schwarz, und nur den Fleck zwischen Nase und Lippe roth; Andere haben auf dem schwarzen Gesicht nur unter jedem Ohre einen rothen Fleck; Andere ein rothes und schwarzes Auge. Am gemeinsten ist es, das Gesicht mit Holzkohle zu schwärzen und mit den Nägeln gleichlaufende Wellenlinien hineinzuziehen; ja, sie führen kleine Spiegel, um Alles mit der möglichsten Genauigkeit zu machen und bringen Stunden lang mit ihrem Putze hin.

Uebrigens tättowiren sie sich mancherlei Figuren, besonders von Thieren, ein, und ein irokesisches Oberhaupt hieß wegen seiner ganz schwarz gebeitzten Brust nur der schwarze Prinz.

Wegen ihrer Wohnungen oder Kabanen geben sie sich sehr wenig Mühe. Denn wiewohl dieselben nach Verschiedenheit der Völkerschaften sehr verschieden sind, sind sie doch alle ein wenig zu einfach. Einige zwar sind, wie schlechte Hütten, aus Balken zusammengeschlagen, die meisten aber sind aus Pfählen und Baumrinde gemacht und tragbar. — Einige Pfähle, auf welchen die größern Stücken Borke mit Bast befestigt werden, machen das Gerippe der Hütte. Bei den Delawaren haben die Wohnungen ein spitzes Dach, bei den Irokesen ein gewölbtes. Einigen Hütten fehlen die Thüren; man stellt daher vier derselben zusammen und unterhält in der Mitte zwischen denselben ein gemeinschaftliches Feuer. — Im tiefen Winter birgt man sich selbst unter dem Schnee, indem man denselben mit Flechtwerk unterstützt, so, daß der fest gefrorne Schnee das Dach bildet und eine Hütte gibt, in der man sich warm befindet. Die Nadowessier aber leben beständig unter Zelten, die mit Häuten bedeckt sind. — Das Zelt eines Oberhaupts derselben, welches Carver sahe, hatte 40 Fuß im Umfang.

Eine gewisse Regelmäßigkeit bei der Anlage der Dörfer darf man nicht suchen; doch gibts in den meisten Dörfern

ein großes Carbet oder Rathhaus. Mehrere Dörfer sind auch mit Pallisaden umgeben. — Es ist um so weniger an eine feste Ordnung zu denken, da die meisten Stämme nur ein herumziehendes Nomadenleben, namentlich der Jagd wegen, im Winter führen, und diese haben auch die schlechtesten Hütten oder Zelte, in welchen sie nicht einmal nothdürftig gegen Regen und Schnee geschützt sind.

Wie die Wohnungen selbst, so auch der Hausrath. Pritschen oder Bänke, oder aber auch wohl Lagerstäten von Tannenreissig gehen innerhalb der Hütte rings umher und ein Feuer brennt in der Mitte. Werden Bärenfelle oder andere Häute über die Lagerstäten oder Bänke hergebreitet, so hat man ein Bette, wie man es hier zu haben pflegt, indem man sich mit der Wolldecke zudeckt, die am Tage das Kleid ausmacht.

Hat man übrigens einige Schüsseln, die man aus Ahornholz macht, einige Töpfe, die man metallen von Europäern kauft und in entferntern Gegenden aus Stein verfertigt, einige Löffel, die aus einem buchsbaumähnlichen Holze geschnitten werden, so hat man ziemlich Alles, was man bedarf, wenn es nur nicht an Messer, Beil und Feuerstahl fehlt, welche nicht alle Nationen unmittelbar von den Europäern kaufen können. — An Reinlichkeit ist aber hier keineswegs zu denken, und die Hunde allein waschen Schüsseln und Töpfe auf. Doch gibt es seit dem Umgange mit Europäern da und dort einige Vornehme, die auf Nettigkeit in Zelt, Kleidung und Speise halten.

Das Tomahawk ist das Beil und die Streitaxt des Indiers. Es ist ein leichtes Beil, das ihnen so viel werth ist, daß sie es im Gefecht sorgfältig zu behalten suchen. Gilt es, so werfen sie damit und treffen auf dreißig Schritt den Feind unfehlbar. Einige befestigen an dem Griff des Tomahawks eine Schnur, damit sie sowohl damit schleudern und werfen, als auch dasselbe zurückziehen können. Auch pariren sie mit demselben Hieb und Stich des Degens aus. Sehr beliebt sind diejenigen Tomahawks, bei welchen an der Rückseite ein Pfeifenkopf angebracht ist, zu dessen Gebrauch der aus-

gehöhlte Griff die Stelle des Pfeifenrohrs vertritt. Aus solchen Pfeifen raucht der Indier am liebsten, und sie bitten einen Fremden darum, sie ein paar Züge aus solchen Pfeifentomahawks thun zu lassen, eben so dringend und innig, wie Kinder um ein Spielzeug bitten.

Ihre Kanots machen sie aus Birkenrinde. Die Hauptkähne fassen 10 bis 12 Personen.

Hin und wieder haben einige Indier angefangen, sich ein wenig mit Feld- und Ackerbau und mit Viehzucht abzugeben, vorzüglich diejenigen, welche sich zum Christenthum gewendet haben; die meisten aber sind ihrem ursprünglichen Erwerb, der Jagd, getreu geblieben und streifen Monate lang durch die Wälder umher, um Pelzwerk zu bekommen, das sie den Europäern gegen andere Waaren austauschen.

Im Springen und Wettrennen dürften Kanadas Wilde wohl noch zu übertreffen seyn, aber schwerlich an Stärke und Ausdauer. Sie tragen mehrere Tage hintereinander, täglich 7 Meilen weit und oft Tagelang ohne Nahrung eine Last von 70 Pfund. Ohne Last legten junge Indier in einem Tage 16 Meilen zurück, und schienen am Orte ihrer Ankunft so wenig ermüdet, daß sie noch umhergingen und nach Allem fragten. — Zum Tragen haben sie eine Art Gestell, fast wie unsere Glaser, wenn sie Glasscheiben über Land tragen.

Wie genau sie beobachten, darüber gibt es mehrere Zeugnisse. Ein Ort, durch den sie einmal gegangen, ein Gesicht, das sie nur wenige Augenblicke aufmerksam betrachtet haben, wird ihnen nie unkenntlich, und ihr Gedächtniß ist dabei so treu, daß Reden, die vor vielen Jahren in öffentlichen Versammlungen gehalten wurden, ihnen nicht fremd werden.

Bei Vermessungen der Grenzen der Länder, die man ihnen abgekauft hat, haben sie oft gegen die Instrumente der Landmesser Recht behalten und verbesserten die Fehler derselben mit dem Ausdrucke: „Bruder, das kleine Ding (das Meßinstrument) lügt.“ Wenn die Regierung eines nordamerikanischen Freistaats ein Stück Land von ihnen er-

kaufen will, so wird das zu behandelnde Stück auf einer Karte entworfen, in welche sie sich sogleich zu finden und deren Fehler sie genau anzugeben wissen. Nach der Karte bezeichnen sie die Grenzen des abgetretenen Stücks, indem sie längs der Grenzlinien Bäume einkerben, oder Pfähle oder Steine setzen. — Bei solchen Käufen werden förmliche Kaufbriefe, an welchen die genaue Karte der Gegend befestigt ist, gefertigt und von beiden kontrahirenden Theilen unterzeichnet. Die indischen Oberhäupter unterzeichnen mit den Umrissen des Thiers, dessen Namen sie tragen — einer Schlange, Hahns, Bärs, tollen Hundes u. s. w.

Ein Europäer zeigte einem jungen Senekaindier die Karte von Neu-York, und, nachdem er demselben den Punkt, an dem sie sich eben befanden, und sein Dorf gezeigt hatte, begriff er Alles sogleich, benannte sodann alle Seen und Flüsse mit der größesten Genauigkeit, selbst die über 40 Meilen von seinem Dorf entlegenen.

Sie zeichnen auch Karten mit Kohlen auf Birkenrinde, wo sie zwar roh, aber doch richtig, die verschiedenen Punkte angeben.

Eine Gesellschaft Indier blieb auf dem Wege nach Philadelphia in Staunton über Nacht. Nächsten Morgens brach der eine Theil der Reisenden früher auf; die später Reisenden wurden von mehrern Einwohnern dieser Stadt zu Pferde begleitet. Einige Meilen folgte man der Heerstraße, als nun plötzlich die Indier davon ablenkten, und, ohne einen Weg zu haben, seitwärts in den Wald drangen. Als man sie freundschaftlich davon abmahnte, meinten sie, sie wären nicht unrichtig und die früher Abgereiseten hätten sicher denselben Weg genommen. In der That erreichten sie durch das Dickicht ihre Vorausgegangenen. Ihre Richtung nach Philadelphia traf genau mit der Richtung, die der Kompas zeigte. — Selbst was noch weit schwieriger ist, auf Seen fahren sie viele Meilen weit, und kommen genau an dem Punkt der Küste an, wohin sie gewollt haben. Die Missionare wußten sich dies ehedem nicht anders zu erklären, als daß sie einen eigenen Instinkt dafür annah-

men. (Galls Ortssinn kannte man damals nicht; aber es wäre auch durch diesen, wo nicht gerade nur eben so, doch um wenig besser erklärt.)

Unsere Indier sind nicht ohne mancherlei Talent und natürlichen Verstand. Ihre Weiber verfertigen nicht nur Schuhe, sondern auch anderre Arbeiten und Kleidungsstücke mit vieler Kunst. Die Männer arbeiten das Hausgeräth, die Bogen und die Tomahawks sehr sauber und auf ihren Pfeifenköpfen und Pulverhörnern sind sehr richtig mit bloßen Messern ausgeschnittene Figuren. Ihre Arbeiten von Schweinestacheln würden überall beliebt seyn, zumal da sie dieselben mit den schönsten glänzenden Farben färben, von denen viele noch unbekannt sind. — Sie sind bedachtsam, lassen bei allen Verhandlungen niemals den Hauptzweck aus den Augen und überlegen erst Alles. Sagt man ihnen Uebertreibungen, so antworten sie: „Bruder, wir zweifeln nicht, daß du dasjenige für wahr hältst, was du erzählst, aber nur uns kommts unglaublich vor."

Ein schwedischer Missionar hatte die Oberhäupter am Susquehanna versammelt, sie im Christenthum zu unterrichten, und sprach vom Sündenfall durch den Genuß des verbotenen Apfels, von Christo, seiner Menschwerdung, seinem Leiden u. s. w. — Einer der Oberhäupter erwiederte:

„Es ist sehr gut, was du uns da sagst. Es ist schlimm, „Aepfel zu essen, man sollte lieber Cyder (Aepfelwein) dar„aus bereiten. Wir sind dir aber sehr verbunden, daß du „so weit herkommst, uns Dinge zu erzählen, die du von „deiner Mutter gehört hast. — Wir wollen dir nun aber „auch sagen, was wir von unsern Müttern gehört „haben."

„Unsere Vorfahren lebten anfangs vom Fleisch der „Thiere und wenn die Jagd schlecht war, geriethen sie in „Hungersnoth. Zwei junge Jäger hatten einen Hirsch er„legt und machten Feuer an, denselben zu braten. Da [illegible] „ein schönes Weib aus den Wolken herab und [illegible] „jenen blauen Bergen. Die Jäger hielte[illegible]

„dig, ihm das beste Stück der Jagd, die Zunge, anzu-
„bieten, wovon es mit vielem Wohlgeschmack kostete. Es
„sagte: diese Höflichkeit soll euch belohnt werden. Kom-
„met nach dreizehn Monaten wieder hierher, und ihr wer-
„det finden, was Euch und Eure Kinder ernähren wird.
„— Und die Jäger fanden zu der bestimmten Zeit da, wo
„seine rechte Hand die Erde berührt hatte, den Mais (ein
„Hauptnahrungsmittel der Indier) und zu der Linken stan-
„den Bohnen, und wo es gesessen hatte, war die Tabacks-
„pflanze aufgeschossen."

Aergerlich sagte der Missionar, was sie da erzählten, sey eitel Tand und Lüge. Die beleidigten Indier erwiederten: „Bruder, es scheint, deine Mutter habe dir keine gute „Erziehung gegeben. Wir haben deinen Geschichten ge-„glaubt, warum versagst du den unsrigen deinen Glau-„ben?"

Ihre Reden sind bilderreich, aber oft voll Nachdruck. Einige Oberhäupter des Bundes der 5 Stämme, die an den König Georg waren gesandt worden, wurden nach ihrer Rückkunft gefragt, wie viele Wohnungen wohl London enthalte? Sie antworteten: „Kannst du die Bäume des Wal-„des zählen?" Und als jener weiter fragte: wie viel Einwohner es denn zähle? war die Antwort: „Kannst du die „Blätter zählen?" *)

Will ein junger Indier bei einem Vater um seine Tochter werben, so sagt er: „Vater, ich liebe deine Tochter. „Gib sie mir, damit die zarten Wurzeln ihres Herzens sich „so mit den Meinen verschlingen, daß der stärkste Wind, „der bläst, sie niemals umwerfen kann."

Will ein Oberhaupt seine Krieger zum Kriege anfeuern, so heißt es: „Die Knochen Eurer im Kriege gebliebenen „Landsleute liegen unbedeckt — ihre Geister schreien —

*) Solche Aeußerungen scheinen uns so sinnreich. — Aber gebt auf Eure Kinder acht; sie sprechen fürwahr nicht anders. „Va-„ter, in deinem Wein ist Abendlichtschein!" sagte mein jüngstes, nicht vierjähriges Kind, um die hellen Lichter im dunkelrothen Wein auszudrücken.

„Wir müssen die Mörder aufsuchen. — Folgt dem Trie„be Eurer Tapferkeit; salbt Euer Haar; bemalt Euer Ant„litz; füllt Eure Köcher; lasset die Wälder von Euren Ge„sängen wiederhallen; tröstet die Geister der Getödteten und „gelobet ihnen Rache!"

Ein Wilder, den man fragte, ob er wohl wisse, woraus der Rum gemacht werde, antwortete: „Das starke „Wasser muß ein Extrakt aus Zungen und Herzen seyn; „denn, wenn ich es getrunken habe, spreche ich, daß es „ein Wunder ist, und fürchte mich vor nichts."

Die Grundzüge von dem Karakter des Indiers werden sich aus Folgendem ergeben.

Sie halten sich für das erste Volk der Erde, welches die Welt erobern könnte, wenn es sonst nur wollte; und, wo sie Jemand einen Rath geben, und es wird derselbe nicht befolgt, so nehmen sie es sehr übel, weil der Rath von ihnen kommt.

Ihr Sinn für Freiheit geht so weit, daß sie die Neger, weil sie nicht wissen, wie diese Armen in Sklaverei gekommen sind, blos darum hassen, weil sie Sklaven sind, und wo sie eines derselben habhaft werden können, ihn niederschlagen. Einem Herrn waren zwei Negersklaven entflohen. Er wurde mit zwei zuverlässigen Indianern einig, daß sie ihm dieselben aufsuchen sollten. Der Eine von den Indianern war kaum einige hundert Schritte fort, als er umkehrte und den Herrn fragte, ob er ihm erlauben wolle, die Neger zu skalpiren, falls sie nicht mit umkehren wollten? Dies wurde abgeschlagen, denn sie hätten sonst auf jeden Fall beide Neger getödtet. — „Gut, sagte der Indianer, so sey nur nicht böse, wenn ich wenigstens Einen skalpire", und da ihm dieses nicht zugestanden wurde, hatte er keine Lust zu gehen. Der grausame Europäer erlaubte ihm dann, den einen Neger zu skalpiren, damit er den andern wiedererhielte. —

Einen schönen großen Neger, der im Kriege zum Gefangenen gemacht war, wollte sein Herr von der Indierin loskaufen, der er zugefallen war, und bot ein großes Löse-

geld. Sie achtete nicht darauf, und, da man weiter in sie drang, nahm sie ganz kalt ein großes Messer und durchstach den Gefangenen. „Nun könnt ihr euern Neger hinnehmen", sagte sie. Der Unglückliche rang lange mit dem Tode, bis ein Krieger ihn mit dem Tomahawk von seinen Qualen erlöste.

Eben, weil sie freie Leute sind, schlägt niemals ein Vater seinen Sohn, auch hören die erwachsenen Söhne nicht auf Rath und Wunsch des Vaters, er müßte denn sehr alt seyn, indem das Alter bei ihnen hoch geehrt wird.

Die Neugierde anderer roheren Völker scheinen sie nicht zu haben; nur, wovon sie den Nutzen einsehen, das zieht ihre Aufmerksamkeit auf sich. — Einige Irokesen, die in Paris waren, gingen vor Allem, was sie sahen, sehr gleichgültig vorüber, bis sie an eine Kochbude kamen. In Philadelphia zieht nichts mehr ihre Aufmerksamkeit auf sich, als die Schiffe, und nichts gefällt ihnen unter allen Vergnügungen so sehr, als die Bereiter- und Seiltänzerkünste, da sie körperliche Gewandtheit und Stärke über Alles schätzen. Aber selbst bei dem, was ihnen gefällt, nehmen sie eine gewisse Gleichgültigkeit an, eben sowohl, wie dann, wenn sie nach langer Abwesenheit ausgehungert und abgezehrt nach Hause kommen, sich erst schweigend, ohne ein Wort, ohne einen Ausbruch der Freude, an die gewohnte Stelle setzen und ihre Pfeife rauchen. So allgemach wird denn dem Wiederangekommenen erzählt, was vorgefallen, und er erwiedert auf die angenehmsten, wie auf die unangenehmsten Dinge nicht mehr, als ein Paar trockne, kurze Worte. Sagt man ihm, sein Sohn habe im Kriege Ehre erworben, so heißt es: „es ist gut!" und sagt man ihm, daß ihm ein Sohn gestorben ist, so heißt es: „es thut nichts!" — und doch lieben sie ihre Kinder unbeschreiblich.

Es gehört bei ihnen zu einem anständigen Betragen, selbst da nicht geradezu zu widersprechen, wo sie etwas nicht glauben, wie sich aus dem, was oben erzählt ist, schon abnehmen läßt. Sie leben einträchtig und still untereinander und lautes Zanken und Lärmen hört man bei ihnen nie.

Nur die Liebe zu unsern starken Getränken macht sie zu ganz andern Menschen, als sie sonst sind. Wein schätzen sie nicht sehr, wohl aber Brantewein und Rum, durch welche sie auch sehr verderbt worden sind, wie sie denn das auch selbst laut und unverholen einmal durch eine ihrer Deputationen vor dem Kongreß äußerten. *) Sie verleugnen ihren ganzen Karakter, um zu starkem Getränk zu gelangen; sie kriechen und schmeicheln, werden hinterlistig und niedrig, und, erhalten sie, was sie wünschen, so kennen sie nicht mehr Ziel, noch Maas.

Die Indier, mit welchen der Pelzhändler Long zu thun hatte und unter denen er herumzog, soffen oft drei und vier Tage hintereinander. Es war ganz gewöhnlich, daß mehrere dabei todtgeschlagen und andere dabei verwundet wurden. Denn, so bald sie anfingen, berauscht zu werden, wird bei ihnen das Andenken an alle kleine Beleidigungen wieder lebendig, die sie vergessen zu haben scheinen, und ihre Rachlust erwacht. Zwar, da sie ihren Muth kennen, wenn sie berauscht sind, so geben sie zuvor Einem unter ihnen ihre Messer und Tomahawks, und dieser muß bei Ehre versprechen, nüchtern zu bleiben, was er denn auch meistentheils hält. Wenn diese Vorsicht nicht gebraucht ist, so entwenden ihnen die Sqaws, wo irgend möglich, die Waffen. Doch wird nicht immer Unheil damit abgewendet; denn, wie Long Augenzeuge war, so wurden dennoch einmal binnen 4 Tagen bei einem Saufgelage 2 Knaben und ein Oberhaupt getödtet und 6 Männer verwundet.

Wie sie jeden Vorwand ergreifen und wie artig sie betteln können, um des Rums willen, erfuhr Weld, der

*) „Vater", sagte der Redner zum Präsident Jefferson, „es „wird Alles nichts helfen, wenn nicht der versammelte große Rath „der 16 Feuer (16 Freistaaten) verordnet, daß kein Mensch starke „Getränke an seine rothen Brüder (die Indier) verkaufe — „Vater! auf den Feldern ist die Einfuhr dieses Gifts verboten, „aber nicht in unsern Städten, wo manche um desselben willen „nicht nur ihr Pelzwerk, sondern selbst Schießgewehre und Lager„decken, verkaufen, und nackt zu ihren Familien heimkehren."

sein Gepäcke von einigen Wilden durch einen großen Wald tragen ließ. Ehe sie aufbrachen, sagten sie, er möchte ihnen doch erst etwas von dem köstlichen Wasser geben, welches er besäße, ehe er abginge, damit sie ihre Augen damit waschen und den Nebel des Schlafs vertreiben könnten, welcher noch über ihnen hinge, und sie also desto sicherer den Weg durch den dicken Wald treffen möchten.

Ihre Begierde nach Brantewein wird oft wüthend. Der Pelzhändler Shaw hatte ihnen nach ihrem Bedünken nicht Brantewein genug gegeben, der bei allem ihrem Handel die Hauptsache war, und sie schlossen ihn in seinem Hause *) ein und stimmten schon Schlacht- und Todtengesänge an, so ernstlich war's gemeint! Longs Entschlossenheit rettete den Mann. Denn dieser, der die Indianer kannte, ließ die Thür öffnen. Die Indianer traten ein, aber Long hatte mitten ins Zimmer hin ein offenes Pulverfaß gesetzt, auf welches er die Mündung eines aufgespannten Schießwehrs gerichtet hatte.

„Kommt her!" rief er ihnen furchtbar zu. „Wer von „Euch alten Weibern (das größte Schimpfwort für sie) ist „ein braver Krieger? Wir wollen heute zusammen sterben!" — Mit Entsetzen liefen sie davon und schrien: „Der Herr „des Lebens hat dem Biber (diesen Namen hatten sie Le Long gegeben) große Stärke und Muth verliehen!"

Sie sind übrigens freigebig und gastfrei, wie ihnen Weld das Zeugniß gibt, und haben sie einem Fremden Schutz versprochen, so verleitet sie nichts, ihr Wort zu brechen (was jedoch manche Ausnahme leiden möchte). Untereinander unterstützen sie sich bereitwillig, und wer übrig hat, hilft dem Mangel des Nachbarn gern ab. Sie haben keinen Begriff davon, wie man für sich allein Reichthümer sammeln kann und zusehen, daß Andere darben oder ver-

*) Die Pelzhändler bauen sich ganz eigentliche Häuser für den Winter. Longs Haus war 50 F. lang und 20 breit. Den Rum verdünnen diese Händler so viel als möglich. Long mischte, wie es andere Europäer auch thun, noch Opium darunter, damit die wüthenden Menschen desto eher in Schlaf kamen.

schmachten. Die meisten Güter betrachten sie als ein Gemeingut des Stammes, und die Oberhäupter, von demselben Geist beseelt, sind oft die dürftigsten unter ihnen, und, wo Andere jagen und fischen, müssen sie ihre Zeit dem Gemeinwesen aufopfern.

Die Rachsucht ist die allgemeine Eigenschaft aller Indier, und zwar ist es die Blutrache des Morgenländers, die hier ebenfalls vom Vater auf den Sohn erbt. Keine Beleidigung darf vergeben werden, die ausgenommen, die einer dem andern in der Trunkenheit zugefügt; denn für diese trägt der böse Geist des Wassers alle Schuld. Aus Rachsucht tragen sie einem Feinde Jahrzehende lang die zugefügte Beleidigung nach, ja, man hat mehrere Fälle, daß sie an 30 Meilen und darüber gereist sind, um einen von der Nation zu erschlagen, welcher ihr Feind angehörte, wenn sie seiner selbst nicht habhaft werden konnten.

Wie es mit ihren Begriffen von dieser Rache stehe, ergibt sich aus einem Vorfall. Durch Zufall hatte ein Indier einen andern getödtet. Der Bruder des letztern ging in die Kabane des Mörders, und, da er sahe, daß dieser noch junge Kinder hatte, sagte er: „obgleich meines Bruders Blut Rache schreit, so werde ich doch, da deine Kinder noch so jung sind und ihre Mutter nicht versorgen können, taub gegen diese Stimme bleiben"; und lebte friedlich mit dieser Familie. Aber da der älteste Sohn den ersten Hirsch erlegt hatte, trat er in die Hütte. „Nicht länger kann ich dir Frist geben, sagte er, mein Bruder fordert laut dein Blut; dein Sohn kann die Deinen ernähren; du mußt deine Schuld bezahlen."

„Ich bin bereit, antwortete der Mörder, und danke für deine Nachsicht"; und als Weib und Kind laut weinten, verwies der Vater diese Weichlichkeit dem Sohn. „Weintest du um den Hirsch, den du tödtetest? Und warum willst du nun auch weinen, da ich bereit bin, willig „zu leiden, was aufs gerechteste unsere Sitte fordert?"

Einiges von dem Karakter der Indier sieht man an dem K a p i t a i n B r a n d t, einem Oberhaupt der Mohawks.

Er war in Neuengland erzogen und wußte Griechisch und Latein und verstand sein Christenthum, dem er so warm anhing, daß er das Evangelium Matthäi und die Liturgie der englåndischen Kirche in die Sprache der Mohawks übersetzte. Als der amerikanische Krieg ausbrach, verließ er seine Schule, wiewohl seine Studien lange noch nicht beendigt waren, und stieß mit einem ansehnlichen Korps der Seinen zu der englåndischen Armee, zeichnete sich aus und wurde königlicher Kapitain mit halbem Sold.

In einem hitzigen Gefecht bekam er einen Schuß in die Ferse. Die Amerikaner wurden jedoch geschlagen und ein Offizier mit 60 Mann gefangen. Dieser Offizier hatte seinen Degen übergeben und war in unbesorgter Unterredung mit dem Obersten Johnson. Brandt schleicht heran und schlägt mit einem Schlage seines Tomahawks den Offizier darnieder. Man macht ihm die bittersten und heftigsten Vorwürfe, die er ruhig anhört, und nichts darauf antwortet, als: „Mein Fuß that mir so weh, und, in Wahrheit, nun haben meine Schmerzen nachgelassen.“

Dieser Mann, der etwa 12 Meilen vom Niagarafluß wohnte, nahm jeden Fremden sehr gut auf und bewirthete ihn europäisch; aber seine Negern hatten es unmenschlich, und doch wagte es keiner zu entlaufen, denn er schwor, ihnen in diesem Falle, so weit möglich, nachzusetzen und sie zu skalpiren. Man wußte, daß er Worte hielt.

Seinen Sohn ermordete er mit eigener Hand — denn er soll ein Taugnichts gewesen seyn, der seinen Vater umbringen wollte, gewaltthätig in das Zimmer des Vaters drang, und Händel mit diesem suchte. Brandt stieß ihn nieder und freuete sich, daß er seine Nation von einem Schurken befreit habe.

Ihre Kriege sind größtentheils wohl Kriege der Rache und werden mit äußerster Grausamkeit geführt. Häufig werden dieselben erst angekündigt *), was aber nicht im-

*) Ein Sklave überbringt dem befehdeten Volke eine Axt mit rothem Stiele, nebst Spieß und Pfeil.

mer der Fall zu seyn scheint. — Ihre alten Waffen waren Bogen und Pfeil; jetzt wissen sie mit Schießgewehr gut umzugehen; aber der Tomahawk und das Skalpiermesser sind noch immer im großen Ansehen. Der erstere ist bereits beschrieben. Das letztere ist ein großes Messer, um dem niedergeschlagenen Feinde die Haut des Hirnschädels rund um die Schläfe herum einzuschneiden, und dann, indem der Sieger seinen Fuß auf den Hals des Niedergestreckten setzt, und die Haare desselben um die linke Faust wickelt, diese Haut abzuziehn, wobei der Sieger oft mit den Zähnen nachhilft. — Manche lebendig Skalpirte sind, trotz dieser furchtbaren Operation, doch am Leben geblieben, und trugen statt der Kopfhaut eine silberne oder lederne Kappe. Manche schneiden nur ein Stück aus der Haut des Hinterkopfs und zwar aus der Stelle, wo der Indier einen einzelnen Streif Haare stehen läßt. Dieses heißt der kleine Skalp. Alle solche Skalpe sind Ehrenzeichen des Siegers. Sie werden ausgestopft, getrocknet und aufgehängt. Der Werth, den sie auf einen solchen Skalp setzen, ist unglaublich, und sie werden nicht wenig entrüstet, wenn man ihnen denselben abhandeln will, selbst, wenn man das Kostbarste dagegen bietet.

Ein Mohawk und ein Tschippiwäer prahlten mit ihren Heldenthaten, und forderten sich heraus, den ansehnlichsten Skalp nach einer bestimmten Zeit zu bringen und bei der Versammlung der Stämme vorzulegen. — Der Mohawk legte einen Skalp vor, der aus der Haut vom Kopfe und Nacken eines Mannes bestand, mit feinem Moose ausgestopft, mit Hirschsehnen genau zusammengenähet und mit Augen versehen war. Die Versammlung nannte den Besitzer einen großen Krieger. — Aber sein Gegner sagte verächtlich: „das ist ein alter Weiberskalp!“ und ließ von seinem Sohne den von ihm selbst verfertigten Skalp herbringen. Es war eine ganze Mannshaut, mit Dunen ausgestopft und künstlich zusammengenäht.

Ihm gab die Versammlung den Preis, aber nach Beendigung derselben hatte der Ueberwundene dem Ueberwinder aufgelauert und erschlug ihn.

In ihren Kriegen suchen sie, trotz ihres hohen Ehrgefühls, den Feind, besonders des Nachts, zu überschleichen, eine Sitte, die fast bei allen amerikanischen Wilden herrschend ist. Sie meinen, es sey Narrheit, sein Leben ohne Noth Preis zu geben. Kommt es aber zu einem offenen Gefecht, so geht es nach einigen Salven in das wüthendste Handgemenge über, welches mit unbeschreiblicher Anstrengung und Tapferkeit verbunden ist. — Jeder kennt sein entsetzliches Schicksal.

Die Sieger skalpiren alle Getödteten oder auf den Tod Verwundeten. Die Gefangenen — vielfältig versprechen die Indier ihren Weibern, einen dergleichen mitzubringen, oder werden von diesen selbst dazu aufgefordert — werden hart gebunden und des Nachts an eingeschlagenen Pfählen befestigt, und sie müssen auf der Erde ausgestreckt ruhen. Einer der Sieger ist allezeit mit einem der Gefangenen zusammengebunden, so daß nicht leicht einer entkommen kann, wovon es jedoch auch Beispiele giebt. Selbst eine Frau, die ein herumstreifender Haufe von Indiern nebst ihrem Knaben gefangen fortführte, machte sich los und erschlug des Nachts alle ihre schlafenden Feinde, skalpirte die Erschlagenen, und brachte die Siegeszeichen ihren Landsleuten.

Wenn die Sieger den Gefangenen ins Dorf eingebracht haben, so muß dieser durch eine Reihe von Weibern und Kindern sich führen lassen, die ihn mit Steinen werfen und mit Stöcken schlagen.

Bald darauf wird Rath gehalten, welches Loos den Gefangenen treffen soll. Einige werden dem Hause des Lebens oder der Gnade bestimmt, d. i., sie bleiben am Leben, man nimmt sie statt der erschlagenen Söhne und Väter in die Familien auf und sie werden genau so gut behandelt, wie diese Gebliebenen und vertreten sogar als Ehegatten deren Stelle. Bei Einführung der Gefangenen ins

Dorf dürfen sogar die Frauen unter denselben auswählen, wen sie an Mannes oder Sohnes statt aufnehmen wollen. Andere, und besonders berühmte Krieger, werden dem Hause des Todes geweiht und die Oberhäupter bestimmen den Todestag, der aber dem unglücklichen Opfer verborgen bleibt. Bis zu demselben geht dem Gefangenen nichts ab. Ungewöhnlich gut beköstigt man ihn, damit er feist werde; ja, man gibt ihm auch einstweilen ein Mädchen zur Frau und dieses betrachtet ihn als wahrhaften Ehemann in allen Stücken, und nach seinem Tode klagt sie erst über ihn, ehe sie von seinem Fleische mit ißt.

Am Todestage ist ein starker Pfahl im Dorfe errichtet, um welchen herum brennende Holzstöße liegen. „Dein Schicksal erwartet dich!" sagt ein Krieger zu dem Gefangenen. „Es ist gut!" spricht dieser gleichgültig, und schreitet mit stolzer Miene zum Scheiterhaufen.

Das Streben der Sieger geht nun darauf hin, durch die ersonnensten qualvollsten Martern dem Opfer laute Klagen und Schmerzgeschrei zu entlocken; dieses aber höhnt und spottet ihrer, nennt sie alte Weiber, die nicht einmal einen Krieger zu martern verstünden, rühmt sich, wie er die Gefangenen von ihrer Nation ganz anders gemartert hätte, und wie viel der Ihrigen er umgebracht habe. — Dies erfordert sowohl die Ehre des Unglücklichen, als der heimliche Wunsch, durch dies Alles einen seiner Feinde so sehr zu erbittern, daß er ihn in der Wuth und im Zorn todtschlage. Der Gebundene raucht jedoch mit dem Schein der Ruhe seine Pfeife.

Was jedoch diese Menschen zu ertragen vermögen, würden wir geradehin für eine Fabel halten, würde es uns nur von Einem Reisebeschreiber berichtet, wäre es auch der glaubwürdigste; aber es sind ihrer so viele und der Nationen sind mehrere in beiden Amerikas, die ähnlich sich betragen.

Sieht der Gefangene den Marterpfahl, an den er mit einem langen Strick gebunden wird, und den Scheiterhaufen, so hebt er seinen Helden- und Todtengesang an. —

Hingehn werde er und sterben, aber als ein tapferer Mann, und seine Feinde sollten es dahin nicht bringen, daß er klage und seinen Stamm entehre. — Zu den großen Kriegern seines Stammes gehe er.

Ist er an den Pfahl gebunden und gerade nur so weit vom Feuer der Scheiterhaufen entfernt, daß es ihm zwar schmerzlich, aber nicht tödtlich, wird, so fangen Knaben und Weiber die Martern an. Die erstern schießen Pfeile auf ihn ab, am liebsten auf die empfindlichern Theile des Körpers, wo der Pfeil zwar heftig schmerzt, aber ohne tief einzudringen. Die Weiber durchstechen ihm die Haut mit Messern, prügeln ihn und martern ihn mit Feuerbränden. — Aber was sind diese Martern gegen die übrigen? Man reißt ihm die Nägel von Händen und Füßen; zerquetscht ihnen die Finger und Zehen zwischen Steinen und löset wohl einige Glieder derselben ab; man schneidet ihnen große Stücke Fleisch aus und brennt die blutenden Wunden oder reibt sie mit Salz; man spießt ihn mit kleinen Holzstükken und sucht die alleremfindlichsten Stellen des Körpers dazu aus — aber der Gemarterte bleibt kalt und gleichgültig, höhnt und spottet der Henker, die über Alles ein Freudengebrüll wüthend erheben, singt der Vorfahren Thaten, und stopft, vielleicht mit einem seiner Daumen oder Finger, seine Pfeife nach.

Einige sehr merkwürdige, wiewohl nicht unbekannte Fälle müssen dennoch hier ihre Stelle haben.

Ein Irokesen-Anführer wurde von den Huronen nebst einem seiner Kameraden gefangen. — Dem letztern verwies er beim langsamen Feuertod seinen Kleinmuth. Er selbst blickte die Huronen verächtlich an. Einer der Feinde wurde darüber wüthend, zerschnitt dem Irokesen die Kopfhäute und riß sie ihm stückweise herab. Ohne Klage oder Seufzer sank er ohnmächtig hin und wurde für todt gehalten. — Aber er erhebt sich und dringt mit einem Feuerbrande auf seine Feinde ein und fordert sie heraus. Sie fallen über ihn her und ein Fehltritt bringt ihn aufs neue in die Gewalt seiner Henker, die ihn sinnreicher, als zuvor,

martern und ihn nun auf die glühenden Kohlen werfen und todt glauben. Aber mit einem Feuerbrand steht er wieder auf und läuft auf das Dorf zu, um es in Brand zu stecken. Man holt ihn ein, haut ihm Hände und Füße ab und wirft den Rumpf in die Kohlenglut. Aber auf Knieen und Ellenbogen schleppt er sich noch gegen seine Feinde mit furchtbar drohenden Geberden hin. — Ein Hurone that ihm Gnade und schlug ihm den Kopf ab.

Ein alter gefangener Muskoger Krieger (Le Long erzählts) höhnte seine Sieger, die Schawanesen, während aller Martern. Da man, um diese Martern zu verstärken, Flintenläufe glühete, sagte er, er wisse es besser, wie man einen Krieger peinigen müsse, und wolle es ihnen zeigen, falls man ihn losbinden und einen glühenden Flintenlauf geben wolle. — Voll Erstaunen und Neugier wurde ihm sein Wunsch gewährt. — Er faßte das glühende Rohr, schwenkte es gegen seine Feinde, die zurückwichen, entfloh und kam mit seinem schwerverwundeten Körper glücklich davon.

In neuern Zeiten wird wohl nur selten noch ein Gefangener geschlachtet — man verkauft sie jetzt lieber gegen Rum, Flinte, Pulver und Blei. Auch ißt man bei diesen Wilden Nordamerikas wohl nur sehr selten der Feinde Fleisch, was sonst so köstlich schmeckte, daß selbst den Säuglingen mit dem Blute der Feinde die Mütter den Mund beschmierten. — Einer Indierin brachte ihr Mann einen gefangenen Engländer, dem sie sogleich einen Arm abhieb und mit dem rinnenden Blute ihre Kinder tränkte. „Ich füttere sie mit Menschenspeise", sagte sie zu dem Missionare, der ihr Vorwürfe darüber machte, „denn ich will Krieger aus ihnen ziehen."

Wir erwähnen noch der Sitten und Gebräuche und der Religion und Regierungsform dieser Völker.

Bei Heirathen werden wenig Umstände gemacht; doch gibt es wohl bei einigen Stämmen Hochzeittänze. Die

Irokesen verloben ihre Kinder schon im Alter von 4 Jahren, doch wird die wirkliche Verheirathung in spätern Jahren nicht allemal vollzogen. — Wie man hier um eine Frau anhält, ist schon oben erwähnt worden. Hier ist indessen noch zu bemerken, daß, wenn der Vater einwilligt, der Bräutigam in ein Schwitzbad geht und dann bei der Braut eine Pfeife raucht. Er hat etwa 100 Zoll lange Stückchen Holz, die er von sich wirft. So viel deren die Braut in einem Birkennapf fängt, so viel Geschenke muß er dem Schwiegervater geben, außer dem Mahl, das er den Verwandten ausrichten muß. Dagegen empfängt er von dem Schwiegervater einen Biberrock, ein Kanot und eine Flinte. Doch leidet dies nach Verschiedenheit der Stämme manche Abänderungen. Bei einigen muß der Bräutigam den Brautältern Geschenke machen. Werden diese angenommen, so ist man eins. Die ältern Gäste, die Zeugen bei der Heirath sind, erhalten ein Stückchen von einem in vier Theile zerbrochenen Stock, die Jeder aufhebt. Trennen sich beide Eheleute nachmals, so bringen die Zeugen ihre Stückchen Holz wieder und verbrennen dieselben. Bei den Nadowessiern dient der Bräutigam ein Jahr lang um die Braut im Hause des künftigen Schwiegervaters. — Bei andern Stämmen kommt der Bräutigam des Nachts in die Hütte der Geliebten leise geschlichen, wenn Alles im Schlafe liegt und zündet in der glühenden Asche der Hütte ein Hölzchen an, welches er der Begehrten vorhält. Bläßt sie es aus, so ist er dadurch ihr Ehemann und genießt sogleich der Rechte desselben. — Bei andern Stämmen zupft der hereingeschlichene Freier das schlafende Mädchen dreimal bei der Nase, aber mit Anstand. Monate lang setzt er das fort. Sobald es ihm die letzte Gunst bewilligt, ist es sein.

Die junge Frau bleibt bei einigen Völkern bis zur ersten Niederkunft im älterlichen Hause; bei andern errichtet sich das neue Paar seine eigene Wohnung. — Uebrigens ist auch hier das Weib das Lastthier und so wenig geachtet, daß die Nadowessier nicht mit ihren Frauen in einer Hütte

beisammen leben, wenn diese unrein sind, und selbst nicht einmal Feuer bei ihnen anzünden. — Untreue in der Ehe ist selten und wird bei den Frauen mit Haar-, Nasen- und Ohrabschneiden und selbst mit dem Tode bestraft. — Der Indianer darf zwar mehrere Frauen haben, begnügt sich aber mehrentheils mit einer, da die Erhaltung mehrerer ihm bei seinem herumstreifenden Leben zu schwer fallen würde. Doch sollen einige Oberhäupter an 14 Frauen besitzen. Daß einige Nationen Buhlerinnen haben, die sich in den Wäldern aufhalten, und daß eine Frau, die sich badet, für eine Metze gehalten wird, verdient bemerkt zu werden.

Die Gebräuche bei Beerdigungen sind nicht bei allen Völkern dieselben. — Bei den Nadowessiern nimmt der sterbende Krieger ruhig Abschied und befiehlt, seinen Trauerrednern ein Mahl zu geben. Gleich, nachdem er gestorben, bemalt man ihn, zieht ihn an, wie er lebend angekleidet war, setzt ihn aufrecht und stellt seine Waffen neben ihn. Bei einigen Nationen, wo wahrscheinlich die Mühseligkeiten auf den Wanderungen für einen Alten nicht zu überstehen wären, gibt der Sohn dem abgelebten Vater mit der Streitkolbe den Gnaden- und Todesstreich; ja, der Vater soll sogar den Sohn darum bitten!

Eine Rede, die Carver uns aufbehalten hat, ist diese: „Noch sitzest du unter uns, Bruder; dein Körper hat noch „seine gewöhnliche Gestalt, aber er kann nicht mehr han„deln. Aber wohin ist dein Athem, der noch vor kurzem „Dampf empor blies zum großen Geist? Warum schwei„gen deine Lippen, die so nachdrücklich und gefällig spra„chen? Warum sind deine Füße ohne Bewegung, die schneller „waren, als das Reh des Gebirges? Warum hangen „diese Arme ohnmächtig, die die höchsten Bäume erklimm„ten und den stärksten Bogen spannten? Ach, jeder Theil „des Gebäudes, das wir bewunderten, ist wieder so unbe„seelt, als vor 300 Wintern. — Doch wir betrauern „dich nicht, als wärst du für uns verloren; deine Seele le„bet noch im großen Lande der Geister bei den Seelen deiner „vorangegangenen Landsleute. Wir zwar sind zurückge-

„blieben, deinen Ruhm zu erhalten, aber einst folgen wir „dir nach. Aus Achtung wollen wir dir jetzt den letzten Liebesdienst erweisen. Damit dein Körper nicht auf der Ebene „den Thieren des Feldes und den Vögeln der Luft zum Raube werde, wollen wir ihn zu den Körpern der Vorfahren „legen und hoffen, daß dein Geist mit ihren Geistern speisen und bereit seyn werde, die unsrigen zu empfangen, „wenn wir in dem großen Lande der Seelen anlangen."

Einige Nationen haben einen gemeinschaftlichen, oft weit entfernten Begräbnißplatz, der in einer großen Höhle besteht und zu welchem die Leichname zu gewissen bestimmten Zeiten des Jahrs hingebracht werden; andere haben neben jedem Dorfe einen Todtenacker; andere legen ihre Todten zwischen zwei Betten, den Kopf nach Osten, wohin sie wollen, und hängen neben dem Grabe die Werkzeuge auf, mit welchen er sich im Leben am meisten beschäftigte, z. B. Waffen für den Krieger, eine Kalebasse oder Schildkrötenschale für einen Arzt und Zauberer; andere haben Erdwälle, in welche sie ihre Todten aufrecht hinstellen.

Heulen und Wehklagen sind hier bei allen Beerdigungen üblich; aber nur die Weiber schreien, nie die Männer. Die Nadowessier aber zerritzen sich Arme und Beine und ihre Frauen streuen bei ihren häufigen Besuchen der Gräber unter Klageliedern abgeschnittene Haarlocken darauf. — Eine Frau verlor ihren kleinen Sohn, und der Vater zerstach sich so sehr mit Pfeilen, daß er am Blutverlust starb. Die Mutter wurde heiter, indem der Kleine nun doch Jemand im Lande der Seelen habe, der für ihn sorgen und Unterhalt schaffen könne. Alle Abend klagte sie an dem Baum, wo Vater und Sohn begraben waren und pries, was aus dem Sohne würde geworden seyn, wär' er am Leben geblieben — welch ein Krieger und Jäger!

Bei den Nantikoks werden mehrere Monate nach der Beerdigung die Leichen wieder ausgegraben, die Gebeine gereinigt, getrocknet, in neue Leinwand gewickelt, und nun zu Ehren der Seelen, die sich noch in der Nähe der Gräber befinden, ein großes Mahl gefeiert. Jede

Verletzung der Gräber gilt für eine Beleidigung der Nation.

Bei andern Nationen wird für dieses Leichenmahl ein eigenes Oberhaupt oder Anführer gewählt, der die aus den verschiedenen Dörfern Eingeladenen paarweise zum Begräbnißplatze hinführt, wo in stiller Feierlichkeit die Leichen aufgedeckt und laute Klagelieder erhoben werden. Feste und Gastmale, selbst Spiele und Kämpfe werden den Abgeschiedenen zu Ehren gehalten, aber die Klaggesänge hören darum nicht auf. Am Tage darauf bringt die ganze Versammlung die Todten in eine eigends dazu errichtete Halle, wo man Geschenke für sie hinsetzt. Zuletzt werden die Gebeine im feierlichen Aufzuge zu der großen Grube gebracht, die das allgemeine Grab ist, und ordentlich niedergelegt. Die Klaggesänge ertönen, die Gebeine werden mit neuem Pelzwerk bedeckt, die Grube mit Baumrinde, Steinen und Erde zugefüllt und zum Andenken nimmt jeder etwas Erde mit nach Hause. Es muß ausdrücklich bemerkt werden, daß bei einigen Stämmen die Oberhäupter das Skalpiermesser, die Streitkolbe und die nöthigen Farben, sich zu bemalen, mit ins Grab bekommen, auch einige Holzstückchen, sich auf dem Wege nach dem Lande der Seelen Feuer anzumachen, desgleichen einen Becher von Birkenborke, um zu trinken.

Höchst merkwürdig sind bei diesen Völkern die Tänze, deren man Hochzeits-, Todten-, Jagd-, Skalpier-, Kriegs- und Friedenstänze und überhaupt 10 bis 12 Arten hat. Wir können hier nur des Kriegstanzes erwähnen, welcher der bekannteste ist und mit welchem der Kriegsgesang — eine Art rauhes Recitativ, verbunden ist. Hier, wie an so vielen Orten, beginnen die Tänze erst mit Einbruch der Nacht. Die Häupter und Krieger bemalen sich gerade so, als wären sie zu Felde. In der Nähe eines großen Feuers, um welches die Krieger alle im Kreise sitzen, steht ein Pfahl. Nach einer Pause steht eins der ersten Häupter auf, erzählt im Gesang, welche Thaten es gethan, wie viele es skalpirt habe, und macht Bewegungen dazu, als ob jetzt Alles wirk-

lich vor sich ginge, und am Ende jeder Merkwürdigkeit gibt es dem Pfahle mit seiner Keule einen Schlag. — So singt einer nach dem andern, worüber oft vier Nächte vergehen, innerhalb welcher Niemand schlafen darf. Eine eigends dazu bestellte Person außerhalb des Kreises sucht Jeden zu ermuntern, der einschlafen will. Mit Anbruch des Tages wird ein Bär oder ein Reh gebraten und Jeder holt sich ein beliebiges Stück. Hat nun Jeder seine Thaten erzählt, so stehen alle auf und es beginnt ein furchtbarer Tanz. Alle werfen sich in gräßliche Stellungen, schwenken Keulen und Messer, stimmen in den Kriegsgesang ein und endigen Alles mit einem gräßlichen Geheul. Bei einem solchen Kriegstanz der Irokesen war das Geheul erschrecklich und der Kriegsschmuck höchst abentheuerlich. Einige trugen Ochsenhäute mit den Hörnern daran, Andere hatten ihre Häute mit Federn geschmückt, Viele waren ganz nackt, und Einer — trieb ihn ein dunkles Gefühl der Scham, oder war er ein Genie in der Kosmetik (Kunst des Puzzes) — hatte, um nicht ganz nackt zu seyn, eine Amsel vor den Leib gebunden.

Bei einem andern Tanz, der aber kein Kriegstanz dem Weld zusahe, machten drei ältliche Männer die Instrumentisten und Sänger. Der eine schlug eine kleine Trommel, die aus einem Stücke eines hohlen Baumes bestand, die andern klapperten mit ihrem trocknen, mit Erbsen oder Steinen gefüllten Kürbis dazu und sangen. — Etwa 20 Sqaws stellten sich in einen Zirkel, die Arme einer um den Nacken der andern geschlagen, und bewegten sich mit kleinen engen Seitenschritten um ein Feuer.

Es ist eine große Auszeichnung, wenn sie die Frauen mit zu ihren Tänzen ziehen, aber es ist höchst selten. — Nachdem bei dem eben erwähnten Tanze die Frauen getanzt hatten, kamen wohl an 50 Männer und tanzten allein. Ihr Tanz war nicht sehr von dem Frauentanz verschieden. Einer ging dicht hinter dem andern mit kleinen Schritten im Kreise ums Feuer herum. — Der beste Sänger und Tänzer war der Anführer des Tanzes. Da die Runde ein-

mal gemacht war, machten sie größere Schritte und stampf-
ten heftig mit den Füßen. Bei der dritten oder vierten Runde
sprangen sie mit beiden Füßen zugleich, wandten sich nach
dem Feuer hin und bückten sich. Dann gingen sie mit Sei-
tenschritten um dasselbe herum. Nachdem sie so mehr als
zwanzigmal die Runde gemacht hatten, stampften Alle,
der Haupttänzer vorzüglich, wüthend auf den Boden und
der Tanz war aus. — Ein anderer, der nach wenigen
Minuten anfing, war auch nicht anders.

Ueberhaupt ist in ihren Tänzen keine große Verschieden-
heit. Den Hauptunterschied macht etwa noch der Ge-
sang; indem bei einigen Tänzen alle Tänzer die Melodie
singen, bei andern aber nur der Chor mit seinen Refrains
einfällt, nebst der eigentlichen Musik, die drei alte Män-
ner unter einem Baume sitzend machen.

Diese eben erwähnten Tänze sind die alltäglichen, die
einiger Gegenden fast Nacht vor Nacht getanzt werden.
Die Tänze einiger Nationen sollen viel interessanter seyn,
aber wir kennen sie gar nicht. *)

Es ist hier der Ort, ihrer Flöten (Pfeifen) Erwähnung
zu thun, die man in einigen Gegenden findet. Sie ist 8-
9 Fuß lang und hält in gerader Linie 8 - 9 Löcher und ist unserer
Klarinette am meisten ähnlich, aber es versteht unter den In-
diern keiner eine ordentliche Melodie darauf zu blasen — es
sind einige wenige melancholische Töne, die ewig darauf wieder-
holt werden.

Sie haben übrigens mancherlei Spiele; am leiden-
schaftlichsten spielen sie mit Ball und Würfel und ganze Dör-
fer gegen einander. Oftmals setzen sie Alles, selbst Waffen
und Kleid, aufs Spiel. — Ihre Würfel sind schwarz
und gelb gefärbte Pflaumenkerne, und ihre Bälle meisten-
theils Ballons, die vieler Orten blos mit den Füßen geschla-
gen werden.

Es hätte anderswo eine Stelle haben können, aber es
ist auch hier am rechten Orte, des Wampums und des
Kalumets Erwähnung zu thun.

*) Eine besondere Art Tanz siehe im Anhang zu der Beschreibung
dieser Nationen.

Wampum soll eigentlich eine Seemuschel bedeuten, aber man versteht jetzt einen Gürtel oder eine breite, lederne, mit Korallen besetzte Schnur darunter, die aus einer Muschel (der Venusmuschel) geschnitten sind. Es dienen diese Schnüre als Denkzeichen und bei jeder bedeutenden Gelegenheit wird eine dergleichen niedergelegt. Nach welchen Regeln dabei verfahren wird, weiß man nicht, aber es ist gewiß, daß sie sich bei allen ihren Verhandlungen auf ihre Wampums berufen und beziehen, wie bei uns auf ein schriftliches Dokument. Die mit violetten Korallen besetzten Schnüre werden für die kostbarsten gehalten. Die Frauen zieren die Wampums mit allerlei Figuren, die aber auf die Sache Bezug haben; sie sind also eine Art Hieroglyphen. — Nur bei einem Kriegswampum darf die rothe Farbe mit angebracht seyn.

Das Kalumet, oder die große Friedenspfeife, ist bei allen friedlichen Verhandlungen mit andern Nationen im Gebrauch und es wird aus derselben geraucht. Sie ist etwa 4 Fuß lang, das Rohr von schwarzem leichten Holze, der Kopf an 3 Zoll hoch, aber mehr als doppelt so weit und aus einem rothen Marmor gemacht, der von den entferntern Gebirgen des Missisippi gebracht wird. Er wird mit weißer Farbe überstrichen, da die rothe sich zu friedlichen Verhandlungen nicht schickt. Das Rohr ist gewöhnlich mit Figuren bemalt oder mit Bändern umwunden, an welchen Korallen sitzen, oder aber mit gefärbten Stacheln und bunten Federn geziert.

Bei der Aufnahme zum Waffenbruder gibt es harte Proben. Die Chippeway und Wassesindier nahmen Le Long auf. Erst wurde ein großes Gastmal bereitet — Hundefleisch in Bärenfett geschmort, welches nach ihren Begriffen der höchste Leckerbissen für Jedermann ist. Dann wurde der Kriegsgesang angestimmt. Sie sangen: „Herr des Lebens! sieh uns gnädig an; wir „wollen aufnehmen einen Waffenbruder, der Verstand zu „haben scheint, dessen Arm Stärke zeigt und der bereit seyn „wird, sich dem Feinde entgegen zu stellen."

Gibt unter dem Gesange der Kandidat kein Zeichen der Furcht, so behandelt man ihn mit Achtung und setzt ihn auf ein Biberfell. Eine Kriegspfeife, die schon bei allen Waffenbrüdern Reihe herum gegangen, wird ihm geschenkt und um den Nacken ein Wampumgürtel gehängt. Ist die Pfeife die Reihe herumgegangen, so wird ein Zelt zum Schwitzen errichtet. Sechs Stangen laufen oben in einer Spitze zusammen und werden mit Decken und Fellen behangen. Nur für drei ist Platz darin. Nackt geht der Aufzunehmende mit zwei Oberhäuptern hinein. Heiße Steine werden in die Hütte gelegt und mittelst Zederbüscheln mit Wasser besprengt, welches in einem Napfe von Birkenrinde enthalten ist. Dies gibt ein Dampfbad zum allerheftigsten Schweiß. In der stärksten Ausdünstung springt der Einzuweihende aus dem Zelte ins Wasser. Kommt er aus dem Bade, so wird ihm eine Decke übergeworfen, und alsdann wird in der Hütte des Oberhaupts die Hauptweihe vorgenommen. Das Oberhaupt nimmt nämlich einen Stecken, den es in eine mit Wasser gemachte Auflösung des Schießpulvers eintaucht und damit Figuren auf den Körper des Einzuweihenden vorzeichnet. Jetzt nimmt das Oberhaupt Nadeln, die in Mennige eingetaucht werden, und ritzt und punktirt damit in die vorgezeichneten Umrisse. Für die stärkern Züge aber wird mit scharfen Flintensteinen ins Fleisch geschnitten. In die Stellen, in welche kein Mennig gekommen ist, wird Schießpulver eingerieben, so daß also eine Abwechselung von roth und blau entsteht.

Diese Operation dauert zwei bis drei Tage und die verwundeten Theile werden erst mit einem gewissen unbekannten Holz gebrannt und täglich mit einem Wasser gewaschen, welches auf ein ebenfalls unbekanntes Kraut gegossen ist. Unter der Operation singt die Versammlung den Kriegsgesang und schüttelt die Klappern, vielleicht, das Wimmern des Kandidaten nicht zu hören. — Das Ganze endigt sich damit, daß der Neuaufgenommene einen neuen Namen bekommt. Le Long erhielt den Namen Amick oder Biber.

Merkwürdig ist es, daß sie von dem höchsten Wesen, welches sie den großen Geist, den Herrn des Lebens, nennen, ziemlich geläuterte Begriffe zu haben scheinen.

Ihre Zauberer und Aerzte, die in der Wundarzneikunst sehr geschickt sind, und selbst innerliche Krankheiten durch Tränke von Kräutern, mehr aber noch durch obenerwähnte Schwitzbäder, mit Glück heilen, sind zugleich Priester bei denjenigen Nationen, die sich dergleichen bedienen. Höchst ähnlich sind sie im Anzug und Benehmen mit den Schamanen Asiens und verjagen durch gräßliche Verzerrungen, Klappern, Geschrei und Geheul nicht nur die bösen Geister von dem Kranken, sondern geben auch bei wichtigen Angelegenheiten (Kriegen) über die Zukunft Nachricht.

Daß der Wilde sehr religiös seyn könne, davon gibt Carver einen rührenden Beweis. Ein junger Prinz (so nennt er ihn) der Winnebagoer war weit gereist, um an dem Wasserfall von St. Anton den großen Geist anzubeten. Er warf seine schöne Pfeife, seine Arm- und Halsbänder und seine Ohrringe als Opfer in den Fluß, und er schlug seine Brust, streckte heftig die Arme aus und war in gewaltiger Bewegung. — Beim Eingang in den Obersee ist ein Felsen. Le Long sagt, daß die Tschippiwäer hier allezeit still halten und Taback und andere Sachen als Opfer ins Wasser werfen.

Bei jeder wichtigen Gelegenheit rufen sie den großen Geist an, wiewohl einige Völker, die aber vielleicht nicht hierher gehören, annehmen, daß dies nicht nöthig sey, denn der sey ohnedies so gut, daß er Niemand etwas zu Leide thue; aber mit dem bösen Geist müsse man es nicht verderben und ihn durch Opfer begütigen. *) — Wie gereinigt bei ihnen die Begriffe von demselben vor vielen an-

*) Die kriegerischen Schawanesen jedoch sollen sich wenig um die bösen Götter, und vielleicht überhaupt um die Götter nicht kümmern.

dern Völkern sind, zeigen einige ihrer Lieder und Gebete. — Beim Anfang der Jagden heißt es bei den Tschippiwäern: „Ich will aufstehn vor der Sonne und den Hügel besteigen, um zu sehen, wie das neue Licht die Dünste verjagt und die Wolken vertreibt. Großer Geist, verleihe mir Glück! Und ist die Sonne hinunter, dann leuchte mir Mond, mich nach meinem Zelte mit Wild beladen sicher zurückzufinden.“

Sie glauben an gute und böse Untergötter und machen sich von ihnen Manitos oder Wakons, geschnitzte Bilder von Holz, die einen Menschenkopf vorstellen, welchen sie überall mit sich führen. — Bei ihren Opfern wird aber der Manito wie ein vollständiger Mensch abgeformt und an einen Pfosten des Hauses geheftet. Doch scheint es, als ob bei einigen Nationen die Otter- und Marderfelle die Stelle der Götzen verträten. Gewiß betrachten sie auch mehrere Thiere als ihre Totams oder Schutzgötter, nur daß nicht Alle einen und denselben Totam haben.

Sie haben mehrere Opferfeste — große und kleine. Es sind Feierlichkeiten, die von großen Versammlungen angestellt und mit Schmaus, Tanz und Gesang mehrere Tage begangen werden. Man bringt den Göttern eine Art Speisopfer, z. B. Fleisch, Mais, Taback u. s. w.

Einem Knaben war im Traum ein großer Raubvogel erschienen und hatte gesagt, daß er Fleisch von ihm haben wolle. Wenn dies einem Knaben im Traume geschieht, so muß nun dieser den ersten Hirsch, oder den ersten Bär, den er schießt, der Gottheit opfern. Ein Alter des Stammes macht den Direktor aller Anstalten und ladet viele Gäste in ein sehr langes Haus, in welchem drei Feuer brennen. Am mittlern Feuer hängt das Fell des erlegten Thieres, dessen Fleisch die beiden andern braten und kochen. Zwölf gerade Stöcke werden in einen Kreis gesteckt und mit wollener Decke behängt, auch zwölf im Feuer geglühete Steine in einen Kreis gerollt, und jeder Stein wird einer eigenen Gottheit geweihet. Der größeste dem großen Gott im Himmel, der zweite dem Gott des Tages, der Sonne, der dritte

der Nachtsonne (dem Monde), der vierte der Erde, der fünfte dem Feuer, der sechste dem Wasser, der siebente dem Hause oder der Wohnung, der achte dem Mais und die noch übrigen vier den Weltgegenden.

Der Alte nimmt hierauf eine hohle Kalebasse, in welcher Maiskörner klappern, tritt mit dem Knaben, der die erste Weihe empfängt, in den Kreis, wirft eine Hand voll Taback auf die glühenden Steine, und während der Rauch aufsteigt, klappert er und ruft den Namen einer der Gottheiten und spricht:

„Es weiht dir dieser Knabe einen schönen fetten Hirsch „(Bock) und einen Brei. Erbarm dich sein und „gib ihm und seiner Familie Glück!"

Brennt der Taback, so klatscht der Alte mit den Händen, und setzt sich, nachdem derselbe verbrannt ist, mit den Gästen zum Mahl an die beiden äußersten Feuer, indessen beim mittlern Feuer, bei dem das Opferfell hängt, zwei Männer stehen, die unter Klappern des Knaben Traum absingen, und von einem Ende des Hauses bis zum andern tanzen.

Am Ende der Feierlichkeit nimmt der Alte das Opferfell, richtet Kopf und Geweihe (die immer daran bleiben) nach Norden, hält es empor auf seinen Armen, und ein seltsamer heller Laut beschließt das Ganze.

Daß sich Sekten in ihrer Religion befinden, ist begreiflich und mag von Alters her schon so gewesen seyn; aber daß in diesen Sekten manche Neuerungen sich ereignen, mag wohl durch christliche Missionare veranlaßt seyn. — Die Stifter der Sekten geben Offenbarungen und Reisen in den Himmel vor (und das scheint bei den asiatischen Nationen uralt), theils aber fordern sie von ihren Bekennern Reinigungen und Büßungen, um zum Reiche der guten (frommen) Seelen zu gelangen (und das mag ganz neu seyn). Um zu dieser Reinigung zu gelangen, mußten bei Einigen Brechmittel, bei Andern Prügel, angewendet werden (ohne Zweifel als Zucht- und Ermahnungsmittel).

Höchst merkwürdig ist es, daß fast überall, wo ein wenig Religion hervorblickt, der Mensch auf Träume so

viel hält, und bei unsern Indiern ist dieses Halten größer und stärker, als schwerlich irgendwo, wiewohl es so offenbar ist, daß viele solcher Träume von der Schlauheit nur vorgegeben sind, um Absichten zu erreichen. — Könnten wir nur die Geschichte solch einer einzigen Nation vom Entstehen derselben an genau und vollständig haben — das wäre eine Geschichte der Menschheit, wahrer und lehrreicher, als wir keine besitzen.

Alles, was ein Anderer geträumt, ist ihnen eine unerläßliche Pflicht zur Erfüllung des Traums. Wie dieselben benutzt und wie sie angewendet werden, wird sich aus den nachstehenden Erzählungen ergeben. — Bei jeder wichtigen Angelegenheit sucht man Träume zu bekommen, durch welche der Totam oder der Schutzgeist anzeigen soll, was zu thun oder zu lassen sey. Dabei wird vorher streng gefastet, wodurch (was aber freilich sehr zu untersuchen stände) die Phantasie gespannt und so die Träumensfähigkeit befördert würde. (Vielleicht ist eher das Gegentheil wahr, als die Behauptung. Den Grund von diesen und von so vielen andern Dingen sollten wir erst suchen, statt ihn ein wenig voreilig anzunehmen.)

Einem Indier hatte geträumt, er besäße die schon verheirathete Frau eines andern, die mit ihrem Ehegenossen in der innigsten Zärtlichkeit lebte. — Das Traumrecht unterdrückte selbst die Gefühle der wärmsten Liebe, und der Ehemann trat, wiewohl mit Schmerzen, seine Frau an den Träumer ab, nach dessen Tode aber beide getrennte Theile wieder glücklich vereinigt wurden.

Nie ißt, nie jagt der Indier das Thier, das er zu seinem Totam oder Schutzgeist sich gewählt hat. Einem, der den Bär zu seinem Totam gewählt hatte, träumt, er sähe einen Trupp Rehe an einem Orte. Er geht beim Erwachen an den Ort hin, und fürwahr, er trifft ein Rudel dieser Thiere, von welchen ihm träumte, schießt darunter und trifft, o Unglück! einen Bär. Voll Entsetzen sank er darnieder und lag eine Zeit ohne Bewußtseyn, fürchtend, den Herrn des Lebens erzürnt zu haben. — Auf dem Rückweg

begegnet ihm ein anderer Bär, der ihn niederreißt, tüchtig durchwalkt und zerkratzt. — Da der Indier nach Hause gekommen war, erzählte er: Der Bär habe ihn gefragt: „warum er denn seinen Totam geschossen?“ Darauf habe er erwiedert: „Er habe es ja nicht gewußt, als er auf den Rudel feuerte, daß sein Totam darunter sey. Er sey sehr darüber betrübt, und der Bär möchte doch Mitleid mit ihm haben!“ Hierauf habe ihn denn der Bär entlassen, mit der Warnung, künftig behutsamer zu seyn und allen Indiern den Vorfall zu erzählen, damit ihre Totams künftig sicher wären und der Herr des Lebens nicht über sie ergrimmen müsse.

Dem Engländer William Johnson bekam das Träumen eines Oberhaupts der Mohawks ganz gut. — Das Oberhaupt hatte öftere Träume gehabt, daß William es mit Rum und Taback beschenkt habe, und der Engländer wußte zu gut, daß sich da nichts anders machen ließ, als dem Träumer seinen Traumwunsch gewähren, wenn er nicht Alles verderben wollte. Aber es träumte zuletzt das Oberhaupt sogar auf des Engländers schönen, mit Tressen besetzten, rothen Gallarock und — erhielt ihn. Aber der Engländer wußte sich zu entschädigen und fing auch an zu träumen. Er sagte dem Mohawk, er habe geträumt, ihm sey von dem Indier ein Stück Land geschenkt, sich ein Haus drauf zu erbauen. „Bruder, sagte freundlich das Oberhaupt, hast du es wirklich geträumt, so muß ich es dir geben.“ Der Engländer betheuerte, daß er fürwahr also geträumt habe, und bezeichnete nun den Landstrich, auf den es ankam — ein Strich des schönsten Landes, fast 2 M. des Mohawksflusses entlang. Er erhielt sein Traumland in der Wirklichkeit, aber das Oberhaupt sagte: „Bruder, wir wollen nicht mehr gegen einander träumen, (ihr gewöhnlicher Ausdruck im ähnlichen Falle) denn ich habe nur ein besetztes Kleid bekommen, du aber ein großes Bette, worin die Vorfahren oft geschlafen haben.“ *)

*) Mancherlei Zweifelsfragen bei dieser Geschichte werden dem Leser von selbst beifallen.

Manche Stämme in Canada feiern alljährlich ein Fest zu Ehren ihrer Träume, das sie Onnonhouarori (das Fest der Tollheit) nennen, wo es mehrere Tage wild durcheinander geht, mit Lärmen, Schreien, Rasen u. s. w. Es läuft Jeder von Hütte zu Hütte, erzählt aller Welt seinen Traum und nimmt, was ihm im Traum gegeben ward, oder fordert die Lösung des Traums. Dabei wird nach Möglichkeit gegessen und getrunken. Nach Beendigung der Raserei soll Jeder wiederbekommen, was ihm im Traum von Andern abgenommen wurde.

Was die Regierungsform dieser Völker betrifft, so ist an Könige und Fürsten, wiewohl sich einige Reisende dieser Namen bedienen, hier nicht zu denken und noch weit weniger an eine Erblichkeit der Würden. Ihre Oberhäupter sind durch Wahl bestimmt, und mögen bei einigen Nationen mehr, bei andern weniger Gewalt haben. Der Sachem oder Chief der Delawaren ist nur der erste Mann unter seiner Nation und sorgt, wie jeder andere, selbst für seinen Unterhalt, und, da er oftmals Fremde bewirthen muß, so kommen ihm darin die andern mit Lebensmitteln zu Hülfe. Er wird aus seinem eigenen (nie aus einem verwandten) Stamme gewählt und hat seine Räthe, die theils aus versuchten Kriegern, theils aus erfahrnen Alten, bestehen, und überhaupt sollen alle wohlhabende Hausväter als seine Stützen und Gehülfen anzusehen seyn. —

Zwistigkeiten kann der Sachem zwar schlichten, aber Zwangsmittel sind nicht in seiner Gewalt, sondern blos Vorstellungen der freundschaftlichsten Art, blos Ueberredungen stehen ihm zu Gebote; nur bei Unordnungen, die durch Trunk entstehen, darf er etwas mehr Gewalt gebrauchen; auch darf er den Gebrauch starker Getränke verbieten, welches er aber selten thut. Ueberall muß das Oberhaupt nachsichtig seyn, denn sonst würden es sehr viele Hütten verlassen und sich andere Wohnplätze suchen.

Alle gemeinschaftlichen Unternehmungen einer Nation sind Sache des Raths. Das Oberhaupt redet dabei nicht selbst, sondern hat seinen Sprecher. Der Rath kann zwar

durch den Sachem Frieden schließen, aber um Krieg zu erklären, ist die Einwilligung der Kapitäne oder Kriegshäupter erforderlich, die dagegen an Abschließung des Friedens keinen Antheil haben.

Aehnlich den Delawarischen sind die Einrichtungen der andern Nationen Canadas. Die Irokesen oder 6 Nationen bilden 6 verbündete Republiken, deren jede ihr Oberhaupt hat. Jede Nation zerfällt dann wieder, wie fast bei allen Indiern, in Stämme, wiewohl der Name „Stamm" von Europäern auch gleichbedeutend mit Nation gebraucht wird, welches auch in dieser Beschreibung mehreremale geschehen ist. Jeder Stamm wählt sich den Namen eines Thieres, z. B. Adler, Schlange, Büffel, Wolf, Schildkröte rc. (Wappen gleichsam). Seine allgemeine Versammlung, oder sein großes Feuer, hält der Bund zu Onondago, und hier wird Alles verhandelt, was den ganzen Bund angeht.

Bei einigen Völkerschaften scheint nur das Kriegsoberhaupt durch Wahl erhoben zu werden; das andere Oberhaupt (Friedensoberhaupt) ist, was es ist, durch Erbrecht.*) Unterwürfigkeit können auch die letztern nicht erwarten und scheinen auch keine Ansprüche darauf zu machen, indem sie wohl wissen, daß ihre Stammgenossen alle sich für freie Leute halten (wie sie denn freier sind, als kein Mann in Europa). Der Anführer stellt daher nur vor: Er glaube, dies oder das müsse geschehen — er glaube. Und dann gibts einen Wetteifer, der unglaublich ist, zumal, wenn der Anführer, wie doch anzunehmen steht, einer der Aeltesten ist, die, wie bereits erwähnt worden, in hohem Ansehen stehen (und denen die Jüngsten die besten Leckerbissen der Jagd darbringen).

*) Den scheinbaren oder wirklichen Widerspruch so vieler hierher gehörigen Dinge suche man nicht sowohl in der Beschreibung des Verfassers, der mit Absicht diese Widersprüche nicht gemildert hat, sondern in der Unkenntniß, oder doch im Mangel an genauer Kenntniß von diesen Nationen sowohl, als in der Verschiedenheit ihrer Sitten und Gewohnheiten.

Einige Völkerschaften schränken doch, nach Carver, die Erbfolge in der That auf die Verwandtschaft, und, seltsam genug, sogar auf die weibliche Linie ein, und der Schwestersohn folgt statt eigener Söhne. Bei Rathsversammlungen (etwas anderes, als bei den Delawaren) hält bei den Nadowessiern zuerst das erste Oberhaupt seine Rede; dann folgen die übrigen und jeder sagt seine Meinung. Der allgemeine Beifall Aller ist ein Beschluß zur Ausführung. Junge Leute hören bei den Rathsversammlungen nur zu, dürfen aber nicht mitsprechen.

Anhang.

An der Westseite des Missisippi gibt es einen Tanz, *) der mit der Aufnahme in einen Bund zusammenhängt und Pawatanz genannt wird. Man hält ihn zur Zeit des Neumonds auf einem Platze, und zwar ganz gegen die Gewohnheit, des Mittags. Zuerst erschienen Oberhäupter, die mit den besten Kleidern angethan waren. Dann kam der Hauptkrieger, schön bemalt und im Gefolge von 15 bis 20 Kriegern. Der reiche Pelzrock hing bis auf die Erde hinab. Und nun erschienen sogar Frauen, die zu der Gesellschaft, oder zum Bunde, gehörten. Zuletzt kam ein vermischter Haufen.

Ein Anführer eröffnete nun in einer Rede, daß einer der jungen Männer aufgenommen seyn wolle, fragte, ob Jemand etwas einzuwenden habe, und da sich nichts dergleichen fand, stellte er den Kandidaten in die Mitte, ihn ermahnend, daß er sich als Mann und als Indier benehmen möchte. Vier Oberhäupter hatten sich neben ihn hingestellt. Der Kandidat mußte jetzt niederknieen. Zwei der Oberhäupter oder Anführer faßten ihn bei den Armen, ein dritter stand hinter ihm, um ihn aufzufangen, und der

*) Wir erwähnen dieses sonderbaren Tanzes und Bundes deswegen hier, da das, was wir über die Tänze der Wilden gesagt haben, noch in frischem Andenken ist.

vierte 12 Schritt vor ihm. Dieser sagte: Er selbst (der Redner) sey bereits von dem Geiste besessen, welchen der Kandidat auch zu bekommen wünsche und erhalten solle. Dieser Geist würde ihn (den Kandidaten) todtschlagen, aber auch sogleich wieder beleben. Es wäre eine schreckliche Gemeinschaft mit diesem Geiste, aber eine nothwendige, wenn man ein Mitglied der Gesellschaft seyn wolle.

Der Redner war, wie von einem Geiste jetzt mächtig ergriffen; starke Bewegungen wirkte der Geist, die Gesichtszüge veränderten sich sehr, der Körper zuckte, und jetzt warf der Redner dem Kandidaten etwas in den Mund — es schien wie eine kleine Bohne — worauf dieser, wie todt, hinfiel, gleichsam, wie ein vom Schlage Getroffener. Der hinter ihm stehende Anführer fing ihn auf und legte ihn mit Hülfe der beiden andern als einen todten Mann auf die Erde hin.

Als Todter liegt er da. Die Oberhäupter reiben seine Glieder, sie schlagen ihn gewaltig auf den Rücken, die Zuschauer staunen, zweifeln, harren; aber der Redner redet fort, beruhigt die Zuschauer und ermahnt sie, nicht zu zweifeln, denn der Todte werde schon wieder aufleben, nur seine Organe habe der große Geist gefesselt. Nach einigen Minuten und nach vielen heftigen Rückenstößen fängt der Neuaufgenommene an, zuckend, erbrechend, stickend, Spuren vom Leben zu zeigen, und als er nun gar erst die Bohne von sich gegeben hatte, war er bald wiederhergestellt.

Jetzt nahmen ihm die Oberhäupter die Kleidung ab, zogen ihm neue dagegen an und hierauf stellte ihn der Redner der Bundesgesellschaft als ein geweihtes Mitglied vor, ermahnte die Verbündeten, demselben allen Beistand zu leisten, und der Neuaufgenommene wurde ermahnt, der ältern Ordensbrüder Rath bescheiden aufzunehmen und zu befolgen.

Alle, die innerhalb der Schranken waren, (denn die profanen Zuschauer standen außerhalb derselben) schlossen jetzt einen Kreis um das neue Mitglied und der große Krieger (erste General) sang ein Lied von den großen Tahten

der Vorfahren. Hierauf begann ein Tanz der Verbündeten, der mit Gesang begleitet war, und in dessen Chor die Frauen einfielen. Die meisten Tänzer hatten ein aufgeblasenes Fell mit hölzerner Röhre. Sobald dasselbe gedrückt wurde, pfiff es, und wurde es pfeifend Jemand vorgehalten, so fiel dieser sogleich todt nieder. Es lagen 3 oder 4 Männer und Frauen da, die aber bald sich wieder aufrafften und wieder mittanzten. — Den Schluß der Feierlichkeit machte ein Gastmahl, das meistens aus köstlichem Hundefleisch bestand, welches der Kandidat hatte besorgen müssen.

Die Urbewohner der südlichen Gegenden in und an den Freistaaten, namentlich in Louisiana und Florida.

Da der von der Jagd lebende Indier so weite Länderstrecken durchzieht, so ist es natürlich, daß manche Nationen auch hier noch wohnen, die bereits unter den vorhin beschriebenen mit einbegriffen sind. Wir lassen uns aber hier nur noch auf die Beschreibung einiger wenigen Völkerschaften ein, um so mehr, da aus der Verwirrung so vieler Völkernamen (es wollte Jemand nur allein in Louisiana 150 verschiedene Nationen berechnen) und aus der Ungewißheit ihrer Wohnplätze eben so wenig herauszukommen, als auch die Bekanntschaft mit den meisten so äußerst gering, und wahrscheinlich die Beschreibung derselben kaum der Mühe werth ist, da, bis auf geringfügigere Einzelnheiten, dieselben untereinander alle so ähnlich sind.

Wir haben es demnach hier nur mit den vorzüglich Louisiana und Florida bewohnenden Creeks, (Krihks) die aus Muskogulgen oder Oberkrihks und Siminolen oder Niederkrihks bestehen und mit den Tsaktas und Tschikasas, mit Cherokesen (Tschirokesen) und mit einigen wenigen andern, kaum dem Namen

nach zu thun — Nationen, die wahrscheinlich alle einerlei Ursprungs sind, und von welchen uns in neuesten Zeiten Bartram die sichersten Nachrichten gegeben hat, die aber auch schon so weit in ihrer Kultur vorgerückt sind, daß er uns Verzeichnisse ihrer Städte und Ortschaften hat geben können, welches denn einigen Feldbau voraussetzt, der in der That auch vorhanden ist.

So erwähnt er denn als Ortschaften der Tschirokesen unter mehrern andern der (sogenannten) St. Sinica am Flusse Keowe in einer schönen Lage zwischen Hügeln und Ebenen, mit dem Versammlungshause, dem Hause des Oberhaupts und den Häusern der Kaufleute (aus den Freistaaten) und etwa 500 Einwohnern. — Ferner der St. Cowe am Tenassi mit 100 Häusern, die aus Baumstämmen gebauet sind, welche durch Einkerbungen an den Enden in einander gefügt und dann inwendig, wie auswendig, mit Thon beworfen werden, der mit trocknem Grase vermengt ist. Kastanienborke oder breite Schindeln geben die Bedachung. (Eine Bauart, die offenbar den Europäern abgelernt ist!)

Das Versammlungshaus in dieser Stadt ist eine 30 F. hohe Rotunde, stehend auf einem Hügel, der von uralten Zeiten her, wie mehrere andere dieser Gegenden, mühsam zusammengetragen war. *) Dieses Gebäude ist aus lauter Baumstämmen aufgeführt und eine große Thür läßt das Licht ein und den Rauch hinaus. Rings herum ziehen sich amphitheatralische Bänke in zwei oder drei Reihen, auf welchen Matten liegen, von Eichen- oder Eschenholz ge-

*) Man betrachtet diese 20 Fuß hohen Hügel als Ueberbleibsel einer ehemaligen höhern Kultur, wie die am Ohio, unweit Marietta liegenden, 10 F. hohen Wälle, die regelmäßige Festungswerke Vielen geschienen sind, und zum Theil 200 F. im viereckten Umfange halten. — Man hat längs des Missisippi in ganz flachen Gegenden Erdhügel von 40 F Höhe, in Virginien einen weit höhern) deren Alter aus den darauf gewachsenen 4 F. im Durchmesser haltenden Bäumen einigermaaßen zu schätzen ist, sobald man den Wuchs der Baumart kennt. Man schätzt dieses Alter auf 900 Jahre und drüber.

flochten. In der Mitte ist ein das Dach tragender Pfeiler, in dessen Nähe das Feuer angezündet wird, bei dem die Musikanten sitzen und um welches fast alle Abende getanzt wird.

Es wurde den Abend, als Bartram gegenwärtig war, ein Ballspieltanz probirt, weil man am andern Tage gegen eine andere Stadt Ball zu spielen hatte. In einer langen Rede eröffnete das Oberhaupt die Siege der Stadt Cowe in diesem Spiel, welches er empfahl. Hierauf wurde gesungen und dazu gespielt. Ein Chor von Mädchen, in langen weißen Röcken, mit Korallenschnüren, Armbändern und andern Bändern, trat paarweise ein, antwortete mit leisen tiefen Tönen der Musik und stellte sich in einem Halbzirkel in zwei Reihen, die den Rücken einander zukehrten. Bald nachher kamen lustig und munter mit Raketen oder Ballhölzern unter durchdringendem Geschrei ein Haufen junger Männer, gut gekleidet, angemalt, mit Armbändern, Wampumschnüren, bunten Schuhen und hohen Federbüschen geschmückt, und stellten sich den Mädchen gegenüber. Gesang und Tanz der Jünglinge und Mädchen begann mit mancherlei Wechsel und eben so großer Genauigkeit als Geschwindigkeit.

Mancherlei andere Spiele und Tänze, besonders in Beziehung auf Jagd und Krieg, sind auch hier.

Der sämmtlichen Städte oder Ortschaften, die Bertram aufführt, sind drei und vierzig.

Der Muskogulgen Städte werden fünf und fünfzig aufgeführt, wovon Uche (Euchée) an 1500 E. haben und eine der schönsten unter allen indischen Städten seyn soll, deren Häuser nett und geräumig, von hölzernen mit rothem Mörtel an beiden Seiten überzogenen Wänden gebaut und mit einem Dache von Cypressenborke oder Schindeln bedeckt sind. — Die St. Apachucla ist dem Frieden geweiht und es darf in ihr kein Menschenblut vergossen werden, dahingegen in Coweta sich die Häupter oder Mikas des gesammten Bundes versammeln, Krieg beschliessen und Kriegsgefangene oder Verbrecher hinrichten lassen.

Die Tschirokesen wohnen etwa an 60 Meilen nordwestlich von Charlestown in Ost-Maryland und sollen vor mehr als einem halben Jahrhundert weit reicher an Zahl (6000 Krieger) und Städten gewesen seyn, als jetzt, wo sie vielleicht nicht mehr 1500 Krieger zählen.

Sie sind ein starker und fester Schlag Menschen, gewandt, ihre Weiber hübsch und zart und die Farbe heller, als bei andern rothen Nationen. Eben so schön sind die Weiber der Muskogulgen, nur sind die Männer nicht ganz so groß und stark, wie bei den Tschirokesen.

Die Tschirokesen sind ernst und behaupten Vorsicht und Würde in ihrem Betragen, sind aber bei aller Bedchatsamkeit dennoch sehr menschenfreundlich und besonders gastfrei. Ueberall wurde Bartram gern aufgenommen und gütig bewirthet. Mit Unwillen leiden sie die Abhängigkeit von den weit mächtigern Muskogulgen, die ihnen bei dem tiefen Gefühl für Freiheit und Gerechtigkeit sehr peinlich seyn muß.

Neben der Jagd treiben sie fleißig den Feldbau und haben schöne Pflanzungen von Mais, Bohnen, Gärten und Wiesen und halten sich auch Pferde und anderes Vieh. — Aus den Blättern der Cassine Yapou bereiten sie durch Aufguß ein starkes Getränk, und nennen daher dieses Gewächs den geliebten Baum.

Wie sie ihre Häuser bauen und wie ihre Versammlungshäuser aussehen, ist bereits erwähnt und nur noch zu bemerken, daß jegliches Haus in drei Zimmer abgetheilt ist, deren jedes seine Thüre hat, daß nicht weit von dem Wohnhause ein kleines kegelförmiges Haus steht, das Heißhaus genannt, weil es besser gegen die Kälte schützt, und daß ihre Ortschaften durch Heerstraßen mit einander verbunden sind, bei welchen man jedoch an keine europäischen Heerstraßen denken muß.

In manchen Stücken, die hierher noch gehören könnten, sind sie mit den Krihks, die sofort beschrieben werden sollen, fast völlig gleich.

Die Muskogulgen (Muskohgen) oder Krihks (Creeks) *) sind eine stolze, kräftige und dem äußern Ansehen nach heldenmäßige Nation, und sehr kriegerisch, wiewohl großmüthig gegen die Unterworfenen, gerecht (nach ihren Begriffen und Herkommen) liebreich gegen Weib und Kind und sehr gastfrei, sind flüchtig und lebhaft, und wiewohl am weitesten östlich des Missisippi von den Kolonien entfernt, doch civilisirter, als die nächstanwohnenden Völkerschaften, woran M' Gillivray (ein Schotte von väterlicher und ein Krihk von mütterlicher Seite) vielen Antheil gehabt hat, seitdem er ihr Oberhaupt und Anführer wurde. Er selbst war auf europäische Weise gebildet.

Kommt ein Mann in eine andere Stadt und wünscht Lebensmittel, Ruhe oder Unterhaltung, so geht er ins erste beste Haus und spricht: „Ich bin gekommen." Wirth oder Wirthin antworten: „Das ist gut!" Speise und Trank sind straks bereit; der Fremde ißt, trinkt, raucht, plaudert und steht endlich auf und sagt: „Ich gehe!" und die Antwort heißt: „Das thust du." Er geht dann in ein anderes oder in das Versammlungshaus, wo sich immer Leute finden, die entweder am Tage plaudern, oder des Nachts tanzen.

Die mit den Muskogulgen verbündeten Nationen widerstehen, wie sie selbst, noch dem Branntwein. Ein junger Indier sahe die Auftritte und Thorheiten betrunkener Weißen in seiner Stadt. Er schlug an seine Brust und sahe lächelnd zum Himmel auf. — Auch dürfen die Weissen, die mit Handelswaaren kommen, keineswegs nur einen Tropfen Branntwein in ihre Städte bringen — man zerschlägt ihnen die Fässer und läßt den Geist der Raserei auslaufen.

Sie sind tapfere Krieger, die ihre Tomahawks zu gebrauchen wissen, und sich nicht nur die Tsacktas, sondern auch die Tschirokesen, die Tschikasas, die Natsches, die

*) Von dem kleinen Flüßchen also benannt, womit ihr Land bewässert ist.

Akansas und mehrere kleinere Stämme von sich abhängig und mit sich verbündet gehabt haben, die zusammen an 20 Völkerschaften betragen. Ihre Kriegstapferkeit berechnen sie ebenfalls nach der Menge der Skalps. Sonst verbrannten sie die Kriegsgefangenen.

Die Regierungsform der angesehensten dieser Völker ist einfach. Die bejahrten Oberhäupter, Krieger und andere hoch angesehene Männer, bilden eine Versammlung, an deren Spitze ein von ihnen selbst gewählter Mico oder König, wie die Europäer ihn nennen, steht, der alle Zeichen der tiefsten Ehrfurcht empfängt, ohne eine Alleingewalt zu besitzen. Außer der Versammlung geht er mit allen Andern ganz vertraulich um und sie desgleichen mit ihm. Seine Kleidung, seine Wohnung, hat keine Auszeichnung, deren er auch keine sonst an seinem Körper trägt; er ißt, trinkt und tanzt mit den übrigen.

Merkwürdig ist die geheimnißvolle Wahl des Micos der Muskogulgen. Er ist König, ohne daß Jemand sagen kann, wie oder wann er König geworden ist, aber er ist es. — Bei den Berathungen in der Rotunde, oder auf einem öffentlichen Platze und überall hat er nur Eine Stimme. Bei gemeinschaftlichen Angelegenheiten sämmtlicher Stämme läßt er die Versammlung berufen, nimmt von fremden indischen Nationen, oder von den Freistaaten, oder von Spaniern, Audienz an, und kann über den öffentlichen Schatz, d. i., das Kornmagazin, disponiren (welches doch eine bedeutende Macht ist) wohin ein Jeder, der einen Acker besitzt, von seiner Ernte einen bestimmten Theil als Abgabe abliefert.

Der nächste nach dem Mico ist der Oberkriegsanführer oder Tastanegy, dessen Stimme in Kriegsangelegenheiten vorzüglich gilt, und der das Heer anführt, wobei ihm der Mico, auch wenn dieser mit zu Felde zieht, nichts einzureden hat.

Jeder Stamm hat seine Priester (Aerzte, Beschwörer) unter welchen einer der Oberpriester ist, der in Verbindung mit den Geistern steht, in allen Angelegenhei-

ten großen Einfluß hat, und ohne dessen Rath man nie Krieg anfängt. Man hat Fälle, daß das Heer plötzlich nach seinem Rath umkehrte, wiewohl es schon an 50 Meilen gemacht hatte und nur noch eine Tagereise vom Feinde entfernt war — aber freilich, er kann auch Regen oder Dürre voraussagen, welches keine Kunst ist, da er ja selbst regnen oder nicht regnen lassen kann; kann Krankheiten heilen, böse Geister rufen und vertreiben und Donner und Blitz gebieten.

Schon hieraus kann man schließen, wie ungegründet die Behauptung Einiger seyn muß, daß diese Nationen ohne alle Religion wären. Sie beten sogar den großen Geist an, der den lebendigen Othem gibt und nimmt, glauben an einen Zustand der Seelen nach dem Tode, wo der tüchtige brave Krieger und Jäger in ein schönes, warmes, an Holz, Wiesen, Gewässer und Wildpret reiches Land kommt.

Zu dem Religiösen bei ihnen gehört es doch wohl, daß sie nach der Sonne zu Taback rauchen und beim Wiederkehren des Neumondes große Freude äußern. — Wie beschämt ist er *) unter dem Schleier, daß er die Paar Nächte bei der Sonne geschlafen hat. Er will sein Gesicht nicht sehen lassen.

Die Priester bereiten bei verschiedenen Gelegenheiten und namentlich beim Erntefeste, bei wichtigen Staatsangelegenheiten und Vorbereitungen zum Kriege **) Reinigungstränke.

Wir dürfen hier nicht übergehen, was Bartram erzählt, da er in der Muskogulgenstadt Otasse am Fluß Tallapuse war; denn es scheint religiöser Art zu seyn — auf jeden Fall ist es merkwürdig.

*) Eigentlich: ist sie; denn nur in deutschen Zungen allein ist der Mond ein Mann.

**) Ein für allemal! Alle nordamerikanischen und selbst südamerikanischen Völkerschaften haben zum Theil sehr harte Vorbereitungen bei Jagd, Krieg und andern wichtigen Angelegenheiten.

Er wurde bei den alten Oberhäuptern auf dem öffentlichen Platze eingeführt und begab sich Abends in Gesellschaft hier sehr zahlreicher Kaufleute, in die große Rotunde, wo Oberhäupter und alte Krieger versammelt waren und wo man Taback rauchte und Cassine trank, (ein Aufguß auf Blätter und junge Sprossen der Cassine) Weiber und Jünglinge dürfen bei harter Ahndung sich nicht dem Bezirk der Rotunde nahen, die so groß war, daß mehrere hundert Personen darin Platz hatten, die täglich von eigends dazu bestellten Leuten rein gefegt und mit dem nöthigen Rohr zum Brennen und Leuchten versehen wird.

Ein eigener Aufseher befiehlt den Dienern, das schwarze Getränk (eben die Cassine) zu brauen, welches in einem Pavillon, 20 oder 30 Schritt der Thür der Rotunde gegenüber, geschieht. Bündel von trocknem Rohr werden gebracht und gespalten, in Stücke gebrochen und rings um den großen Pfeiler mitten in der Rotunde aufgeschichtet. Am Abend kommen die Mitglieder der Versammlung und nehmen ihre Sitze der Ordnung nach. Die Rohrschilfen werden angezündet *) und geben ein mildes, aber hinlängliches Licht. Die Sitze der Veteranen unter Oberhäuptern und Kriegern sind der Thür gegenüber in drei hinter und über einander erhabenen Abstufungen. Die Weißen und die rothen Männer verbündeter Städte sitzen ihnen links, aber durch eine Reihe Pfeiler von ihnen abgesondert. — An der Spitze sitzt der Mico und der Tastanegy links neben ihm, hinter ihm die vornehmsten, nach diesen die jüngern Krieger.

Sind Alle in Ordnung, so kommen zwei Männer, sehr große Muschelschalen tragend, welche mit der schwarzen Cassine angefüllt sind. Mit festem gemessenem Schritte, die Augen in die Höhe gerichtet, leise und angenehm singend, nähern sie sich. Sind sie den Sitzen des Königs oder der Weißen nahe, so stehen sie still und setzen ihre Mu-

*) Bartram — ohnedies da und dort ein wenig zu geschmückt in seiner Erzählung — will uns eine geheimnißvolle Art des Anzündens abmerken lassen. Er habe Niemand gesehen, der das Feuer anzündete — freilich, wenn er nicht recht Acht gehabt hat!

scheln auf ein Tischchen oder Dreifuß hin und nehmen sie straks wieder auf, nähern sich, indem sich ihre Wege durchschneiden, der Eine dem Vornehmsten der weißen Leute, der Andere dem König, und überreichen diesen die Schalen. Sobald dieselbe an den Mund gebracht wird, stößt der Ueberbringer zwei Töne aus und hält damit so lange an, als der Athem hält und so lange muß denn auch getrunken, oder jedoch die Schale an den Mund gehalten werden. Diese Töne werden lang und feierlich gehalten, klingen fast wie: a — hu — ojah; a — lu — jah (Hallelujah?) und erregen, sagt der Beschreiber, religiöse Gefühle! — Auf gleiche Weise wird mit der ganzen Versammlung verfahren, so lange Trank und Licht (das Rohrlicht nämlich) vorhalten, und daß dazu geraucht wird, versteht sich von selbst. Der Taback ist im Felle eines jungen Jaguars, einer wilden Katze, in der Haut einer Schlange und am liebsten in dem Felle eines solchen Thieres, das das Wappen der Familie des Königs ausmacht, befindlich und wird nebst der großen oder der Königspfeife, zu des Königs Füßen niedergelegt. Auch zu den Füßen der vornehmsten Weißen ist ein Fell mit Taback befindlich — die Felle gehen Reihe herum, damit Jeder stopfe. Die ersten Züge aus der großen Pfeife thut der König, blasend den Rauch nach der Sonne, oder (wie man glaubt) nach dem großen Geiste hin, dann nach den vier Weltgegenden und zuletzt nach den weißen Leuten. Die große Pfeife erhält nun der vornehmste Weiße, dann der Kriegsanführer und dann geht sie Reihe herum zu allen Anwesenden. Hierauf raucht Jeder aus seiner eigenen Pfeife.

Sie haben auch ein eigenes Haus, worin die heiligen Sachen, der Arzneitopf, die Klapper, ein Rosenkranz von Vögelklauen und das Calumet, oder die große Friedenspfeife, aufbewahrt werden. Dieses Haus macht, nebst drei andern, worin man sich zum Plaudern oder Schmausen zu allen Zeiten versammelt, ein großes Viereck. Die Pfeiler und Wände sind mit mancher Malerei und Schnitzwerk verziert, z. B. Männern in lächerlichen Stellungen, oder mit Thierköpfen und Thieren mit Menschenköpfen,

und die Pfeiler der vordern Seite stellen gefleckte, sich in die Höhe hebende Schlangen vor, denn die Otasses gehören zu dem Stamme der Schlange.

Zu manchen Zeiten werden allgemeine Fasten angestellt; z. B., wenn eine Seuche aufgehört hat; man nimmt Arznei, namentlich bedient man sich eines starkabführenden und zugleich blutreinigenden Mittels und ißt 7 oder 8 Tage nur eine magere Wassersuppe und etwas Kornmehl.

Nach alter Sitte pflegen sie abgelebte Alte durch einen Schlag mit dem Tomahawk umzubringen, und selbst die von Bartram dagegen erzählte Geschichte beweist es gerade.

Der älteste Anführer der Stadt Muclasse war stockblind und ließ sich von drei jungen Leuten in die öffentliche Versammlung führen, wo ihn allezeit ein freudiges Willkommen empfing. „Ihr liebt mich", sprach der Alte eines Tages zu der Versammlung, „aber ich tauge nichts mehr, ich kann „nicht mehr sehen und weder den Rehbock, noch den Bären, erlegen. Ich bin Euch zur Last und habe lange genug gelebt. Mich verlangt, die Krieger meiner Jugend „im Lande der Geister zu sehen. Hier (indem er seine Brust „entblößte) hier ist das Beil, nehmt es und schlagt zu."

Einstimmig sagten Alle: „Wir wollen nicht, wir können nicht, wir brauchen dich noch."

Zum Kriege läßt der Tastanegy alle Oberhäupter durch eine rothe Keule einladen. Eine gewisse Zahl kleiner Holzpflöcke bestimmt, wie viel Tage noch bis zur Versammlung hin sind.

Man beobachtet im Kriege die strengste Mannszucht und Niemand darf ohne Befehl des Anführers essen oder trinken. Die Armee marschirt Mann vor Mann und der Nachfolgende tritt in die Fußstapfen des Vorangehenden, damit man den Feind über die Anzahl täusche. Der Letzte bedeckt die Spur mit Gras.

Morgens und Abends gibt der Tastanegy das Zeichen zum Aufbrechen und zum Lagern. In der Schlacht befindet er sich im Mittelpunkt und vertheilt die Truppen dahin, wo es nöthig ist. Kommt er in Gefahr, so stürzt Alles zu

seiner Rettung herbei, und fällt er, so skalpirt ihn der nächste Krieger, damit der Feind sich nicht mit dem Skalp rühmen könne.

Ist ein Krieg glücklich beendigt, so wird der Tastanegy im Triumph eingeholt. Die beiden ältesten Oberhäupter heben ihn vom Pferde und entkleiden ihn ganz, zwei andere reichen ihm Baumblätter und Bast, woraus er sich einen neuen Gürtel macht. Seine Kleider werden zerrissen, jedes Oberhaupt eignet sich ein Stückchen davon zu und trägt es als Amulet in einem Säckchen an sich.

Uebrigens fechtet man am liebsten nackt, weil man glaubt, die Wunden heilten wegen der darin zurückbleibenden Leinewand weit schwerer.

Man trägt ein in Falten gelegtes Hemde von Leinewand und umschlingt die Hüften mit einem Stück blauen Tuch, dessen oft mit Korallen besetzte Enden bis auf die Knie herabhangen. Oberhäupter tragen auch wohl einen Schultermantel von Scharlach mit Goldfransen, Glöckchen oder mit rothen Flamingofedern besetzt. Vornehme haben auch oft einen silbernen Halbmond auf der Brust, der am Halse mit einem Bande befestigt ist. Die bis zur Wade reichenden Stiefeln sind von Tuch, und der Schuh oder Stillipica von weichen Rehfellen.

Auf dem Kopfe läßt man nur einen vom Scheitel nach dem Nacken zu laufenden, zwei Zoll breiten, aber gegen das Ende zu immer breiter werdenden Haarstreif stehen. Einzelne Büschel dieses Streifs steckt man in silberne Röhren oder Spulen und verziert denselben auch mit Silberplatten. Sie tragen ein 4 Zoll breites Diadem um den Kopf, welches mit Steinen, Korallen, Schnüren und Stacheln vom Stachelschweine besetzt ist. Der Ohrrand wird abgelöst, mit Silberdrath umwunden, damit er nicht so leicht bei den schweren Sachen reiße, die man hineinhängt, und welche denselben bis auf die Schultern hinabziehen.

Die Weiber tragen eine Jacke, die sie mit Spitzen oder Korallen besetzen, einen Rock bis auf die Mitte des Beins und Halbstiefel. Das in Flechten geschlagene und

auf dem Scheitel mit einer silbernen Nadel befestigte Haar wird mit vielen, bis zur Erde herabhangenden Bändern geschmückt.

Seltsam und bemerkungswerth ist es, daß sich hier nur die leichtfertigen Mädchen schminken.

Junge Priester tragen einen weißen Mantel und als Zeichen der Weisheit eine ausgestopfte Eule, mit Augen von Glaskorallen, statt Federbusch auf dem Kopfe. — Die Eule gilt also hier, wie zu Athen. — Sie treten mit vielem Ernst und leise vor sich Hymnen singend einher.

Daß sie die meisten Stoffe zu ihren Kleidern von Europäern kaufen, braucht kaum gesagt zu werden. Die Frauen spinnen und weben jedoch Gürtel, Kopfbinden und verfertigen Schuhe, Fransen und Spitzen.

Tanz und Musik sind auch hier zu Hause. Trommel, Klapperkürbis und eine kreischende Flöte sind die Instrumente der Krihks. Bei ihren Tänzen haben sie Kriegs- Trink- und Liebeslieder. Die letztern sollen sehr wollüstig seyn.

Mehr als diese Nation zeichnen sich in Dichtkunst und Musik die Tschaktas aus, deren Städte unter einander wetteifern, sich in Erfindungen neuer Lieder und Tänze zu übertreffen. Sie scheinen vorzüglich mehrere elegische Lieder und Tänze zu haben. So hieß es in einem ihrer Lieder:

Die Menschen müssen alle sterben,
und keiner weiß, wie bald;
doch kommt einmal die Zeit,
so kann der Ausgang fröhlich seyn.

Der Festtage scheinen diese Nationen in jedem Monate wenigstens einen zu haben. Das Fest der ersten Früchte oder der Ernte, welches das neue Jahr anzufangen scheint, ist das vorzüglichste; selbst die Aussaatszeit scheint eine Art Fest zu geben.

Ein eigener Aufseher gibt auf dem Kinkhorn, oder Schneckentrompete, ein Zeichen. Alles eilt nun mit Grabscheit und Hacke ins Feld und bebauet den gesammten Akker der Ortschaft mit Mais, Bohnen, Melonen, Kürbissen, Kartoffeln. Das Eigenthum einer jeden Familie ist

durch einen schmalen Grasrain von den benachbarten Stük- ken abgesondert. — Bei dem Erntefeste haben alle Ein- wohner einer Stadt sich schon mit neuen Töpfen, Pfannen u. s. w. versehen, denn die alten werden nun zerschlagen, alle abgenutzte und veraltete Sachen und Kleider gesammelt, die ganze Stadt mit ihren Häusern wird gereinigt und gefegt, und alles Alte mit Feuer verbrannt, selbst die noch übrigen Vorräthe von Lebensmitteln.

Jetzt nehmen sie Arznei und fasten drei Tage, nachdem vorher alle Feuer ausgelöscht sind. Während dieser Zeit dürfen selbst verbannte oder geflüchtete Uebelthäter straflos wiederkehren. Am vierten Morgen zündet der Oberpriester durch Reiben zweier Holzstücke ein neues Feuer an, wodurch dann jede Wohnung mit neuem Feuer versehen wird. Hier- auf holen die Weiber neues Korn und neue Frucht vom Felde, bereiten es sorgfältig zu und bringen es nebst Ge- tränk zum Versammlungsorte, wo alle Welt sich in neuer Kleidung befindet. Tanz und Gesang endigen das Fest.

Die Früchte seines Feldstücks bringt Jeder in seine Scheuer, legt aber zuvor (doch ist es kein Muß) einen Theil davon in die große, mitten in der Pflanzung stehen- de Königsscheuer — woraus der öffentliche Schatz entsteht — (s. vorher) aus welchem im Nothfall Jeder fordern darf, und welcher für die Zeit des Mangels, für Aushülfe be- nachbarter Städte, deren Ernte nicht gerathen und für die Krieger bestimmt ist, die zu Felde ziehen.

Die Ehen werden anfangs nur auf ein Jahr geschlos- sen, doch ist Ehescheidung selten, zumal, wenn erst ein Kind ist gezeugt worden. Nach dem Jahre wird die Ehe gleichsam erneuert.

Des Bräutigams Antrag ist sehr einfach. Der Bräu- tigam steckt in Gegenwart seiner Freunde vor der Hütte der Geliebten ein Rohr in die Erde. Steckt das Mädchen ein Rohr daneben, so heißt das: Ja. Man wechselt als Dokumente die Röhre aus und hält die Hochzeit mit einem Gastmal. Die ganze Stadt bauet dem neuen Paare eine Wohnung, welche das Werk eines Tages ist.

Vielweiberei ist erlaubt, aber die erst Geheirathete ist die Gebieterin der andern Frauen — die Großfrau.

Ehebruch wird mit Ohrenabschneiden gestraft und ist sehr selten; Mord mit dem Tode. Hurerei, Diebstahl ꝛc. ziehen so viel Spott und Schande nach sich, daß sich der Verbrecher selbst verbannt. Daraus werden denn Landstreicher, die vom Rauben und Morden leben.

Die Todten werden in ihrer eigenen Wohnung unter der Stelle, wo sie als Leichname lagen, in ein mit Cypressenrinde ausgelegtes Grab in sitzender Stellung nebst Waffen und Pfeife beerdigt. Die Großfrau wählt von den nachgelassenen Habseligkeiten und den Rest vertheilen die übrigen Frauen und Kinder unter sich.

Die Tschaktas sind wichtig genug, um manche ihrer Eigenthümlichkeiten besonders anzuführen. Sie heißen Flachköpfe, weil sie dem Kopf der jungen Kinder eine flache Form geben, indem dem in der Wiege liegenden Kinde der Vorderkopf mit einem Beutel mit Sand beschwert wird, indessen der Hinterkopf auf dem festen Holze der Wiege ruht. Dieses und das fortwährende allmählige Drükken gibt flache Köpfe. Es ist bewundernswerth genug, daß diese Gewaltsamkeit nicht dumme Menschen macht, denn die Tschaktas werden für eine kluge Nation gehalten. — Ob diese Sitte dazu dient, um der Jagden willen die Augen weiter hervorzutreiben und schärfer zu sehen, untersuchen wir nicht.

Die Tschaktas wohnen etwa vom 34sten bis 37sten Breitengrade. Die südlichen sollen sehr faule Menschen seyn, die vom Betteln leben und den europäischen Kolonisten stets zur Last fallen, aber die nördlichen sind tapfer und arbeitsam und ihr Land ist viel besser, als das der andern Indier, angebaut.

Eine Ehebrecherin bringt der Mann vor die Versammlung, zieht ihr die Jacke aus und stellt sie völlig nackt hin und sagt: „Jetzt lauf!“ Erreicht sie einen zum Ziel gesteckten Pfahl, ohne von den jungen Leuten eingeholt zu werden, die

ihr nachsetzen, so ist sie frei; wird sie eingeholt, so muß sie sich allen nachsetzenden Männern Preis geben.

Kranke, welche sie nach dem Ausspruche des Priesters für unheilbar halten, überfallen und erdrosseln sie. Gleich nach dem Tode eines Menschen errichten sie in einem Haine, nahe an der Ortschaft ein 20 F. hohes Gerüst, worauf die Leiche, mit leichtem Gewand bedeckt, gelegt wird. Sobald sich das Fleisch von den Knochen ablösen läßt, nehmen die Priester das Fleisch — man sagt, mit den Nägeln — ab, wobei alle Anwesenden heulen und jammern. Das abgelöste Fleisch bleibt auf dem Gerüste zum Verbrennen, die Knochen aber werden in Tücher gehüllt, in Kisten gelegt zu dem allgemeinen Begräbnißplatze des Stammes gebracht. Ein Todtenmal von gekochtem Fleische beschließt die Cerimonie, zu welcher Reiche oftmals drei Pferde schlachten.

Ob von solchen pyramidenförmig aufeinander gestellten und mit Erde überdeckten Kisten jene obenangeführten Denkmale entstanden seyen, bleibe dahingestellt.

Uebrigens sollen diese, wie alle übrigen hierher gehörigen Nationen, aus Mexiko eingewandert seyn.

Die Chicasas, (Tschikasas) nördlich der vorigen, zwischen dem Tenassi und Missisippi, mögen höchstens noch 500 Krieger stellen können. Sie haben noch trefliche Pferdezucht.

Die Natches, sonst so mächtig und berühmt, bestehen vielleicht nicht mehr aus 150 Kriegern und wohnen in einem Winkel Westfloridas. Sie verehrten die Sonne und ihre Oberhäupter hielten sich, wie die Inkas, für Abkömmlinge derselben. — Dem Oberhaupt mußten sonst seine Günstlinge nachfolgen in den Tod. Jeder bekam eine betäubende Pille und einen künstlich verschlungenen Strick um den Hals, dessen Enden zwei starke Männer gefaßt hatten. Ein Todtentanz begann, der vermöge der Pillen in wahnsinnige Fröhlichkeit überging. Plötzlich wurden die Stricke zugezogen und die Tanzenden waren erwürgt.

Mächtiger, als beide vorigen Nationen, sind die Akauses, aber sehr unbekannt. Sie sollen ein schöner

und großer Schlag Menschen seyn, blondhaarig und blauäugig.

Die Panis, Padukas, Missuris, Cadodaquis, nebst mehrern andern Völkerschaften — wer weiß außer ihrem Namen etwas von ihnen? —

Wahrscheinlich werden die meisten dieser Völkerschaften in kurzer Zeit verschwunden seyn, troß dem, daß die Vaccination bei einigen derselben anfängt in Gang zu kommen; denn die Gründe der verminderten Bevölkerung liegen doch nicht in Blattern und Branntewein allein.

IX.

Neumexiko und Neunavarra

ist uns mit seinen großen und weiten Landschaften fast völlig unbekannt, wiewohl die Spanier seit drittehalb Jahrhunderten ihre Missionen und Presidios (eine Art schlechtgebaueter und wenig besetzter Forts) dort haben.

Es sind größtentheils Neunavarra ausgenommen, ungeheure Ebenen, die bald nur aus fast todtem Land, bald aber aus dem fruchtbarsten Boden bestehen und ein angenehmes, sehr heiteres Klima haben, das im Sommer mit Ausnahme der südlichsten Gegenden nicht zu heiß und im Winter sehr erträglich ist. Sie liegen westlich und südwestlich des Adayes, der es von Louisiana scheidet, nach Altmexiko hin und werden von vielen Flüssen durchschnitten, die sich in die anliegenden Meere ergießen, unter welchen der Rio Colorado und Rio Bravo oder Norte sehr bedeutende Ströme sind, deren Ursprung man nicht kennt, denn man weiß nicht einmal mit Gewißheit, wie weit die Missionen der Spanier den Bravofluß hinaufgehen.

Von den wahrscheinlich sehr zahlreichen Erzeugnissen dieses Himmelsstrichs kennt man nur wenige. — Man findet den Buckel- oder Bisonochs in solcher Menge, daß

eine Jagdgesellschaft selten ohne die Beute von 1500 bis 2000 Stück zurückkommt. Selbst der nördlicher lebende Moschusochse soll sich da und dort finden und ebenfalls das wilde Schaf — wahrscheinlich dem Argali ähnlich. Die meisten Thiere Louisianas werden sich ohne Zweifel wohl auch hier aufhalten. — Die Viehzucht, welche man treibt, ist leicht und mancher Einzelne besitzt an 6000 Stück, Pferde, Kühe, Maulthiere und Schafe, die nur zuweilen in große Verzäunungen eine Zeit lang eingetrieben werden, sonst aber wild herumlaufen und herrlich gedeihen.

Man fängt die größern Thiere mit Schlingen und ein Pferd oder ein Rind steht in der Kolonie St. Antonio mit einem Paar Schuhe in gleichem Werth. In manchen Gegenden finden sich auch Bären, deren Fleisch als sehr schmackhaft geschätzt wird — Hirsche und Rehe, mancherlei Arten Stinkthiere; ganze Heerden wilder Truthüner, große Züge von Kranichen und viel anderes Geflügel findet sich da und dort und läßt sich in den menschenleeren Gegenden, wo es mit der List des Menschen keine Bekanntschaft gemacht hat, leicht berücken. Selbst der weiße Reiher ist so zutraulich, daß er sich den Lastthieren auf den Rücken setzt.

Das Reich der Pflanzen bildet da und dort große Wälder, unter welchen manche blos dornige Bäume enthalten; aber man trifft auch den Chinarindenbaum, ganze Waldungen von Kastanien und eine Art Mispeln (nach de Pages Zeugnisse), unsere Garten- und Baumfrüchte, den wilden Weinstock, den Ginseng und das langhaarige, bei Florida erwähnte Moos (Spanierbart von den Franzosen genannt).

Es läßt sich erachten, daß Länder, in welche Mexikos reiche Gebirgsadern hineinstreichen, nicht an mancherlei unterirdischen Schätzen arm seyn werden, wiewohl dieselben bis jetzt nicht gesucht sind. Manche Nachrichten besagen, es seyen Gold, Silber, Krystalle und andere Edelsteine in Menge vorhanden. Aber worauf gründen diese Nachrichten sich? — Jedoch von einem Theil dieser Landschaften sind dieselben sehr glaubwürdig.

Die in Cinaloa und Sonora oder Neunavarra angesiedelten Spanier hatten endlich im Jahr 1771 die Indier unterjocht, von welchen sie immerdar waren beunruhigt worden. Bei diesem Anlaß wurden manche unbekannte Gegenden näher untersucht und so fand man bei Cineguilla in Sonora eine Ebene von 14 Meilen Umfang, in der man nur einen halben Fuß tief zu graben nöthig hatte, um Gold zu finden. In kurzer Zeit waren 1000 Mark Gold (also 500 Pfund) durch wenige Arbeiter gefunden. Man fand nachmals eine Goldstufe von mehr als 8 Pfund.

Gleich nach dieser Entdeckung ließen sich über 2000 Europäer, und als nachher noch mehr Minen entdeckt wurden, noch mehrere in dieser Gegend nieder.

Man kann übrigens leicht erachten, wie verschiedenartig die Produkte, nach der Gegenden Verschiedenheit seyn werden.

An Ortschaften ist in diesen ungeheuern Länderstrecken kaum etwas zu erwähnen. Die einzigen sind:

Santa Fè, die Hauptstadt, nicht weit von den Quellen des Rio Norte, wo ein Gouverneur und ein Bischof sich aufhalten. Die Stadt soll gut und regelmäßig gebaut seyn, und der Gouverneur 600 Reiter halten.

Sartillo soll ziemlich groß und gut gebauet und sehr reinlich seyn, mit breiten Straßen, schönen Kirchen und öffentlichen Plätzen, ist aber nur mäßig, nicht allein mit Spaniern, sondern auch Indiern, bevölkert. Die hier angesessenen Indier heißen Trascalteguas. Andere Indier kommen aus fernen Gegenden her und bringen Pferde und Felle, wogegen sie Alles eintauschen, was sie zur Kleidung und sonst bedürfen. In den Gärten der Stadt wachsen Feigen, Trauben, Aepfel und die meisten Arten europäischer Früchte.

De Pages reisete aus Louisiana ohne weitere Begleitung, als der eines Negers, nach Acapulco, von wo aus er mit der berühmten Manilaflotte nach Frankreich zurückkehrte. Er schiffte sich auf dem Missisippi in Neuorleans ein, ging aus diesem Fluß in den Rothen Fluß und kam durch verschiedene Indierstämme, die aus dem Besitz des größern Theils dieser großen Landschaften keineswegs noch vertrieben oder unter der Europäer Herrschaft gebracht sind. Diese braven Leute nahmen ihn so gut auf, als sie

nach ihrer Armseligkeit konnten. Die Spanier haben hier, wie in andern Gegenden, ihre Missionen und Presidios, die aber freilich nicht so nahe beisammen liegen, als in Deutschland die Dörfer, denn manche liegen an 200 Meilen von einander entfernt. — Sie sowohl, als die Indier, bakken aus Maismehl eine Art dünner Kuchen, (Tortillas) welcher nebst etwas an der Sonne ausgedörrtem Ochsenfleisch das vorzüglichste Nahrungsmittel dieser Gegenden ausmacht und daher auch Pages einziger Proviant war.

Die spanischen hiesigen Soldaten verwildern in ihren unermeßlichen Wildnissen mit der Zeit beinahe ganz. Sie sollen, wie übrrall im ganzen spanischen Amerika, den Missionen zum Schutz dienen und erhalten dafür täglich 1 Piaster. Sie tragen eine ärmellose Weste, Beinkleider ohne Naht, die wie Ueberziehhosen zugeknöpft werden, lederne Strümpfe und Schuhe, aus welchen Streifen herausgeschnitten sind, damit die Luft einen Zugang habe, und beim Reiten einen Mantel, der fast wie ein Meßgewand aussieht, aber weder Hemde noch Hut. Ein hirschlederner Harnisch, ein Schild, ein langer Haudegen und ein Karabiner sind ihre Waffen.

Die Texas, Texuas in Neunavarra (Ticas) rühmt Pages als eine schöne, große, tapfere und doch gutmüthige Nation und als sehr geschickte Reiter, die mitten im vollen Lauf noch ihr Gewehr abfeuern und damit zu treffen verstehen. — Sie leben in einem schönen fruchtbaren Lande, fern von Strömen und bauen, ihrer wandernden Lebensart ungeachtet, viel Mais. Ein Stück Tuch um die Mitte des Leibes ist ihre ganze Bekleidung.

Die Strecke von St. Antonio bis nach Lareda betrug 80 Meilen. Auf diesem großen Raum waren eben die angeführten Wälder mit stachligen Bäumen und die daselbst genannten Stinkthiere. Lareda liegt am Rio grande, der diesen Namen — der große Fluß — wohl zu verdienen scheint, da er nach dem Missisippi der größte seyn soll, der in den mexikanischen Meerbusen fällt.

Eben so viel Meilen waren es von Lareda bis Sartillo. Er hatte die Bergwerke von Sierra und Laiguana zu seiner Linken gelassen, war durch drei Dörfer der Indier gegangen und erblickte nun zu seiner Rechten den merkwürdigen Caldera, ein an allen Seiten so steiles Gebirge, daß es wie senkrecht zugehauen aussieht. Nur ein einziger Weg führt auf die flache, weide- und quellenreiche Ebene hinauf, in welche sich oben das Gebirge endigt und wohin man vieles Vieh bringt, das, weil der Weg hinauf mit einem Hause versperrt ist, nicht entlaufen kann.

Wie viel Merkwürdiges mag in diesen Gegenden verborgen seyn!

X.

Californien,

welches ehedem vielleicht mit dem gegenüberliegenden Lande von Amerika mag zusammengehangen haben und nur durch eine gewaltige Revolution ist losgerissen worden, bildet eine Halbinsel zwischen dem stillen Meere und dem großen Meerbusen, welcher Mare Vermejo oder Scharlachmeer genannt wird und mit sehr vielen Inseln von verschiedener Größe besetzt ist. Man nimmt die geradlinige Länge gegen 200 Meilen, indessen die Breite selten über 30 Meilen hinausgeht und höchstens an 40 Meilen betragen kann und einzelne Stellen, namentlich gegen die Mitte zu, kaum 15 Meilen betragen mögen.

Die südlichste Spitze ist das Cap Lucas; aber wie weit das Land nördlich hin sich erstreckt, ist zur Zeit nicht zu bestimmen, da die spanischen Missionen, die bis gegen neu Albion hinaufgehen, wohl noch nördlicher hinaufgeführt werden können, oder vielleicht schon geführt sind. Man pflegt übrigens die Grenze zwischen dem südlichen und nördlichen Theil mit dem Flusse Colorado anzunehmen.

Die ganze eigentliche Halbinsel ist ein kümmerliches Felsenland, durch welches sich von St. Lucas an eine Gebirgskette hinzieht, deren einzelne Punkte zuweilen sehr hoch werden. Alles ist todt und öde, die Berge aschfarbig und mit wenig Erde bedeckt, kein beträchtlicher Fluß vorhanden (denn nur 6 Bäche will man auf der Insel angeben, die alle nahe am Meere entspringen, aber es nicht alle erreichen) und Regen, außer vom Junius bis zu Oktobers Ende, nie vorkommend. Wälder, ja Bäume sogar, die weitästig und belaubt da ständen und Kühle und Schatten gewährten, sind nicht da und der Wandrer muß meilenweit umher suchen, ehe er im fast versiegten Bach nur eine Vertiefung findet, wo er mit übelm Wasser seinen Durst stillt, oder sonst eine Regenpfütze mit grünfauligem Wasser antrifft! Und, o wie oft hat er vom Glück zu sagen, eine solche gefunden zu haben!

Die Berge sind zum Theil in einiger Tiefe feucht und weich und man kann mit Aexten Stücke heraushauen. Es läßt sich leicht denken, daß solche Berge keine tauglichen Steine als Baumaterial liefern. In einigen der Berge findet man scheinbare marmorartige Blöcke — eigentlich fest an einandergebackene versteinerte Meermuscheln; andere Berge scheinen ein einziger im Feuer verschmolzener Kiesel, andere enthalten große Haufen Steine, glatt, wie wenn sie durch Kunst polirt wären — und das Ganze ist eine wundersame Mischung von Krusten und Decken, von denen man nicht sagen kann, was sie sind. Welche Aufschlüsse ließen sich hier von einem scharfsinnigen Naturkenner erwarten!

Aber auch die tiefern Gegenden sind steinig und öde, denn die ganze Insel ragt wie ein Felsen aus dem Meere hervor.

Ein so unfruchtbarer Boden bringt nicht so viel hervor, als die Missionen und die Soldaten der Presidios haben müssen, um leben zu können, wiewohl da, wo ein Sumpf nahe ist, Reis, Mais, Baumwolle, Orangen, Trauben, Oliven u. s. w. gebauet werden. Man muß die nö-

thigen Bedürfnisse zuführen. Doch, über die eigentliche Halbinsel nördlich hinaus wird Alles fruchtbarer und milder.

Die Hitze ist außerordentlich, doch weniger auf der Westküste, welche durch Winde erfrischt wird. In der größesten Glut von dem Julius bis in den Oktober, geht frisches Fleisch in einem halben Tage in völlige Fäulniß über; nirgends sieht man einen Grashalm und ist in der zweiten Hälfte des Jahrs durch Regen etwas Grün schnell hervorgelockt, so verbrennt es doch bald wieder.

Das südliche Californien oder Altcalifornien hat fast nichts, als einige Dorn- und Distelgewächse, (Cactus) unter welchen eine Art — die sogenannte Fackeldistel — eine Höhe von 40 F. erreicht und einen mannsstarken Stamm hat. Die Stacheln desselben sind wie die stärksten Nähnadeln, und fällt ein Blatt — ein Balken von 20 F. Länge und 1 F. Breite — auf einen Menschen herab, so würde es ihn schmerzlich tödten. Die Frucht dieses Gewächses hat ein sehr angenehmes Fleisch. Andere Arten desselben sind für die armseligen Californier noch nützlicher, und wenn die Ernte dieser Früchte kommt, mästen sie sich so gut darin, daß sie beinahe unkenntlich werden. Auch die dicksten dieser Bäume sind übrigens so weich, daß man sie mit einem Hiebe durchhauet.

Unter den vierfüßigen Thieren der eigentlichen Halbinsel wird fast allein nur der Tage (Tague) erwähnt, von dem es nicht gewiß ist, ob es eine Art Argali, oder sonst ein Thier ist.

Je weiter nach Norden zu, desto mehr reiche Weiden, Eichen- und andere Waldungen, schöne Garten- und Obstfrüchte, trefflicher Waizenbau, Hirsche, Hasen, Bären, Wölfe, Füchse, Stinkthiere und mehrere Arten aus dem Katzengeschlecht und namentlich der Cuguar (Jaguar) oder sogenannte amerikanische Tiger. Die Missionen unterhalten auch im südlichen Theile viele Pferde des Reisens wegen, aber auch alle übrigen gewöhnlichen Hausthiere Europas, die aber, der dürftigen Nahrung wegen, sehr klein bleiben, In nördlichen Gegenden aber, wo Ochsen und Schafe in

großen Heerden in der Wildniß weiden, verhält sich dies anders.

Des Geflügels soll sehr viel seyn. Man spricht sogar von einer Art Löffelgänsen und selbst von Kolibris, von Rebhünern, die zu Hunderten sich beisammen halten, von Pelikanen, Cormorans und von allen Raubvögeln Europas.

Mancherlei uns noch unbekannte Fische mögen wohl in den Meeren vorhanden seyn. — Auch Perlen findet man am Meerbusen auf Bänken, die nicht über 3 Klafter unter dem hellen Wasser stehen. Ein Dutzend armer Spanier beschäftigt sich mit dieser Fischerei, deren reiner Ertrag an an ein Paar tausend Gulden geschätzt wird.

Man erwähnt selbst Klapperschlangen, Skorpionen, häßliche Spinnen, Kröten, Wespen, Heuschrecken und Ameisen in ungeheuern Schaaren.

Eine Art Thon wird steinhart an der Luft — eine Wohlthat zum Bauen. — Bergwerke hat man zwar da und dort angefangen, auch einiges Silber gefunden, aber mit schlechter Ausbeute, wiewohl schon an 400 Bergleute beschäftigt wurden.

Die Ortschaften sind entweder Missionen, deren man 15 in Altcalifornien rechnet und 10 in Neucalifornien, oder Presidios. Jede Mission besteht aus zwei Geistlichen, die ein eigenes Haus bewohnen, in dessen Nähe die Magazine für Nahrungsmittel, Kleidungen u. s. w., die Arbeitshäuser zur Verfertigung der Decken und Tücher, worin die bekehrten Indier gekleidet werden, nebst der Kirche sich befinden. Alles ist aus Backsteinen gebaut und mit Stroh gedeckt. Dicht daneben liegt denn das Dorf der Indier, bestehend aus elenden, 4 F., höchstens 10 F. hohen, und 6 F. Durchmesser haltenden Hütten, welche aus mit Weiden durchflochtenen Stangen gemacht sind, die mit Laub und dürrem Grase oder Binsen überlegt werden, in der Spitze eine Oeffnung und einen kaum zum Einkriechen hinreichenden Eingang haben. Bei jeder Hütte ist ein Platz für Küchengewächse, Hünerzucht u. s. w. In einigen

Gegenden trifft man auch kleine viereckige, aber ebenfalls schlechte Häuser.

Wie traurig bevölkert das Land seyn mag? — In allen Missionen fanden sich 1767 nur 12000 Menschen. Ein Missionar war fast 400 Stunden gereist und hatte nur 13 Dörfchen getroffen, die von Indiern bewohnt waren. Auf Altcalifornien mögen 4 bis 5000 von dieser Menschenzahl kommen.

Die Missionen führen die Aufsicht über die Indier, die nach einem mit der Glocke gegebenen Zeichen zur Kirche, zur Arbeit, zum Gebet, zum Essen, sich einfinden müssen, welches in einem Brei von geröstetem und ohne alle Zuthat bereiteten Gerstenmehl besteht, wovon jede Familie ihre bestimmte Portion bekommt. — Die Männer pflügen, graben u. s. w., die Weiber besorgen den Haushalt, spinnen und weben Wolle, rösten Gerste und mahlen sie auf Handmühlen.

Die Presidios oder militairischen Posten liegen am Meere, da, wo Landungsplätze sind und bestehen aus einem länglichtviereckten Erdwall, die eine Kirche mit den Gebäuden für die Soldaten in sich schließt, welche sich für den jährlichen Sold von 217 Piaster alles selbst verschaffen müssen, und daher Viehzucht und Getraidebau treiben, sich auch häufig mit den Eingebornen verheirathen. — Die Gebäude haben keine Fenster und der Soldaten mögen in einem Presidio an 30 seyn. Die sämmtliche Zahl der Soldaten mag sich auf etwa 300 — sämmtlich Kavallerie — belaufen. Ihre Bestimmung ist der Schutz der Missionen.

In Altcalifornien erwähnt man

St. Joseph del Cabo am Vorgebirge Lucas als die wichtigste Mission, wo man von der Fahrt von Manilla nach Acapulco anhält, um Erfrischungen einzunehmen.

Loretto, ein Presidio am Meerbusen.

In Neucalifornien sind außer den 10 Missionen 4 Presidios, worunter

Monterey der wichtigste Ort vielleicht im ganzen Lande ist und 63 Mann Besatzung hat, die allerlei Gewerbe treiben. Der Gouverneur von ganz Californien hat hier seinen Sitz.

Da und dort gibt es Pueblos oder Dörfer für alte ausgediente Soldaten, die nicht Lust haben, ins Vaterland



... Californien unweit Monterey.



zurückzugehen, und daher ein Stück Land und Geräthschaften zum Anbau desselben erhalten.

Von den Eingebornen

läßt sich nur wenig sagen. Sie selbst nennen sich Monquis; die südlichen besonders heißen Edu, auch Pericues, die zahlreichern nördlichen Caymones oder Quimoes, und wo ihrer nur 1000 einmal zu einer Mission gehören, so theilen sich auch diese wenigen noch in zehn und noch mehr Stämme.

Die Californier werden allgemein, nicht blos von den Missionaren, sondern von allen Reisenden, als äußerst stumpfsinnige Menschen geschildert, die in ihrer ursprünglichen Eigenthümlichkeit auf dem dürftigen Boden hungrig und kümmerlich da und dort umherstreifen. Die Missionen thun Alles, um sie diesem elenden Leben zu entreißen — ob sie dieselben übrigens auch, wie in Neumexiko häufig geschehen, eben so zur Bekehrung mit Schlingen eingefangen haben, wie die Ochsen zum Verkauf, wollen wir nicht erörtern.

Der Californier ist von mittlerer Größe und der im nördlichern Lande häßlich an Bau und Gesicht. Die südlichen haben vorzüglich schwarze Zähne und straffes, kohlschwarzes Hauptgaar, aber sehr wenig Bart. Die an der Nase liegenden Augenliederwinkel sind nicht zugespitzt, sondern bogenförmig rund. — Die Nation trägt sich sehr gerade und ist sehr gelenkig und gewandt. Sie sind besonders tüchtige Fußgänger und heben mit den Zehen fast so fertig, wie wir mit den Fingern, Steine, Holzstückchen u. s. w. auf.

Ihre Sprache ist höchst dürftig, und für alle geistigen und abgezogenen Begriffe haben sie kein Wort, denn sie haben keine Vorstellung davon; ja sie haben keinen Ausdruck für Tod, Wetter, Kälte, Hitze, Regen, Freund, Jungfer, Friede, Ehe u. s. w., geschweige denn für: Gott. Man kann also denken, welch ein Geschäft die Bekehrung solcher Menschen seyn müsse. — Der Anfang des Vaterunsers heißt nach ihrer Hauptsprache:

„Unser Vater, gebogene Erde (Himmel) du bist!“ Den Missionar nennen sie: „der sein Haus im Norden hat“; den spanischen Hauptmann: „wild“ oder „grausam“; den Wein: „böses Wasser“. Der Californier kann nur bis 6 zählen, manche gar nur bis 3; was darüber ist, heißt viel oder unzählbar.

Sie sind eben so faul, als unreinlich und zur Undankbarkeit, zum Trug und Diebstahl geneigt. In den Missionen müssen die Männer häufig mit Stockschlägen, die Weibspersonen aber mit der Ruthe, zum Arbeiten angehalten werden. — Die Missionare haben auch am liebsten Kinder, Mädchen und Frauen in die Missionen aufgenommen. Die erstern nicht blos, weil sie am leichtesten zu ziehen sind, sondern auch gleichsam als Geißel, weil diese blödsinnigen Menschen, die oftmals die Paters ermordeten, doch große Liebe zu ihren Kindern haben.

Sie stellen sich zuweilen todtkrank und lassen sich vom Pater die letzte Oelung geben, um nur nicht zu arbeiten. Einer wollte sogar einen Sterbenden spielen; da er aber nie einen Sterbenden beobachtet hatte, ahmte er dem sterbenden Vieh durch Hervorstrecken der Zunge u. dergl. nach. Eben um ihrer Faulheit willen sind sie auch so unflätig und sie essen nicht nur ihr Ungeziefer, sondern die Körner der Fackeldistel oder der Pitahajas im Wortverstande zweimal.

Sonst führten sie häufige Kriege mit Bogen und Pfeil, mit welchen sie auch die Hirsche erlegen. Die Unbekehrten haben noch keine Hütten, sondern schlafen im Freien oder in einer Höhle. Ein scharfer Stein vertritt die Stelle des Messers, ein spitzes Holz oder Knochen dient zum Ausgraben der Wurzeln, eine Thierblase zum Wassergefäß, eine Schildkrötenschale als Wiege und Korb, und ein Ränzel von einem Thierfelle, oder ein aus Aloefasern gestricktes Netz, befaßt ihr ganzes Geräth.

Alles, was sich zermalmen läßt, gilt als Nahrungsmittel — Wurzeln und Blätter, Schlangen, Eidechsen und Mäuse u. s. w. An eine Kochkunst ist kein Gedanke.

Für den Unterhalt ihrer Kinder sorgen sie auch nur so lange, als bis diese Wurzeln graben und Mäuse fangen können.

Ihre Kleidung sind ein Paar Felle um die Lenden oder ein Schurz von Binsen. Zu Zeiten bemalen sie sich auch roth und gelb. Ehedem waren die Nasenknorpel durchbohrt, um Holz hineinzustecken — jetzt nur noch die Ohren. Die Getauften tragen flanellene Hemden. Die wollenen Zeuge weben die Weiber selbst und sie sind sehr gut gewebt; nur sind sie nicht gewalkt.

Sie sind sehr feige und vor ein Paar elenden Soldaten flieht ein ganzer Haufe.

Auch dieses Volk, wiewohl ohne allen Begriff von Gott, hat dennoch Zauberer, die, wie überall, auch Aerzte sind. Diese sind bei ihren Beschwörungen und Krankenheilungen mit großen Mänteln von Menschenhaaren bekleidet und haben eine ungeheure Peruque von demselben Material. Sie verstehen Blut zu lassen und zu schröpfen, welches mit scharfen Steinen geschieht.

Es ist merkwürdig, daß die Californier so mancherlei Aehnlichkeit mit den Südinsulanern haben, z. B. bei Krankheiten und beim Absterben eines Verwandten, ein Glied von dem kleinen Finger der rechten Hand ablösen, oder mit Heulen und Weinen den Kopf mit scharfen Steinen zerfetzen. Auch haben sie Morais oder Begräbnißplätze für ihre Todten, um welche sie lange klagen und als Trauer den Leib schwarz bemalen. — Ein Paradies sollen wenigstens einige Wilden mitten im Meere angenommen haben, wo die Auserwählten sehr kühl säßen. (Man sieht, daß sie den Brand ihrer Sandwüsten wohl empfinden.) Die Hölle sey in Bergklüften.

Sonst heiratheten sie mehrere Weiber und selbst zwei Schwestern zugleich. Der Ehebruch war selten.

Gott weiß, sagt ein Missionar, wie viel tausend Meilen ein Californier, der 80 Jahr alt geworden, umhergestreift hat. Viele verändern wohl in einem Jahr an 100 mal ihr Nachtquartier. Wo sie die Nacht überfällt, nehmen sie ihr Lager und ihre schwarzbraune abgehärtete Haut

dient statt Rock und Mantel. — Und doch ist dieses armselige Volk gesund und stark; es lebt sein Leben unter Plaudern, Lachen und Scherzen dahin, unter welchem es einschläft und mit welchem es aufwacht.

Auch Spiele haben sie. Einer nimmt ein Stückchen Holz in die Hand und verbirgt mit tausend Grimassen, wo das Holz ist. Der andere paßt auf. Wer es errathet, bekommt eine Glasperle. Die Unbekehrten spielen auch wohl um die Gunst der Weiber.

Die Bekehrten werden von den Missionaren in scharfer Zucht gehalten und in Abwesenheit der Männer die Weiber und Mädchen über 9 Jahr, die nun schon einen Gürtel tragen, eingeschlossen. Sie täuschen dennoch ihre Aufseher und kommen dann, wenn es entdeckt wird, in den Stock. Die entlaufenen Männer werden tüchtig durchgeprügelt. Man holt sie mit ein Paar Soldaten mitten aus einem Haufen ihrer Landsleute heraus, zu welchen hin sie geflüchtet sind.

XI.

Altmexiko oder Neuspanien.

Dieses köstliche und an allen Arten Schätzen sehr reiche Land ist in seinem großen Flächenraum, der dem der vereinigten Staaten vielleicht gleich kommt, noch nicht bestimmt.

Das ganze Land wird von dem mächtigsten Gebirge der Erde, den hohen Cordilleras, durchzogen, deren Gipfel zum Theil mit ewigem Schnee bedeckt sind und die, einer großen Zahl nach, aus furchtbaren Vulkanen bestehen. Sie theilen das ganze Land in zwei ungleiche Theile, von welchen der tiefere östliche sumpfig und ungesund und häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzt ist.

Die Vulkane haben je und je furchtbare Verheerungen in diesen Erdgegenden angerichtet. Noch im Jahre 1760 wurde in der Provinz Meckocoan in einer Nacht ein Vul-

kan von 1500 F. Höhe aus dem Boden emporgehoben, an dem noch in neuesten Zeiten an 2000 Dampflöcher im Gange waren. Dies ist der jetzige Berg Yuruio. Einige dieser Vulkane speien Salmiak, andere Schlamm und Wasser.

Merkwürdig ist die große Strömung im Meerbusen von Mexiko, der vielleicht durch das Eindringen des Weltmeers von Osten her entstanden seyn mag. Die durch die Umschwingung der Erde und durch die stets wehenden Ostwinde anwachsende Wassermasse hat sich einen Abfluß verschaffen müssen und ihn zwischen Ostflorida und Cuba, und weiter hin durch die Bahamainseln, erhalten. Dadurch entsteht eine mächtige Strömung von Süden nach Norden, die sich bis Terre Neuve nördlich fortsetzt und sich durch ihren viel schnellern Lauf, durch ein indigblaues Wasser und durch die viel lauere Temperatur sattsam vom übrigen Seewasser unterscheidet. Sie ist unter dem Namen der Golfstrom den Seefahrern bekannt und nicht selten auch gefährlich.

Unter den großen Flüssen, die auf dem Rücken der Cordilleren entspringen, fließen viele in den Meerbusen, einige münden aber auch im stillen Meere. Unter den vielen und bedeutenden Landseen verdienen der Nicaragua, der Chapallan, vorzüglich genannt zu werden. Der erstere fängt wenige Stunden von der Südsee an, geht durch das Land durch und ergießt sich mit dem Fluß St. Juan ins Meer.

Klima und Boden sind unübertreflich. Die Hitze des erstern wird durch die Seeluft, durch Westwinde und den nächtlichen Thau gemäßigt. Die Erscheinungen unserer Winter sind hier unbekannt. Der hiesige Winter besteht in den kühlen Nächten vom November bis Februar, die dem Europäer so angenehm sind. An gewaltigen Stürmen und Gewittern und an Erdbeben fehlt es aber freilich auch nicht. — Am wenigsten fruchtbar ist die östliche Küste — aber auf dem übrigen Boden erntet man verschiedene Früchte in einem Jahre zwei und dreimal.

Wilde Thiere, eine Art Wölfe, den Cuguar und Ozelot, wilde Katzen und Hunde; auch Hirsche, Hasen, Faulthiere, Ameisenbäre, Stachelschweine, Meerkatzen u. s. w. bewohnen Wald und Ebene, und die europäischen Hausthiere haben sich in unglaublicher Anzahl vermehrt, denn mancher Landeigenthümer hat an 5000 Stück Rindvieh und an 40,000 Schafe und ein treffliches Pferd gilt nur 15 Thaler.

Die ganze Naturgeschichte der Säugthiere liegt hier noch sehr im Dunkeln. Es mögen mancherlei Thiere des nördlichen und südlichen Amerikas sich finden und manche Arten, die noch kein Reisender beschrieben hat.

Der Vögel sind, von den großen Geiern und Adlern und andern Falkenarten an bis zu dem kleinen Kolibri, sehr viele, meistens prächtig gefiederte, unter welchen eine Menge von Papagaien, der Spottvogel (eine Drosselart, die die Stimmen anderer Vögel nachkünstelt) u. a. m. sich finden.

Daß diese warmen Gegenden ihre Schlangen, Eidechsen u. s. w. und die Gewässer eine große Fischmenge, aber auch Kaimans, enthalten, ist nicht noth zu sagen. Besonders häufig ist an der Küste Manta *) eine nicht hinlänglich noch beschriebene Art Rochen, der sich auf die Perlenfischer im Meere herabsenkt, diese Unglücklichen mit seinen flügelartigen flachen Seiten, wie mit einem Mantel, umwikkelt und erdrückt.

Unter den übrigen Seethieren erwähnen wir der Purpurschnecke an den Küsten von Guatimala, die an Größe und Häuserbau unsern Gartenschnecken gleich kommt. Die Indier zwingen dieses Thier durch einen Druck, den färbenden Saft von sich zu speien und setzen es dann wieder an seinen Ort (Andere tödten aber auch die Schnecken). Die Farbe ist anfangs sowohl, als die damit gefärbten Faden,

*) Die Küste heißt Manta, aber der gefährliche Rochen führt selbst diesen Namen, da er schwimmend einem ausgebreiteten wollenen Mantel ähnlich sieht.

milchig, dann grün und endlich purpurroth und ihrer Seltenheit wegen so theuer, daß nur die reichsten Leute damit gefärbte Kleider tragen können.

Wichtiger für den Reichthum des Landes ist die Cochenille, die hier eigentlich zu Hause ist und auf mehrern Arten Cactus oder Nopal, namentlich auf der bekannten indischen Feige, lebt. Man legt weitläuftige Pflanzungen Nopal an, trägt die trächtigen Weibchen auf die Blätter der Pflanzen und macht den Thierchen sogar kleine Nester von Heu oder Moose. Diese Mütter bevölkern nun die ganze Pflanzung. Man sammelt jährlich dreimal und der Ertrag dieser Sammlungen mag leicht an 1 Million Pfund hinaufgelaufen seyn, welche eine Einnahme von mehr als 9 Millionen Thaler geben.

Merkwürdig ist eine Sumpffliege im mexikanischen See, die ihre Eier in ungeheurer Menge an die Binsen legt, welche man abnimmt und als eßbaren Caviar verbraucht.

Die bedeutenden Erzeugnisse des Pflanzenreichs sind überaus mannigfaltig, zumal da die Europäer nicht nur die edelsten Früchte ihres Erdtheils, sondern selbst Ostindiens Kokospalme, hierher gebracht haben, welche sämmtlich aufs köstlichste gedeihen, so wie auch unser Weitzen sehr guten Ertrag gibt.

Man findet mehrere Färbehölzer, den Gummi, Guajak, Jalappen und Kalebassen und den seiner kostbaren Frucht wegen hochgerühmten Aquacatebaum, den Manguei, den Chinabaum. — Man baut Wein, Reis, Baumwolle, Taback, Indigo, Roucou, Manihot, Zuckerrohr; Ananas finden sich in Menge. Der Cacaobaum erreicht in 5 Jahren seine Vollständigkeit und gibt jährlich an 3 Pfund Bohnen. Wie stark muß der Anbau dieses Baumes seyn, da die Provinz Mexiko allein jährlich an 100,000 Zentner Bohnen liefert. Auch die Einnahme von der Vanille ist nicht unbedeutend. Beide Gewächse wachsen aber auch in angrenzenden Ländern Südamerikas.

Manche Seltenheiten des hiesigen Pflanzenreichs sind uns entweder zu wenig bekannt, oder zu umständlich zu beschreiben.

Ein Hauptprodukt hiesiger Länder und schon in Neumexiko sehr wohlthätig ist die amerikanische Aloe — eine Agave, die man hier zu Verzäunungen braucht, wozu sie, ihrer großen Stachelblätter wegen, taugt, nicht zu rechnen, daß ihre duftenden schönen Blumen 3 Monat dauern; aus deren Blätter man Garn und Zwirn, selbst zu Hemden und aus deren Blumenstielen man Balken und Sparren zu Häusern macht, indessen die dürren Blätter auch als Schindeln und die Stacheln als Nägel dienen. — Aus einem unter der Blätterkrone abgehauenen Stamm gewinnt man in 6 Monat 2000 Pfund Saft, der, in Gährung gebracht, den leichten Aloewein gibt, wovon Mexiko allein an 64 Millionen Pfund verbraucht.

Die Eingeweide der Erde enthalten nicht nur Edelsteine, sondern der Diamant selbst soll je zuweilen vorkommen. Entschieden aber ist der Reichthum edler und unedler Metalle. Die Bergwerke einzelner Privatbesitzer geben zuweilen über eine Million Thaler Ausbeute. Man hat eine Nachricht, der zufolge von 1745 an in 20 Jahren fast 154 Millionen Ausbeute an Gold und Silber erhalten wurde. — Auch die Reichthümer an Quecksilber sind nicht unbedeutend, wiewohl nicht mehr so groß, als einst.

Mexiko wurde sonst durch einen königlichen Statthalter regiert. Sind die neuesten Nachrichten richtig, so steht es jetzt auf dem Punkt, sich eben sowohl, als die vereinten Staaten, zu einem Freistaat zu erklären. Es scheint wenigstens eben sowohl, wie das südliche spanische Amerika, in Arbeit zu seyn.

Man hat bisher das Land in 3 große Provinzen oder Audiencias, in Guadalaxara, Mexiko und Guatimala, abgetheilt.

Kommt man von der Seite von Neumexiko, so liegt am Fuße des Gebirges der ansehnliche Ort Nostra Senora di Guadelupe, von welchem aus eine Wasserleitung und eine 100 F. breite Chaussee

zur Hauptstadt führt, die keine Meile weit entfernt ist. Von den drei andern Weltgegenden her führen ähnliche Straßen zur großen Hauptstadt. — Kommt man von Vera Cruz nach dieser Stadt, so bilden, noch 40 franz. Meilen von derselben entfernt, die rauhen Gebirgsreihen durch Annährung oder Entfernung von einander liebliche Thäler, durch welche ein gut unterhaltener Weg zur Hauptstadt führt.

Diese Hauptstadt Mexiko ist eine der ersten Städte der Welt, und liegt noch an demselben Platze der ehemaligen Stadt, auf den Inseln eines großen Morastes, in einem Thale, das durch hohe Gebirge eingefaßt ist und die beiden großen Seen von Chalco und Tezuco umschließen, die ein Hufeisen bilden und durch einen Kanal zusammenhangen. Diese Seen sind nebst mehrern kleinern durch die Menge der Flüsse und Flüßchen gebildet, die von den Gebirgen herabkommen. Die beiden großen Seen halten etwa 18 Q. M. Fläche, nehmen aber immer mehr ab, seitdem man mit dem Aufwand von mehr als 6 Mill. Thaler das ganze Gebirge Sincoq durchbrach und den Seen, deren Ueberschwemmungen vernichtend werden konnten, einen Abzug in den Montezumafluß verschaffte.

Die Stadt ist zuerst bei ihrer Eroberung 1521 zerstört, dann nach der Verwüstung durch Ueberschwemmung des Jahrs 1629 auf einem höhern Grunde erbaut, bei dessen Legung Tausende der armen Eingebornen ihr Leben zusetzten. Sie liegt, ein völliges Viereck, längs des Sees, ist mit vielen Kanälen durchschnitten und die Häuser ruhen auf Pfahlwerk.

Ihr Umfang von 3 deutschen Meilen, ihre schnurgeraden, rechtwinklich durchschnittenen Straßen, ihre netten, wiewohl nicht hohen Häuser, ihre Bevölkerung mit 150,000 Menschen, (größtentheils Neger, Mulatten, Mestizen) die herrlichen Alleen, das milde Klima, die großen Seen, die hohen mit Schnee bekränzten Gebirge, die umliegenden zahlreichen Dörfer der Indier — Alles macht die Stadt schön und interessant.

Der Pallast des Vicekönigs, der Sitz des Erzbischofs, die Universitätsgebäude, die 20 Kirchen, deren prächtigste der Dom ist, die Münze, worin man jährlich 14 Mill. Piaster prägt, die Menge der Klöster (55) und der Gasthöfe, in welchen sich aber, wie im Mutterlande, der Reisende selbst Meubles und Lebensmittel schaffen muß, die schon angeführte Wasserleitung, die alle Häuser versorgt, und sehr angenehme Spatziergänge, müssen erwähnt werden, eben sowohl, als die Bergbauschule, der botanische Garten, die Akademien der Künste, aber auch die vielleicht nicht mehr bestehende menschenfeindliche Inquisitionsanstalt, wo innerhalb vier Mauern von unten auf zu heizende Oefen angelegt waren, auf welche die Juden zum langsamen Verbrennen geworfen wurden.

Ein solches Schauspiel gehörte sonst, vielleicht noch jetzt leider, eben so zu den Vergnügungen, als Hahnen- und Stiergefechte, bei welchen große Wetten gemacht werden, und als ein hohes Karten-

spiel. — Silber wird selbst zum Beschlagen der Kutschenräder verwendet. — Die Pracht der Kirchen, deren Dächer und Balken zum Theil mit Gold überzogen sind, ist vorzüglich groß und in der silbernen Lampe des Doms haben drei Leute, die sie reinigen, zu gleicher Zeit Platz. Die äußern Verzierungen daran, Löwenköpfe u. s. w. sind von massivem Gold. Eine ganze Straße hat lauter Gold- und Silberarbeiter, eine andere lauter Seidenhändler. Die Tobacksfabrik beschäftigt 7000 Menschen.

Welch ein Reichthum muß in einer Stadt zusammenfließen, die der Centralpunkt des Handels zwischen Amerika, Ostindien und Spanien ist. Schnüre von Perlen und Edelsteinen trägt selbst der Mittelstand an Hut und Arm. Alles, nur der Sklav nicht, kleidet sich in Seide. Aber die höchste Armuth und die liederlichste Ausschweifung stehen dicht neben dieser Ueppigkeit, wie überall, so auch hier.

Merkwürdig sind die schwimmenden Gärten auf den Seen. Ein Geflecht von Weiden und zähen Wurzeln bedeckt man mit Erde und bepflanzt es mit Blumen und Gesträuch und herrlichen Kräutern, die täglich durch Fahrzeuge zur Stadt gefahren werden Auf größern Gärten hat man auch einen schattenreichen Baum oder eine Hütte gegen Sturm und Regen. Ein oder zwei Kähne oder Boote bringen den Garten auf jede beliebige Stelle des Sees.

Mauern und Thore hat die große Stadt nicht, aber ein Fort, das sie deckt. Landhäuser und Paläste liegen in Menge nebst mehrern Klöstern umher.

Acapulco, ein unbedeutender Flecken an der Südsee, aber mit einem unübertrefflichen, für mehrere 100 Schiffe geräumigen Hafen, den ein Fort mit 42 Kanonen deckt. Der hintere Theil ist mit hohen, zum Theil vulkanischen Gebirgen bekränzt, daher auch die Erdbeben hier fast alltäglich sind. Die Einwohner sind größtentheils Neger und die Häuser elende Hütten. — Aber welch ein Leben und welch ein Reichthum sind in dieser Stadt zur Zeit der Messe, wo die alte und neue Welt ihre Reichthümer gegen einander austauschen,

Es kommt nämlich jährlich im December die große Manila Galiote von 1200 Tonnen und bringt ostindische Waaren, namentlich Waaren von den Philippinen — Gewürze, Perlen, Goldstaub, seidene und baumwollene Zeuge. Bei einer solchen Hin- und Herfahrt verdient der Kapitän an 40,000, ein gemeiner Matrose aber oft an 1000 Piaster. Zu gleicher Zeit kommt auch ein Schiff aus Lima mit Silber, Quecksilber, Cacao — ohne was andere Kauffahrer bringen. So entsteht denn hier auf 4 Wochen ein lebhaftes Verkehr, nach welchen wieder eine Todesstille eintritt

Tlascala, eine große schöne Stadt mit 50,000 Einwohnern, wo ungemein viel Arbeiten in Zeug, Gold, Gewehren u. s. w. gefertigt werden. — Als Hauptpunkt der Betriebsamkeit ist aber das nahliegende Puebla de los angelos noch wichtiger, wiewohl es nur 10,000 Einwohner hat. Hier findet sich die einzige Glashütte des

Reichs, nebst Tuch=, Zeug= und wichtige Hutmanufakturen. Sie liegt zwischen hohen Gebirgen.

Vera Cruz liegt zwischen unfruchtbarem Triebsand, der nach Norden, und zwischen Morästen, die nach Westen hin sich finden, und die Küste ist mit Baumstämmen, die der Missisippi herbeitreibt, besetzt. Von den Sandwirbeln, die der Wind von Norden her herbeiweht, werden oft alle Häuser durchdrungen und das Athmen um so mehr erschwert, da der Sand trocknes Salz mit sich führt. Die Stadt ist schlecht gebaut, auch nicht groß und hat höchstens 8000 E., die als eben so träg als stolz geschildert werden; auch lebt man hier sehr eingezogen — kirchliche Aufzüge, der Besuch eines Kaffeehauses und Stiergefechte sind die einzigen Unterhaltungen. Aber es sammeln sich hier alle Schätze des wildern Amerikas und die Reichthümer Mexikos werden von hier aus in die alte Welt verfahren, so wie die Waaren der letztern von hier wieder in die neue Welt gehen. Alle zwei Jahre ist die Stadt besonders lebhaft, weil dann (sonst) die spanische Flotte aus Cadix kommt und Europas Waaren bringt und zur Rückfracht amerikanische mitnimmt. Diese Messe dauert zuweilen ein halbes Jahr, und der gröste Theil der jährlichen Ausfuhr (fast ohne Gold und Silber an $4\frac{1}{2}$ Mill. Thaler angenommen) geht wohl von hier aus. Die europäischen Waaren gehen von hier nach Xalapa und von dieser Stadt aus durch ganz Mexiko.

Auf der großen Halbinsel Yucatan liegt Francisco di Campeche an dem Busen gleiches Namens, eine schlechte, wiewohl von Stein erbauete Stadt, die auch nur 3000 E. hält, nicht mitgerechnet das von 1000 Indiern bewohnte Dorf, welches die Vorstadt bildet; aber der bedeutende Handel mit dem bekannten Färbeholze macht die Stadt wichtig. — Die Gewässer an der östlichen Küste dieser Insel bilden die Hondurasbai. Einst, vielleicht noch jetzt, waren hier viele Engländer angesiedelt, das Holzfällen zu betreiben — einzelne Holzfäller hatten sich im Anfang der Entdeckung ein Vermögen von mehr als 150,000 Thaler erworben.

Im Süden dieser Bai liegt die ziemlich menschenleere Landschaft Honduras und dicht an der Campechebai die Landschaft Tabasco, von woher der erste Taback kam.

Guatimala lag zwischen zwei Vulkanen, deren Einer große Wasserströme, wie der Andere Feuerströme, ausspie, und also äußerst gefährlich. Im Jahre 1773 tobten beide Berge mit Feuer und Wasser furchtbar, auch drang das Meer beim Erdbeben über die Ufer ein. Nach 7 schrecklichen Tagen öffnete sich ein Schlund und die Stadt mit 40,000 Einwohnern sank in den Abgrund. — Neu Guatimala liegt 4 Meilen von der alten Stelle.

Die Einwohner

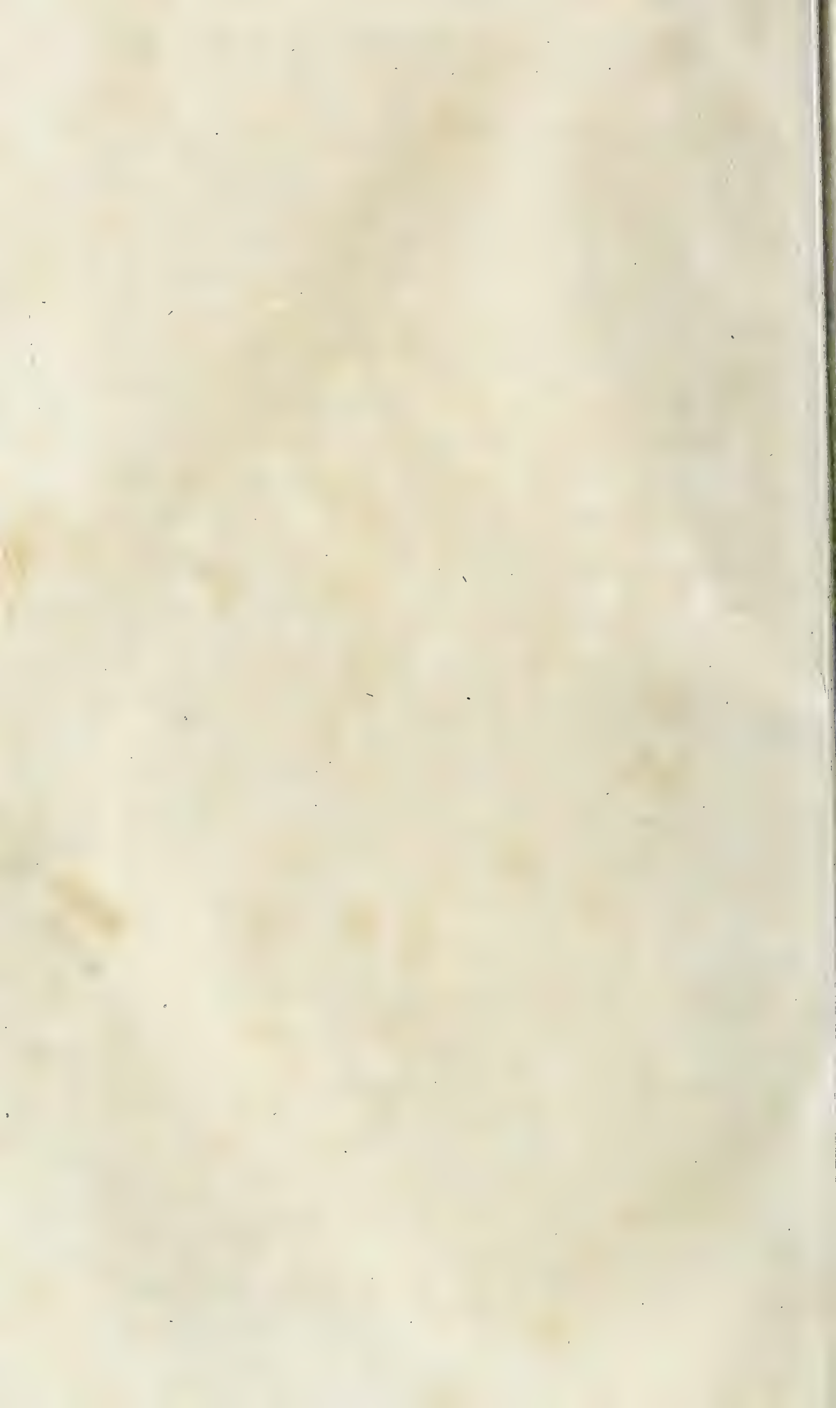
nach ihrer Zahl zu schätzen, ist wohl ein sehr mißliches Wagstück; doch spricht man von 2 Millionen Indiern und von 1 Million Spanier und Abkömmlingen von Spaniern — Mulatten, Mestizen und Negern. Auch die letztern sollen meistentheils freie Leute seyn.

Der Spanier lebt hier stolz, herrisch und prächtig und die armen Indier sind despotisch unterdrückt, um so mehr, da sie überaus sanfte, und wie es scheint, auch weichliche Menschen sind. Sie müssen oft 8 Meilen von ihren Dörfern Frohndienste thun. Sie sind von angenehmen mittelmäßigem Wuchs, fast olivenfarbig, die Weiber aber, die viel weißer sind, fast durchgängig schön, mit dunkeln Augen und glänzend schwarzen, langen, festen Haaren. Ihre Sinne sollen sehr scharf seyn und ihr Alter oft an 100 Jahre hinaufreichen.

Züge von Herzensgüte, von Gerechtigkeit und Gastfreundschaft sollen nicht selten unter ihnen vorkommen, wiewohl es bei einem unterdrückten Volke, das argwöhnisch gemacht ist, auch an Lug und Trug nicht ganz fehlen wird. Auch in neuesten Zeiten hat der harte Druck noch nicht aufgehört, mit welchem diese Armen geängstet werden, zumal von den Unterbedienten, die in ihrer tiefen Unwissenheit *) noch immer zum Theil in dem Wahn stehen, als ob die Indier noch von alten Zeiten her Gold und große Schätze

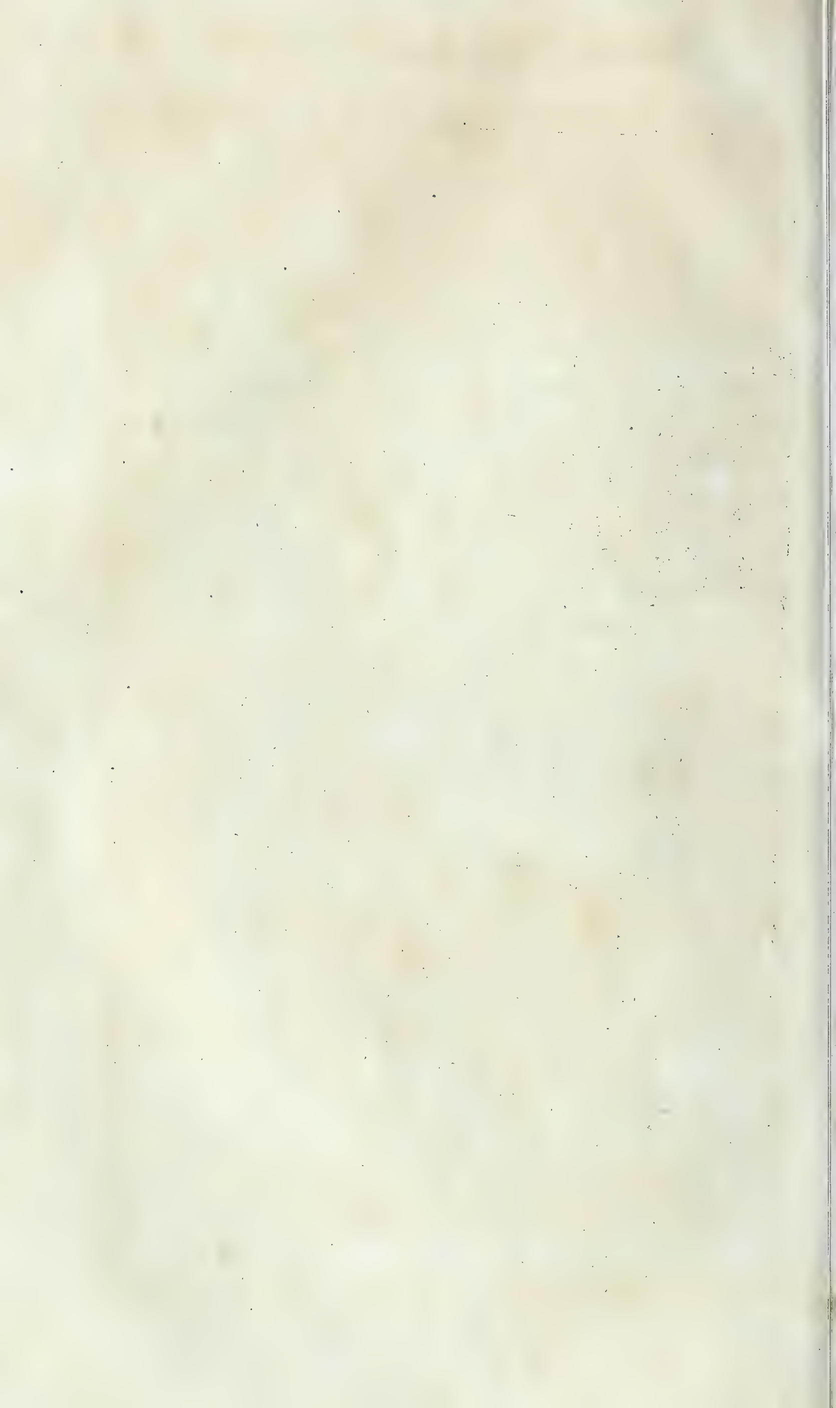
*) Wir lassen es dahingestellt, ob die Unwissenheit der Geistlichen und Oberbeamten noch heutiges Tages so ganz arg ist, wie in vormaligen Zeiten, wo der Oberrichter, der zwei entgegengesetzte Fälle auf ganz gleiche Weise entschied, aufmerksam darauf gemacht, bei allen Heiligen schwur, er wolle die lutherischen Engländer, die Hunde, alle verbrennen lassen, kämen sie wieder nach Neuspanien; denn sie hätten ihm die Bücher des Pabst Justinian gestohlen, aus welchen er die zweifelhaften Fälle entscheide. — Die Geistlichen dort waren dem Spiel, Trunk, Fluchen u. s. w. ergeben, trugen unter den Kutten pomeranzenfarbige Strümpfe und Beinkleider und schürzten sich hoch auf, daß Jeder ihren Anzug sähe. — Vielleicht bessern die neuesten Zeiten Vieles. Vielleicht!







Mexikaner.



verborgen hielten, da sie doch oft nicht einmal von einem Goldstück einen Begriff haben und in mancher ansehnlichen Dorfschaft ein Goldstück gar nicht zu verwechseln ist.

Mit den kärglichsten und schlechtesten Nahrungsmitteln fristen diese Unterdrückten in einem so reichen Lande ihr Leben, wiewohl sie höchst treu und arbeitsam sind und die beste Pflege verdienten. Hätte sie die ewige Güte nicht mit den bei Californien beschriebenen Fackeldisteln und ähnlichen Cactusarten und mit der Agave versehen, deren geistiger Saft (die Pulche) sie zuweilen aufheitert, wie wollten sie bestehen? — Die Aemter, die ihnen in den Ortschaften als Alkaden (Richter) aufgetragen werden, verrichten sie mit hoher Treue und Gewissenhaftigkeit, wiewohl sie nichts davon haben und ihnen hier in ihrem eigenen Lande, in welchem sich alle Thiere so unglaublich vermehren, ein Huhn so etwas köstliches ist, daß die ganze Familie Theil daran nimmt, wo Jemand so glücklich ist, eins zu erhalten. Sie sind nicht ungeschickt zu Künsten und vor allen zeichnen sich darin die Indier der Provinz Chiapta aus, welche sogar Maler und Tonkünstler haben.

Nicht alle Indier sind so sehr unterjocht, wie diese, die vielleicht auch in kurzer Zeit verschwunden seyn werden. Noch leben in Gebirgen und in unzugänglichen Gegenden Stämme, die sich nicht unterdrücken lassen und den Spaniern oft zeigen, daß sie noch keineswegs die unbestrittenen Herren dieser Länder sind. Die Spanier selbst haben ihnen den Namen der tapfern Indier (Indianos bravos) beigelegt.

Auch die ältern Mexikaner bestanden aus verschiedenen Nationen, die unter dem Kaiser von Mexiko standen und oft ihm nur mit Widerwillen unterworfen waren, da er, fast wie ein Sultan des Morgenlandes, ziemlich despotisch regierte. Die Mexikaner waren kein rohes Volk mehr, als sie von den Spaniern unterjocht wurden, sondern ein ziemlich kultivirtes, dessen Kaiser seine Palläste, seinen prächtigen Hofstaat (selbst Hofnarren, wie man vorgibt) und große Einkünfte aus Bergwerken, Salzbrunnen, Abgaben und Geschenken hatte. — Unter den Regenten stan-

den die Caziken als Vasallen, und die höchsten unter denselben wählten jedesmal den Monarchen, wobei sie zunächst auf kriegerische Tapferkeit sahen. — Diese Vasallen waren von verschiedenem Rang und von ihnen hing das Volk ab, dessen unterste Klasse nicht besser, wie Sklaven, waren, die Ackerbau trieben und ohne Weiteres von ihrem Herrn getödtet werden durften. Andere den Hausdienst versehende Sklaven hatten es nicht viel besser.

Eine Art Zeichenschrift — durch Abbildung der Gegenstände — Eintheilung des Jahrs in Tage (366), Botenposten, die aus allen Theilen des Reichs als Schnellläufer die Nachrichten an den Hof brachten, verschiedene Gewerbe, (Maurer, Weber, Goldarbeiter) waren schon vorhanden; man verstand auch Brücken, Boote und Häuser zu bauen, und das Land war nicht schlecht bevölkert und angebauet.

Der Regent ging in prachtvoller Kleidung, die Vornehmen wickelten sich in einen Mantel, das niedrige Volk ging fast ganz nackt und die Frauen und Mädchen trugen eine Art Hemden. Mit Federn der Vögel machte man sich einen bunten Kopfputz und der ganze Körper wurde mit Farben bemalt.

Sklavinnen — die ausgesuchtesten Mädchen — buken den Kaziken ihr Maisbrod und dienten ihnen begreiflicher Weise auch noch anderweitig.

Die Maler setzten ganze Gemälde von Vogelfedern aufs künstlichste zusammen.

Bei dem Hauptfeste des Götzen Quentzalkoal in Cholula waren merkwürdige Tänze und Spiele üblich. Auf einem eigenen kleinen Platze wurde vor dem Tempel des Götzen eine kleine Bühne errichtet, zierlich aufgeputzt und mit Baumzweigen geschmückt. Rings umher zogen sich Bogen von Blumen und Federn, mit Kaninchen, Vögeln und andern kleinen Sachen behängt.

Das Volk kam Nachmittags zusammen und die Spiele zu Ehren des Götzen nahmen den Anfang. Die Spieler stellten mancherlei Personen vor, Taube, Lahme, Hustende, Blinde und Krüppel, und was sonst zur Belustigung des Volks tauglich schien. Alle suchten die übernommene Rolle zu behaupten, jammerten, klagten, derselben gemäß und verlangten Hülfe von dem Götzen. Wie auf unsern Bühnen, gaben auch hier die Tauben lauter verkehrte Antworten, die andern husteten beständig u. s. w.

Andere Schauspieler stellten Käfer, Kröten, Eidechsen und andere Thiere vor, und alle machten zur Belustigung des Volks ihre Rollen so natürlich, als möglich. Knaben, im Dienste des Tempels, stellten Schmetterlinge oder buntgefiederte Vögel vor, nach welchen die Priester Thonkugeln warfen, an denen die Schlingen zum Fang der Vögel befestigt waren. Die possirlichen Stellungen, die daraus entstanden, dienten zur Belustigung der Zuschauer.

Ein großer Tanz beschloß das Fest, welcher im Freien, oder unter dem Vorhofe des Tempels, aufgeführt wurde. Im Mittelpunkt des Tanzes stand die Musik, um welche sich nach den Ständen die Tänzer in verschiedenen Kreisen dreheten; denn jeder Stand hatte seinen eigenen Kreis. Die Großen (der hohe Adel) bildeten den ersten, engsten Kreis um die Musik; sie konnten sich also in gravitätischen Schritten bewegen, wenn der äußerste Kreis sich in Galopp setzen mußte. Zum Glück wurde dieser von der Jugend, der mittlere Kreis aber vom Mittelstande, gebildet. Hörner, Pfeifen und Trompeten von Seemuscheln machten die Musik aus, nebst den beiden, einander sehr ähnlichen Arten mexikanischer Trommeln, deren eine aus einem 3 Fuß hohen, walzenförmigen, inwendig ausgehölten Klotze bestand, über dessen Höhlung eine Rehhaut gespannt war. Aeußerlich war diese Trom-

mel mit mancherlei Schnitzwerk und Malerei verziert. — Der Gesang begleitete die Instrumente. Die Musik fing zuerst in ernsten Tönen an und der Gesang stimmte leise ein (dahingegen bei andern öffentlichen Lustbarkeiten, d. i. Tänzen, zwei zuerst einen Vers vorsangen und dann das ganze Chor einstimmte). Allgemach wurde die Musik lebendiger, der Gesang schwoll an und alle Bewegungen wurden freudiger und stärker, je nachdem es der Inhalt des Gesanges wurde.

Die Zwischenräume zwischen den verschiedenen Kreisen waren mit tanzenden Possenreißern und Lustigmachern gefüllt, die die Kleidungen und Eigenheiten fremder Völker oder auch wilder und zahmer Thiere nachahmten.

Die verschiedenen Parthien der Tänzer lösten sich ab, je nachdem die eine oder andere müde ward.

Die Mexikaner hatten verschiedene Tänze für den Gottesdienst, Krieg und Jagden, und diese ernsteren Tänze tanzten selbst die Könige in ihrem prächtigsten Staate mit. In der einen Hand hielt man einen Fächer von schönen Vogelfedern und die andere schüttelte taktmäßig das Ajacaptli, ein kleines Gefäß von runder oder rundlicher Gestalt, in welchem kleine Steine zum Klappern waren. Der gemeine Mann verkleidete sich bei den Tänzen immer in Thiere und hatte dazu eigene Kleidungen aus Häuten oder Federn.

Wiewohl die meisten dieser Tänze seit Spaniens Tyrannei unter dem unterdrückten Volke abgekommen sind, soll doch noch einiger Orten ein artiger, künstlich verschlungener Tanz üblich seyn. Es wird nämlich ein Baum oder Pfahl von etwa zwanzig Fuß Höhe in der Erde befestigt und an dessen Spitze so viel lange und bunte Stricke gebunden, als Tänzer vorhanden sind. Jeder Tänzer ergreift einen Strick und Tanz und Musik heben an. In großer Künstlichkeit gehen des Tan-

zes Bewegungen so lange fort, bis sich aus den Stricken ein Netz am Pfahl gebildet hat, dessen schöne Ordnung sich durch die verschiedenen Farben der Stricke sattsam kenntlich macht. Sind durch ihre Verschlingungen die Stricke so kurz geworden, daß sie die Tänzer nicht mehr mit ausgebreiteten Armen erreichen können, so fangen sie an wieder zurückzutanzen und was sich vorher durch Tanz verflocht, löset sich im Tanz wieder auf und der Pfahl wird frei.

Der höchste Götze der Mexikaner war der Vitzliputzli, der im prächtigen Tempel verehrt wurde, wo zu seinem Dienst viele Priester angestellt waren. Wenn diesen Gott hungerte, so hungerte ihn nur nach Menschenfleisch. Es wurde dann ein Krieg angefangen und die gemachten Gefangenen, deren oft einige Tausend waren, sämtlich geopfert. Ein eigener Priester, der Toplitzin, ließ die Unglücklichen, einen nach dem andern, auf einen großen Stein legen und von den andern Priestern halten, stemmte ihm die linke Faust auf die Brust, schnitt ihm sodann mit einem scharfen Kiesel den Leib von unten bis oben auf, riß ihm das Herz heraus und hielt es dampfend gegen die Sonne. Hierauf wurde das Gesicht des Götzenbildes unter dem Gemurmel geheimnißvoller Gebete mit dem Herzen gerieben. Der übrige Körper des Getödteten gehörte dem, der ihn gefangen genommen hatte, und wurde von ihm und seinen Freunden gefressen.

Höchst merkwürdig ist, daß auch bei diesem Volke, wie bei den Römern, Vestalinnen sich fanden — reine, unbefleckte Jungfrauen, die mit beim Tempeldienst gebraucht wurden. Sie konnten aber ihren Gelübden wieder entsagen.

Auch ist es nicht unerwähnenswerth, daß es bei den Mexikanern vier Orden gab. Drei derselben hatten als Ordenszeichen die Bilder von Adlern und von den (sogenannten amerikanischen) Tigern und Löwen (Cuguar)

welche am Halse oder auf der Brust getragen wurden. Der jüngste, aber höchste aller vier Orden bestand in einem rothen Bande und rothen Schnuren, welche in die Haare geflochten wurden. Nur die Grands oder Pairs des Reichs konnten diesen Orden tragen, und je mehr der Schnüre waren und je länger dieselben, desto größer war die Tapferkeit des Ordensgliedes gewesen.

Zweite Abtheilung.

Südamerika.

Südamerika.

Das spanische Südamerika begreift eine ungeheure Länderstrecke, die in die drei Reiche

Neugranada, Peru und Rio de la Plata

vertheilt ist.

Zu Neugranada rechnet man jetzt außer der Terra Firma, auch das spanische Guaiana und die Provinz Quito. Zu Peru auch Chili; und zu Rio de la Plata das südliche Peru, das östliche Chili und die Provinzen Paraguay und Tukuman, Eintheilungen, die denen, welche die Natur gemacht hat, wohl nicht glücklich entsprechen, wie das der Fall mit den politischen Begrenzungen so häufig ist.

Das ganze Südamerika würde ein eigenes Kontinent ausmachen, hinge es nicht mittelst der Erdenge Darien, oder Landenge von Panama, mit dem nördlichen Amerika zusammen.

Man hat den Flächeninhalt desselben zu 340,000 Quadratmeilen mit 3½ Mill. Einwohnern berechnet. Erst die Folgezeit muß lehren, wie weit solche Berechnungen zu berichtigen sind.

Die ungeheure Bergkette der Andes oder Cordilleras (Cordilleras de los Andes) die von der südlichsten Spitze Amerikas zu streichen anfängt und sich bis in

die nördlichsten Gegenden dieses Erdtheils fortsetzt, verbreitet sich hier östlich in mehrern hohen Gebirgsästen. Man rechnet an 12 Berge, die an 15 bis 18,000 Fuß hoch und also die höchsten Berge der Erde sind, unter welchen als der Hauptriese der Chimborasso hervorragt. Viele der Berge sind vulkanisch und obwohl (wie der Kotopari) mit ewigem Schnee bedeckt, werden sie dennoch von Zeit zu Zeit durch ihre Feuerauswürfe furchtbar.

Es ist kein Wunder, daß sich an solchen Gebirgen so gewaltige Ströme erzeugen, wie der Orinoko, der eine ganze Flußwelt bildet, und der Maranhon oder Amazonenfluß, der nach einem Lauf von fast 1000 M. mit so gewaltiger Mündung ins Meer strömt, daß er sein süßes Wasser über 18 Meilen noch im Meere behält, und der gewaltige Silberfluß oder Rio de la Plata. Der Maranhon ist ohne Zweifel der größeste Fluß der Erde und mit dem Orinoko in Verbindung. Beide Flüsse setzen zu gewissen Jahrszeiten das Land so weit umher unter Wasser, daß der Orinoko, dessen natürliche Breite noch keine Meile ist, dann 25 Meilen breit zu seyn scheint.

Daß in einem mit solchen Gebirgen durchzogenen Erdstrich und bei solchen Unterschieden der Breite das Klima höchst verschieden seyn müsse, ist nicht Noth zu erwähnen. Auf den Gebirgen, wie in den südlichsten Spitzen, herrscht die strengste Kälte; die übrigen Gegenden haben eine Wärme, die der vielen und großen Flüsse und Seen wegen stets feucht ist. — Die reichsten und herrlichsten Erzeugnisse bringt Boden und Klima hervor, sowohl zu Lande, als zu Wasser, und besonders ist im Schooße der Gebirge ein Ueberfluß edler Metalle.

I.

Neugranada.

1. Terra firma.

Macht einen großen, oder vielmehr den größten und zwar nördlichen Theil von Neugranada, und wird auf 45,000 Q. M. Flächeninhalt angeschlagen.

Die Landenge von Panama oder Darien, auch Terra firma im engsten Sinn genannt, ist gegen die Wellen des einwühlenden Oceans nur noch durch die dichten festen Gebirgsketten der Cordilleren geschützt, welche der See Trotz bieten, sonst würde ein Durchbruch des atlantischen Oceans in die Südsee längst erfolgt seyn und beide große Weltmeere dadurch in unmittelbare Verbindung treten, was ohne Zweifel im Laufe der Zeiten auch noch einmal bevorsteht. — Ob die Fläche der Südsee wirklich um 20 F. niedriger steht, als der nördliche Ocean *) und ob bei eintretendem Durchbruch wirklich so große Verheerungen statt finden würden, als man annimmt, lassen wir dahingestellt; was aber nicht zweifelhaft ist, ist, daß der Welthandel eine ganz andere Richtung nehmen und eine unübersehbare Menge Erleichterungen und Abkürzungen erhalten müßte, wenn hier eine schiffbare Durchfahrt entstände. Und sie könnte statt haben, da die an keinem Orte über 15 Meilen breite Erdenge über den 11ten Breitengrad beim See Nicaragua, das eigentliche Land gerechnet, kaum einige englische Meilen Breite hält und ohnedies noch durch den Fluß Partida vom Südmeer bis zum See Nicaragua durchschnitten ist und auf der andern Seite der Johannes-

*) Es haben sich Behauptungen gefunden, die den niedrigern Stand der Südsee zu 60 Fuß angaben, aber aus welchen Gründen?

fluß von diesem See ins atlantische Meer führt. — Auch gibt es in andern Gegenden der Erdenge Flüsse, denen nur dürfte nachgeholfen werden, um eine Verbindung beider großer Weltmeere zu Stande zu bringen.

Das Klima dieser Erdenge ist allgemein als höchst tödtlich verrufen und war besonders um Porto bello so gescheuet, daß keine Europäerin an diesem Orte niederkommen wollte. Schiffe, die sich in dem Hafen eine Zeitlang verweilen mußten, hatten meistens ein Drittheil der Mannschaft verloren.

Der Grund davon liegt in den zu ungeheuern Waldungen und in dem Regenfall, der sich vom December bis Mai in Strömen aus den Wolken ergießt, indem zugleich unter furchtbarem Geschrei der Tiger und Affen der Donner von allen Seiten her kracht. Die dichten Wälder hindern die Ausdünstung und so entstehen Sümpfe und Seen, in welchen Schlangen, Muskitos und anderes Ungeziefer ein recht angemessenes Brutnest finden, und so große Ueberschwemmungen, daß die Einwohner die Höhen suchen oder wohl gar sich auf Bäumen aufhalten müssen. — Die Kröten in Portobello halten nach einer Regennacht die öffentlichen Plätze und Straßen so besetzt, daß man keinen Schritt fort kann, ohne einige zu zertreten. — Man kennt überhaupt nur zwei Jahrszeiten, Sommer und Winter. In allen Provinzen fällt ohngefähr eine gleiche Quantität Regen, aber allezeit Gußregen, wo in einer Stunde mehr Wasser herabfällt, als bei uns in 6 Stunden, wodurch ausgetrocknete Bäche zu reißenden Strömen werden, und wo daher, namentlich in den Ebenen nordwärts des Orinoko, Alles überfluthet wird.

Es ist sehr merkwürdig, daß vor dem Jahre 1792 diese Regen mit furchtbaren Gewittern vergesellschaftet waren, aber von diesem Jahre an bis 1804 kein einziges Gewitter gekommen ist, wogegen die Erdbeben, wovon man seit den siebziger Jahren keine Spur hatte, häufig verspürt wurden und 1797 Cumana schrecklich heimsuchten.

Unter den Seen und Flüssen führen wir nur einige an.

Der See Maracaibo, dessen Ufer sehr unfruchtbar sind, hat die Gestalt einer liegenden Wasserflasche, deren Hals nach Norden ans Meer stößt. Er hat bis 25 M. Länge und 30 Breite, an 75 Meilen Umfang und ist wahrscheinlich durch die von 3 Weltgegenden her einströmenden Flüsse entstanden. Er trägt die größesten Schiffe und hat die Eigenheit, daß Ebbe und Fluth in ihm weit stärker sind, als auf den benachbarten Seeküsten. Eine unerschöpfliche Grube von Erdpech findet sich an seiner Nordostseite. Die ganze Gegend ist des Nachts von phosphorischen Flammen erhellt, die wie Blitze durcheinander fahren, namentlich bei schwüler Witterung.

Dieser See ist mit vier von Indiern bewohnten Dörfern versehen, (sonst waren ihrer weit mehr) deren Hütten auf Pfählen von Eisenholz ruhen, welches im Wasser unverweslich ist. Die Indier fangen sich die wilden Enten genau so, als bei China beschrieben ist.

Der an seinen Ufern so fruchtbare See Valencia, 6 Stunden vom Meere, ist an 14 Stunden lang und 4 Stunden breit. An 70 Flüsse ergießen sich in ihn und doch hat der See keinen Abfluß und hat dennoch seit einigen Jahren sehr abgenommen. Ohne Zweifel die Folge eines unterirdischen Abflusses, der sich mit der Zeit seine Oeffnung erweitert hat.

An Flüssen ist das ganze Land überaus reich und fast jedes Thal hat seinen Fluß, wiewohl freilich nur die wenigsten etwas schiffbar sind. Alle innerhalb der Gebirgskette befindlichen Flüsse strömen von Süd gen Nord ins Meer und treten nur sehr selten ein wenig über; dahingegen die auf dem südlichen Rücken der Gebirge entsprungenen über unermeßliche Ebenen hin alle in den Orinoko fließen, und ungeheure Ueberschwemmungen verursachen.

Unter den unmittelbar ins Meer fallenden Flüssen ist, wie gesagt, keiner von großer Bedeutung und die meisten sind nur auf einige Stunden schiffbar, den Yuracuy ausgenommen, der mittlere Schiffe trägt und dem Binnenhandel sehr zuträglich ist.

Die Produkte dieser Gegenden sind mit denen der vorher beschriebenen und nachher noch zu beschreibenden Länder fast ganz einerlei, nur daß die Vegetation üppiger und die Thierwelt in der Zahl der Individuen reicher ist, als vielleicht an keinem andern Orte auf Erden. Ananas, Zuckerrohr, mehrere Arten Pfeffer, Cacao, Gummibäume, Balsambäume u. s. w. wachsen in Menge wild. Mais und Reis gedeihen, nicht aber europäisches Getraide, für welches es zu heiß ist.

Besonders müssen bemerkt werden die um Panama vorzüglich häufigen Perlmuscheln. Man rechnet 43 Inseln, neben welchen die Perlen gefischt werden. Viele Europäer halten sich eigene Neger für diesen Fang, die aber gute Taucher seyn müssen und denen als Belohnung die über die bestimmte Zahl gelieferten Perlen zufallen. — Eine Fischerei, die wegen der Haien, Rochen (Manta s. oben) und Dintenfische sehr gefährlich ist. — Gürtel und Strumpfbänder besetzt man in Panama mit Perlen. So gemein sind dieselben dort.

Eine Art Eidechsen, von den Spaniern Mattos genannt, verdient besonders erwähnt zu werden, da sie von diesen und von den Indiern für einen großen Leckerbissen gehalten wird.

Eine Art Floh, die Chike oder Nigua wohnt im Staub oder Sand und nistet sich ganz unvermerkt in die Fußsohle, oder zwischen Fleisch und Nagel der Zehen, ein und legt seine Eier hinein. Anfangs wird das gefährliche Thier durch ein leises Jucken verrathen und dann muß man es durch einen Indier herausziehen lassen, wo man nicht die heftigsten Schmerzen leiden und das Glied durch Brand verlieren will.

Unter den Bäumen verdienen, außer einem rothen und gelben Ebenholze, besonders noch der Manchinell- und Mahotbaum angeführt zu werden. Der erstere, dem Apfelbaum gleich, mit dem er auch ähnliche Früchte trägt, ist seines fürchterlichen Gifts wegen bekannt und die Indier vergiften ihre Pfeilspitzen mit dessen Safte. Bloße Regen-

tropfen, die von den Blättern herabfallen, sollen Blasen auf der Haut ziehen und Narben, wie Blattern, hinterlassen. — Das Gift einer darin eingetauchten Pfeilspitze behält an anderthalb Jahrhunderte seine tödtliche Kraft. Ein bedeutendes Heilmittel dagegen soll die kleine Bohne von Carthagena seyn — die Frucht einer Bindeweide, (Bejuco) wenigstens dient sie gegen den Schlangenbiß als längst bewährtes Mittel. — Der zweite Baum, der Mahot, dient wegen seiner Fasern zu den feinsten Geweben.

An Salz ist vorzüglich die nördliche Küste von Venezuela reich, wo sowohl Meersalz gewonnen, als Steinsalz gegraben wird, vorzüglich zu Araya, welches alles übrige in Amerika übertrifft. — Der Gold- und Silberbergwerke sind bei weitem so viel nicht mehr, als sonst, wiewohl die in den Provinzen Veragua und Panama noch höchst ergiebig sind. Die meisten gingen zu Grunde, als sich die Bewohner Dariens dem spanischen Joche entzogen. — Ob sie seit 1785 wieder völlig unter demselben stehen, wie vorgegeben wird, kann hier nicht entschieden werden.

Welch ein Land muß Terra firma werden, wenn einmal die Wälder werden gelichtet und Abzugskanäle für Sumpf und Morast geöffnet seyn!

Wir bemerken in Terra firma (im weitern Sinn genommen)

Porto bello mit etwa 130 großen hölzernen Häusern und mit einem sehr vortreflichen und geräumigen Hafen. Es ist, trotz seiner Ungesundheit, doch des Handels wegen einer der wichtigsten Plätze auf Erden, indem die Galionen, welche die Beute Perus an Gold und Silber nach Spanien bringen, nach Carthagena gehen, wo sie die Ankunft der Frachtschiffe von Peru abwarten und dann hierher kommen, wodurch der kleine Ort in die lebendigste und volkreichste Messe verwandelt wird, so daß eine mittelmäßige Stube nebst Kammer auf 40 Meßtage oft mit 1000 Pesos bezahlt wird. Die Gold- und Silberkisten nebst Chinarinde, Cacao, Vigognewolle u. s. w. werden von Panama aus zu Lande hierher gebracht. Mehrere Züge Maulthiere, jeder aus hundert Stück bestehend, tragen die Kisten. Nach vollendeter Messe gehen die Galionen über Carthagena nach der Havana, wo sie sich mit der Flotte, die ähnliche Reichthümer in Vera Cruz geladen hat, vereinigen und

wieder nach Cadix zurückkehren. (Die gesammte Reise dieser Galionen fordert zwei Jahre.)

Der größere Theil des Handels soll sich neuester Zeit zu Vera Cruz befinden.

Panama liegt an der entgegengesetzten Küste mit 6000 H. von einem Stockwerk mit geraden Straßen und mit einem Gouverneur und Bischof. Sie ist die Niederlage aller aus Peru kömmenden Waaren und Schätze, denn ihr Hafen ist vortreflich.

Carthagena mit bedeutendem Hafen, breiten gepflasterten Straßen und Häusern von Stein (die bei dem gewaltigen Regen sehr nöthig sind, welcher die Straßen in Ströme verwandelt) hat 25,000 E., von welchen kaum 4000 Spanier sind — die übrigen sind, wie in Porto bello, Indier, Neger, Mulatten u. s. w. Der Handel zwischen den innern Gegenden und zwischen Europa hat hier einen Hauptsitz. Die Perlenfischereien in der Nähe sind beträchtlich.

Santa Martha mit 3000 E., die in Schilfhütten wohnen, welche mit Palmblättern gedeckt sind.

Popayan an der Südsee liegt in einer gebirgigen, aber an Gold sehr reichen Provinz, welches häufig nur durch Waschen erhalten wird. Die Pflanze Cuca, welche die Einwohner so gern kauen, wie die Hindus den Betel, wächst so häufig, daß sie einen starken Handelsartikel ausmacht. Die Stadt selbst soll 20,000 E., größtentheils Negern und Mulatten, haben. Die reichen Bergwerke ziehen immer mehr Einwohner herbei, und der Bischof soll 600,000 Thlr. Einkünfte beziehen.

Truxillo mit 7600 E. liegt zwischen Bergen, baut vorzüglichen Weitzen, zieht vorzüglich trefliche Hammel und verkauft viel Zukkereingemachtes.

Caracas in der gleichnamigen Landschaft heißt auch St. Jago de Leon, ist befestigt, hat 31 bis 40,000 E. und erbauet Cacao in unglaublicher Menge. Jährlich wurden 110,000 Centner desselben nach Spanien ausgeführt. Sie liegt zwischen zwei Gebirgen und wird durch ein Flüßchen mit Wasser versehen. Die gepflasterten Straßen sind geradlinigt und unter den Häusern gibt es manche tüchtige. Ballspiele und Komödien gehören zu den Vergnügungen. Die Kleider, Spitzen und Tapetenvorrath der Mutter Gottes haben viel Geld gekostet.

Cumana in der waldbergigen, fruchtbaren, mit Goldminen und Perlenfischereien versehenen, mit 24,000 E. bevölkerten Provinz Andalusien wurde vor 15 Jahren durch ein Erdbeben völlig zerstört. Sie ist die älteste Stadt in Terra firma.

Santa Fe de Bogota in der am Orinoko gelegenen Provinz Neugranada liegt, schön gebaut, am Ufer eines Sees. Sie hat 18,000 E., und Vicekönig, Erzbischof und zwei Universitäten haben ihre Sitze in derselben. *)

*) Vier Stunden von dieser Stadt macht der Bogotafluß den vielleicht höchsten senkrechten Wassersturz von 681 pariser Fuß.

Noch manche andere Orte wären zu nennen, die aber großentheils gar nicht für Städte gelten, weil sie keinen Cabildo oder Stadtrath haben. Wir erwähnen jedoch noch in der Provinz Venezuela

Goayre, 5 Stunden von Caracas, auf allen Seiten von Gebirgen umringt, dient fast nur als Hafen für die Hauptstadt Caracas. Der Einwohner sind 6000 und eine Kompagnie von Carracas aus macht die Besatzung.

Porto Cavello, eine Hafenstadt mit fast 8000 E., die sich großentheils mit Handel und Schiffahrt beschäftigen. Der Hafen ist der beste in diesem Theile Amerikas, aber die Sümpfe verpesten die Luft, daher denn die Sterblichkeit groß ist.

Valencia, 10 Stunden von Porto Cavello, mit 8000 Einw., größtentheils Creolen aus den besten Familien Spaniens, und daher so faul, daß ein Platzkommandant bei scharfer Strafe befehlen mußte, daß jeder Einwohner eine Quantität Lebensmittel erbauen solle. Sonst bestand ihr ganzes Thun im Nichtsthun und bei dem bittersten Mangel mit dem Degen durch die Straßen zu schlendern, oder auf einem Faulbette zu liegen.

Am Ufer des Sees Valencia (s. vorher) befinden sich die berühmten Thäler von Aragoa, worin einige Dörfer liegen. — Maracay mit fast 9000 Einwohnern, die aber nichts von dem faulen Stolz der übrigen Spanier wissen. Die ganze Gegend umher enthält die reichsten Pflanzungen von Indigo, Baumwolle, Kaffee u. s. w. Diese Thäler dehnen sich 15 Stunden lang aus, haben eine Menge Wasserwerke zur Bewässerung und sind mit sogenannten Kolonialprodukten überdeckt. — La Victoria, auch noch ein Dorf mit 8000 E. nebst noch 5 andern eben so industriösen und mit 3000 bis fast 6000 E. bevölkerten Dörfern liegt auch in diesem Thal.

Die St. Coro mit 10,000, Carora mit 6000 E., die Stadt Barquimiseta mit 12,000 E., reichen Viehweiden, Cacao- und Kaffeepflanzungen; Tocujo mit 12,000 E., die den besten Weitzen erbauen und schöne Schafheerden haben, wo aber die Einwohner (Creolen) so melancholisch sind, daß sie sich beim geringsten Ueberdruß den Hals abschneiden; die Städte Guanare mit 12,000 E; Calaboso mit 5000 E., del Pao und mehrere andere, die sich theils von Viehzucht, theils mehr von Pflanzungen nähren, nennen wir nur.

In der Provinz Cumana (Andalusien) hat die St. Barcellona unermeßliche Ebenen mit unglaublichen Viehheerden, die jetzt durch Räuber so vermindert sind, daß die Stadt mit ihren 14000 Einwohnern selbst großen Mangel leidet.

Noch erwähnen wir der Stadt Maracaibo am See gleiches Namens (s. oben), die ursprünglich zur Provinz Venezuela gehört, in einer ungesunden, glutheißen Gegend, wo die Gewitter schrecklich sind und wo es, das unangenehme Wasser des Sees ausgenommen, kein Trinkwasser gibt. Reiche fangen das Regenwasser in Cisternen auf. Die Stadt hat 24,000 Einwohner, worunter 5000 Sklaven, und sind

gute Seeleute, zum Handel und Militairdienst. Die unermeßlichen Savannahs umher sind mit Heerden bedeckt. Man rühmt die Frauen dieser Stadt, deren schuldlose und einzige Unterhaltung die Musik ist; man tadelt die Männer als trügerisch und treulos.

2. Guiana.

Anstatt das große Land unnatürlich zu zerstückeln, nehmen wir es lieber mit dem ehemaligen holländischen und französischen Antheil zusammen.

Es liegt zwischen den beiden mächtigen Flüssen Maranhon und Orinoko in einer Ausdehnung von 120 Stunden an der Küste hin. Der südlichste Theil desselben gehört den Portugiesen und liegt an der linken Seite des Amazonenflusses. Es ist bis auf die beiden am Amazonenflusse liegenden Forts Macapa und Paru uns völlig unbekannt.

Die genannten Flüsse sowohl, als andere, unter welchen wir noch den Cachipur, den Oyapock, den Camopi und den Essequebo nennen, setzen das Land unter Wasser, zumal in der Regenzeit, die vom November bis zu Ende des Mai währt, und die ungeheuern und undurchdringlichen Wälder machen alles Austrocknen unmöglich.

Die beiden größten Flüsse verdienen eine nähere Angabe, jedoch kann hier nur für den Orinoko die schickliche Stelle seyn, dahingegen der Maranhon weiterhin seinen Platz finden wird.

Die Quellen des Orinoko sind auch wohl heutiges Tages noch unbekannt, wiewohl Einige ihn aus dem See Parima, Andere südwestlich von Santa Fe de Bogota entstehen lassen, Andere (und diese Annahme gilt jetzt als die richtige) in den Ibirenoko genannten Gebirge, nordwestlich vom See Parima.

Sein Lauf beträgt von den Gebirgen an, an 500 Stunden und vielleicht noch mehr. Schon in den ersten hundert Stunden, wo er von Nord gen Süden geht, hat er so viel Flüsse aufgenommen, daß er zu den ersten

Flüssen der Erde gehört. Er fließt hierauf von Ost nach West, auf welcher Strecke er mit dem Amazonenfluß durch den Rio Negro in Verbindung gesetzt wird, indem dieser letztere Fluß mit einem mächtigen Arme des Orinoko in Verbindung steht, mit dem Casiquiari.

Von seiner Quelle bis zum Lande der Atures, fließt er nur durch Gegenden, die von wilden Indiern bewohnt sind. Nachdem er noch mancherlei Richtungen erhalten hat, behält er seine letzte Richtung nach Osten bis zur Mündung.

Die Saltos de Atures sind Wasserfälle, wo über unzerstörbare Felsen sich der Fluß schäumend und donnernd herabstürzt.

Unterhalb dieses Wasserfalls und etwa 62 Meilen von St. Thomas stürzt sich nach einem Lauf von 150 Stunden der von Süden kommende Meta hinein, der für das Königreich Santa Fè und für das spanische Guiana sehr wichtig werden kann, da er schiffbar ist.

Ein anderer mächtiger Fluß, den der Hauptstrom aufnimmt, ist der Apure, dessen Lauf 170 Stunden beträgt und über 30 Meilen schiffbar. An den Ufern desselben weiden große Heerden von Rindern und Pferden und besonders von Maulthieren, die hier zu Landreisen am meisten gebraucht werden. Nach seinem Eintritt geht der Orinoko zwischen den Provinzen Cumana und Venezuela bis ins Meer.

Nach dem Eintritt des Apure sinds noch 80 Stunden bis St. Thomas in Guiana und das Flußbett überall mit Inseln und Klippen bedeckt, welches die Schiffahrt sehr erschwert. — Es würde zu weitläuftig und theils auch unmöglich seyn, alle übrigen einströmenden Flüsse aufzuführen — man rechnet ja ihrer an 300.

Vierzig und sechzig Stunden vor seinen Mündungen bildet er eine ungezählte Menge Inseln. Dieser Mündungen sind mindestens funfzig und nur sieben davon sind schiffbar. Wehe dem, der in eine falsche Mündung einliefe! Wo er nicht Schiffbruch litte, so würde er sich in eine Menge von Kanälen zwischen den Inseln verirren, die nach allen Rich-

tungen zu gehen, und vor Hunger umkommen, oder von den wilden Garaunos, die diese Inseln bewohnen, umgebracht werden. Selbst die, die doch beständig auf Kanälen schiffen, verirren sich oft. Die südlichste und nördlichste Mündung sind 60 Stunden weit von einander entfernt und die erstere ist die schiffbarste und trägt Schiffe von 300 Tonnen.

Bei St. Thomas hat der Fluß noch im März, wo der Wasserstand noch am niedrigsten ist, eine Tiefe von mehr als 200 Fuß bei 18,000 Fuß Breite. In der Regenzeit schwellt er um mehr als 60 F. an. Er mündet mit solcher Gewalt ins Meer, daß man sein Wasser auf 15 Meilen vom Seewasser unterscheidet.

Vom April an bis zu Ende Augusts steigt der Fluß regelmäßig, bleibt im September in gleicher Höhe und fällt dann wieder, welches bis Ende Februars dauert, wo die Schildkröten aus dem Fluß kommen und ihre Eier in den Ufersand legen, welches zugleich die Zeit ist, wo die Indier von allen Seiten kommen und diese Thiere und ihre Eier sammeln.

Unter den Fischen im Orinoko ist der noch nicht zweipfündige Caraibe hier besonders zu nennen, der seinen Namen daher hat, weil er alle Thiere anfällt, ob sie lebend oder todt sind, und selbst den Reitern, die durch einen Arm des Orinoko reiten, sehr gefährlich wird.

Unter den Seen wird der Parima genannt, den aber noch kein Europäer gesehen hat, eben so wenig, als die Stadt der Indier, die an demselben liegen soll, deren Einwohner als höchst streitbare und deren Dächer als goldene beschrieben werden — Fabeln, die in ältern Zeiten abentheuerliche Züge veranlaßt haben — die bekannten Fabeln vom El Dorado oder Goldland.

Als unser Humbold 1800 aus dem Rio Negro in den Orinoko zurückfuhr, wollte er bis an den Parima vordringen und Alles an Ort und Stelle untersuchen, allein ein Stamm kleiner Indier, höchstens 4 Fuß 2 bis 4 Zoll, die Guaykas-Indier, hinderten ihn daran. Doch erfuhr

er, der Parima- oder Dorado-See sey von geringem Umfang und sehr unbeträchtlich tief. — Zu seiner Zeit werden wir ja wohl von dem berühmten Reisenden selbst etwas Näheres davon hören.

Der Boden, so weit er bekannt ist, mag höchst fruchtbar seyn, wiewohl freilich der gute Boden mit unfruchtbaren Landstrichen abwechselt. Besonders wird die Güte des spanischen Guiana gerühmt und doch ist dasselbe so wenig bebauet, daß nur hier oder da einmal ein Europäer zu treffen ist, die hier völlig vereinzelt, aber auch beinahe verwildert sind. Der spanische Antheil enthält von den Mündungen des Orinoko bis zu den portugiesischen Grenzen eine Strecke von 200 Meilen, mit einer Breite von 40 bis nahe 80 Meilen, mit höchstens 34,000 Einwohnern, unter welchen die freien oder unter Missionen stehenden Indier den bei weitem größesten Theil ausmachen. Die Caraiben, die in diesen Gegenden wohnen, haben aber noch ihr Land und ihre Freiheit behauptet und sind weder bekehrt noch unterjocht worden. — Ueberhaupt ist ganz Guiana nur im eingebildeten Besitz der Europäer, denn der bei weitem größeste Theil des Landes ist und bleibt noch in den Händen freier Indianerstämme, die eher den Europäern gefährlich werden könnten, als diese zur Zeit ihnen.

Die Indier im spanischen Guiana, die bekehrt seyn sollen, werden wir schon kennen lernen (s. nachher). Es ist schon viel, wenn einer derselben nur einige Lebensmittel neben seiner Hütte erbauet. In dem überaus fruchtbaren Oberguiana (welches zwischen dem Caronifluß, dem Meere und den Flüssen Orinoko und Essequebo liegt) gibt es nur einige elende, wenigstens 30 Stunden südlich von der Hauptstadt St. Thomas liegende Zucker-, Baumwollen u. s. w. Plantagen. — Wie es mit dem ganzen spanischen Antheil stehet, ergibt sich am klärlichsten daraus, daß der Ertrag des gesammten Zehenten im Jahr 1803 für 4000 Piaster verpachtet war. Doch waren die zehentfreien Viehherden der Kapuziner, die man auf 50,000 St. rechnet, nicht mit einbegriffen.

Es steht aber nicht blos die Hitze des Klimas und die Trägheit der Bewohner dem besseren Anbau entgegen, sondern auch des Landes Eigenthümlichkeit, das natürlich nicht nur keine fahrbare Straßen hat, sondern auch von einer zahllosen Menge Flüsse durchschnitten ist, über welche keine einzige Brücke führt, nicht zu gedenken, daß ein Schiff von den Mündungen des Orinoko bis St. Thomas zu gelangen über 20 Tage braucht.

Die Hauptstadt des spanischen Antheils ist

St. Thomas de Guiana mit etwa gegen 7000 Einwohnern, die sich größtenheils mit Viehzucht und zum Theil auch mit Tabacksbau beschäftigen. Ein Gouverneur und ein Bischof haben ihre Sitze hier.

Das französische Guiana mit der daran liegenden Insel Cayenne

ist durch den Maronifluß vom holländischen Antheil geschieden, außer welchem es vom Sinnamary, dem Approuage, dem Cayenne, Oyapock, und am südlichsten vom Arauari, durchzogen wird.

Der nördliche ebnere Theil hat meist nur unfruchtbaren Boden; der gebirgsvollere Süden aber ist in seinen Anhöhen zum Anbau sehr geeignet.

Acht Monate des Jahres regnet es im heißen Klima unaufhörlich, und da das Wasser geringen Abfluß hat und die so niedrigen Küsten häufig überschwemmt sind, wird die Luft höchst ungesund, und in der That war Cayenne sehr zu einem Deportationsort geeignet, für Leute, die man gerade nicht todtschlagen und doch auch nicht am Leben lassen wollte. — Die rothe Krankheit, eine Art Aussatz, welcher freilich die Folge von Ausschweifungen ist, aber in einer andern Erdgegend schwerlich so bösartig werden möchte, geht in einen langsamen Brand über, bei dem, fast wie beim Aussatz des Morgenlandes, die Glieder ohne Schmerz abfallen. Man kann dem Kranken mit Nadeln tief in Arme und Füße stechen, er fühlts nicht. Eiterbeulen sind mit der traurigen Krankheit verbunden und leider ist sie auch ansteckend. — Eine Art Starrkrampf ist

bei Kindern sehr häufig und mehrentheils tödtlich; Fußgeschwüre kommen alltäglich vor und wird nicht bald dazu gethan, so ist der Tod damit verbunden. Ein kleines Insekt, (Chique ohne Zweifel?) einer Nadelspitze groß, schlägt zwischen Haut und Fleisch sein Nest auf, und wird es nicht sogleich herausgeholt, als man ein Jucken verspürt, so wird es ebenfalls tödtlich.

Der Agouty ist ein rother Wurm, der sich zu Tausenden auf jedem Kraute findet und sich so tief in die Haut einzwingt, daß er des Sommers gefährliche Geschwulst mit unerträglichem Jucken verursacht. Mehrerer anderer Zufälle von stechenden Thieren nicht zu erwähnen.

Unübersehbare Wälder von einer wilden Art Pflaumen und andere sehr nutzbare Holz- und Gewächsarten, Harzbäume, deren Harz zum Theil zu Lichtern dienet und herrliche Kräuter finden sich häufig. Aller Wachsthum tropischer Pflanzen ist üppig. Den Cacao halten einige nicht ohne Wahrscheinlichkeit für heimisch. Andere sprechen von Palmen, vom Zimmt- und Muskatbaum und vom Bananenbaum, die nebst dem hierher gebrachten Brodbaume sehr gut fortkommen sollen. Die häufigen Ananas werden 2 Fuß hoch und sind vor der Reife so ätzend, daß eine hineingesteckte Messerklinge binnen drei Tagen zerfressen ist. — Die für Färbereien so wichtige Orleansstaude (Roucou) gibt hier drei Ernten und weder Insekten und Würmer, noch Regengüsse, schaden derselben. Bindweiden, eine Art Lianen, womit man die Dachsparren zusammenbindet, sind überall. Für Zucker, Kaffee, Indigo und Baumwolle sind Boden und Klima weit mehr geeignet, als benutzt. Die Wilden bauen Manihot, Bataten, Mais, der Baumshoch wird, Färbepflanzen und manche uns unbekannte Gewächse.

Affen bevölkern die Wälder und besetzen die Bäume in großen Schaaren und betäuben das Ohr mit unaufhörlichem Geschrei; Wildprett aller Art (Affen mit dazu gerechnet) ist da; Armadille, wilde Schweine, mehrere Arten Tiger, Hirsche, Esel, Ameisenbäre, Heere von Vögeln

überall. Daß aber in einem Erdstrich, wo Feuchtigkeit und Wärme herrschend sind und wo daher oft frisches Fleisch so selten ist, daß ein Schiffsjunge einmal in kurzer Zeit 20,000 Livres (5000 Thaler) mit Fang und Verkauf von Ratten verdiente, wo Eisen in kurzer Zeit schwarz wird und in Schuppen zerfällt, es nicht an Ungeziefer fehlen wird, die in beiden ihr Brutnest finden, läßt sich erachten. Klapperschlangen, Kröten, Muskitos sind überall und die Häuser sind mit allen Arten Ungeziefer erfüllt. Eine Art häßlicher großer Spinnen machen einen schwarzen Faden, so groß, wie eine Lianenranke. Pitou, der an einem sol. Faden zog, sagt, die Spinne habe ihm mit den Füßen so groß, wie ein Menschenkopf, geschienen. Sie hatte ihr Gewebe an drei Bäumen befestigt und die Queerfaden so künstlich mit den Zweigen verflochten, daß sich kleine Vögel darin fingen. Der Biß dieser Spinnenriesin bewirkte Schläfrigkeit und tödtliche Fieber.

Die lichtscheue, armsdicke Raspelschlange, die einsam in finstern Wäldern lebt, rollt sich in einen Kreis zusammen, in dessen Mittelpunkt der Kopf sitzt. In dieser Lage springt sie auf eine Fackel los, die ihr des Nachts zu nahe kommt und löscht dieselben aus und tödtet auch wohl den Fakkelträger. Sie bringt lebendige Jungen, indem sie sich am Felsen reibt, kriecht sogleich hinter den Neugebornen her, und was nicht gut fort kann, wird gefressen. — Sie soll die kleinern Thiere eben so in ihren Rachen zaubern, wie die Klapperschlange.

Weiße Ameisen (ohne Zweifel Termiten) zerbeißen Alles. Ihre Stöcke, bei welchen die arbeitenden Ameisen Alles mit Gummi zukleben und wobei sie sich, in Reih und Glied stehend, die Baumaterialien zureichen, sind so groß, daß zwei Neger erforderlich sind, einen derselben fortzutragen, und so fest, daß man sie kaum mit einem Hammer zerschmeißen kann. Die junge Nachkommenschaft im Stocke geht auf Entdeckungen aus und etablirt sich da, wo sie es besser findet. — Eine rothe Ameise wandert in Zügen und zehrt alle Insekten auf.

Die Ravecks, von Maikäfergröße mit hellbraunen, glänzenden Flügeldecken, zernagen Alles, was sie in Kisten und Kasten finden, und lassen einen süßlichen Moschusgeruch nach sich. Ihre gebornen Feinde sind eine Art Spinnen, die unter diesen Käfern und den weißen Ameisen gewaltige Niederlagen anrichten.

Man rechnet die Einwohner auf 10,000 Wilde, 8000 Neger und 1200 Weiße.

Die Niederlassungen sind zur Zeit nur noch an den Küsten und an den Ufern der Flüsse, als: St. Paul, Oyapock, Sinamari.

Die Insel Cayenne an der Mündung des gleichnamigen Flusses ist eine 9 Meilen lange, meistentheils ebene, nur mit kleinen Hügeln durchschnittene, sehr sumpfige Insel, auf welche drei Viertheile des Jahrs der Regen in Strömen herabschießt.

Die Produkte sind nicht noch besonders anzuführen, da man leicht denken kann, daß sie mit denen in den übrigen Theilen Guianas gleich sind.

Der Hauptort Cayenne ist zwar ein wenig befestigt, aber höchst schlecht gebauet und hat meistens elende Lehmhütten zu Häusern. Die Straßen sind in der Regenzeit undurchdringliche Moräste, die Einwohner als höchst liederlich verschrien.

Das batavische (jetzt im Besitz der Engländer befindliche) Guiana macht den nördlichsten Theil Guianas aus und ist in seinen innern Wildnissen und Produkten gänzlich unbekannt, aber die besetzten Striche sind durch holländische Industrie ziemlich gut bebauet. Nach Westen zu wird es gebirgig, aber die niedrigen Küsten sind großen Ueberschwemmungen ausgesetzt und die daran liegenden Savannen stehen fast beständig unter Wasser. Die Pflanzungen müssen durch Dämme und Schleusen geschützt werden.

Die Flüsse sind der Essequebo, der einen Lauf von 90 deutschen Meilen hat, der Demerary, welcher weit herauf für große Schiffe fahrbar ist, der Berbice, der aus dem Innern kommt und schiffbar ist, nur nicht in der versandeten Mündung, der Corentin, Surinam und der Maroni, an deren Ufern die Pflanzungen liegen.

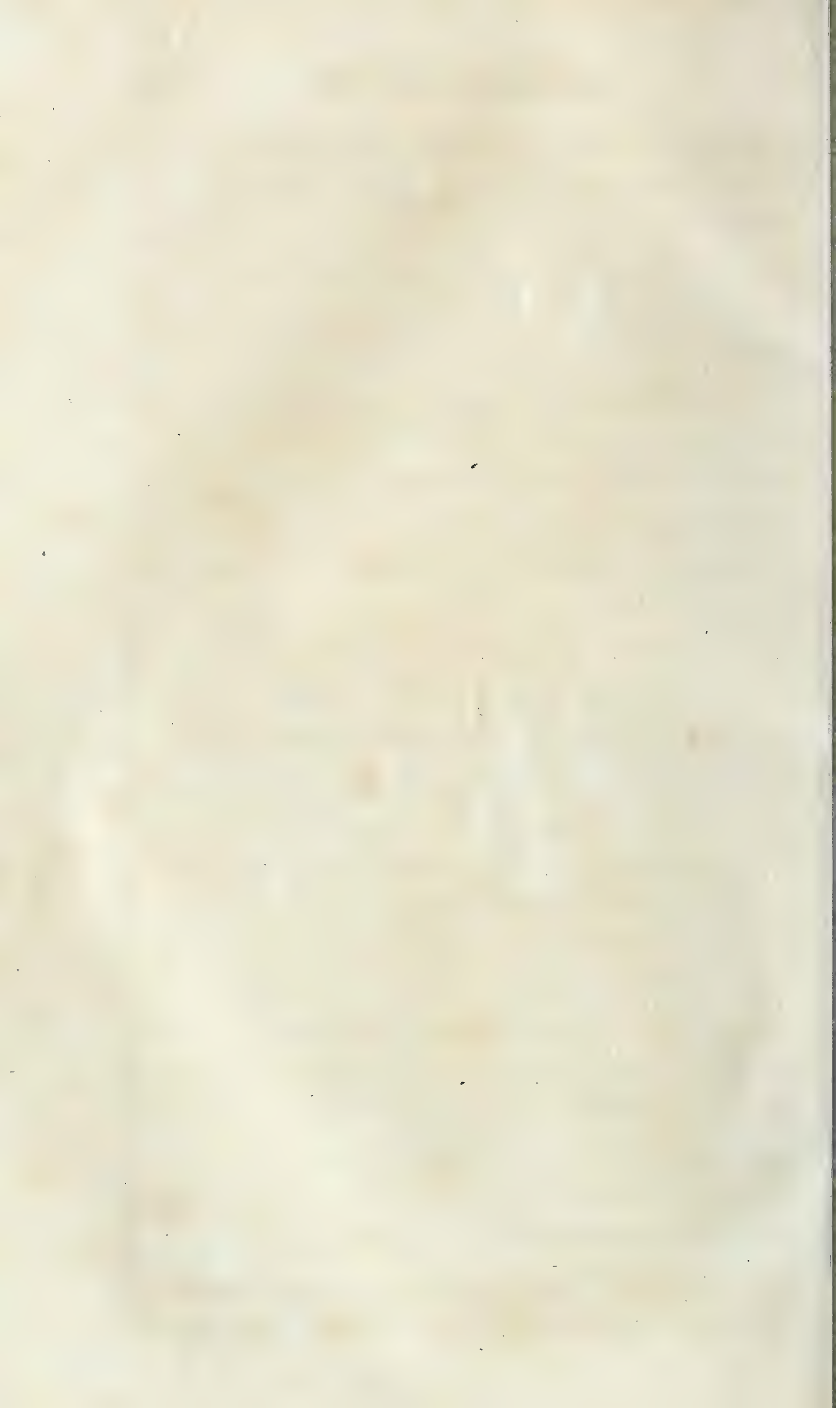
Der Januar bringt hier Regen und der Februar Trokkenheit, die große Regenzeit aber wähet vom März bis Ende Augusts, wo dann bis Ende Dezembers die große trockne Zeit anhält.

Im Allgemeinen bringt die Natur hier dieselben Erzeugnisse, wie in den vorhin beschriebenen Theilen Guianas. Man erbauet in den Pflanzungen fast alle Kolonialwaaren. Die Ausfuhr der Kolonien am Surinam ist schon meist bis 25 Mill. Pfd. Rohzucker, über 15 Mill. Pfd. Kaffee, an 1 Mill. Pfd. Baumwolle gestiegen und der Werth dieser und der übrigen Produkte berechnete man auf 8,000,000 Gulden (holländisch).

Die Caraiben, die Ureingebornen, mögen immer noch ziemlich zahlreich seyn. Sie wohnen am weitesten westlich und seit langer Zeit mit den Europäern in Frieden. — Die Maronneger oder Buschneger, die sich auch ins Innere zurückgezogen, wo sie ihre Dörfer haben und ihre Pflanzungen bauen, können sich vielleicht auf 6000 und drüber (man gibt sogar 20,000 an) belaufen. Es sind Neger, die durch die Barbareien ihrer Herren genöthigt waren, sich in die Wälder und Gebirge des Innern zu flüchten, wo sie bald eine eigene Republik bildeten, die den Pflanzungen der Holländer höchst gefährlich wurde und die gegen alle gegen sie ausgeschickte Truppen in ihren unbekannten und verwachsenen Wildnissen hinlänglich gedeckt waren. Man mußte am Ende Frieden mit ihnen schließen und sie in ihrer Freiheit lassen, ja ihnen sogar jährlich Geschenke an Waffen, Geräthen und Kleidungen gewähren, die sie trozzig einfordern, wenn sie nicht zu rechter Zeit abgeliefert werden. — Leicht möglich, daß mit der Zeit noch der unterdrückte Afrikaner Besitzer und Herr dieses Theils von Amerika wird, zumal, da der Negersklaven vor 20 Jahren auf der Kolonie Surinam allein an 70,000 waren und aller übrigen freien Leute, 1500 Mann regelmäßiger Truppen mit eingerechnet, nicht über 4000.

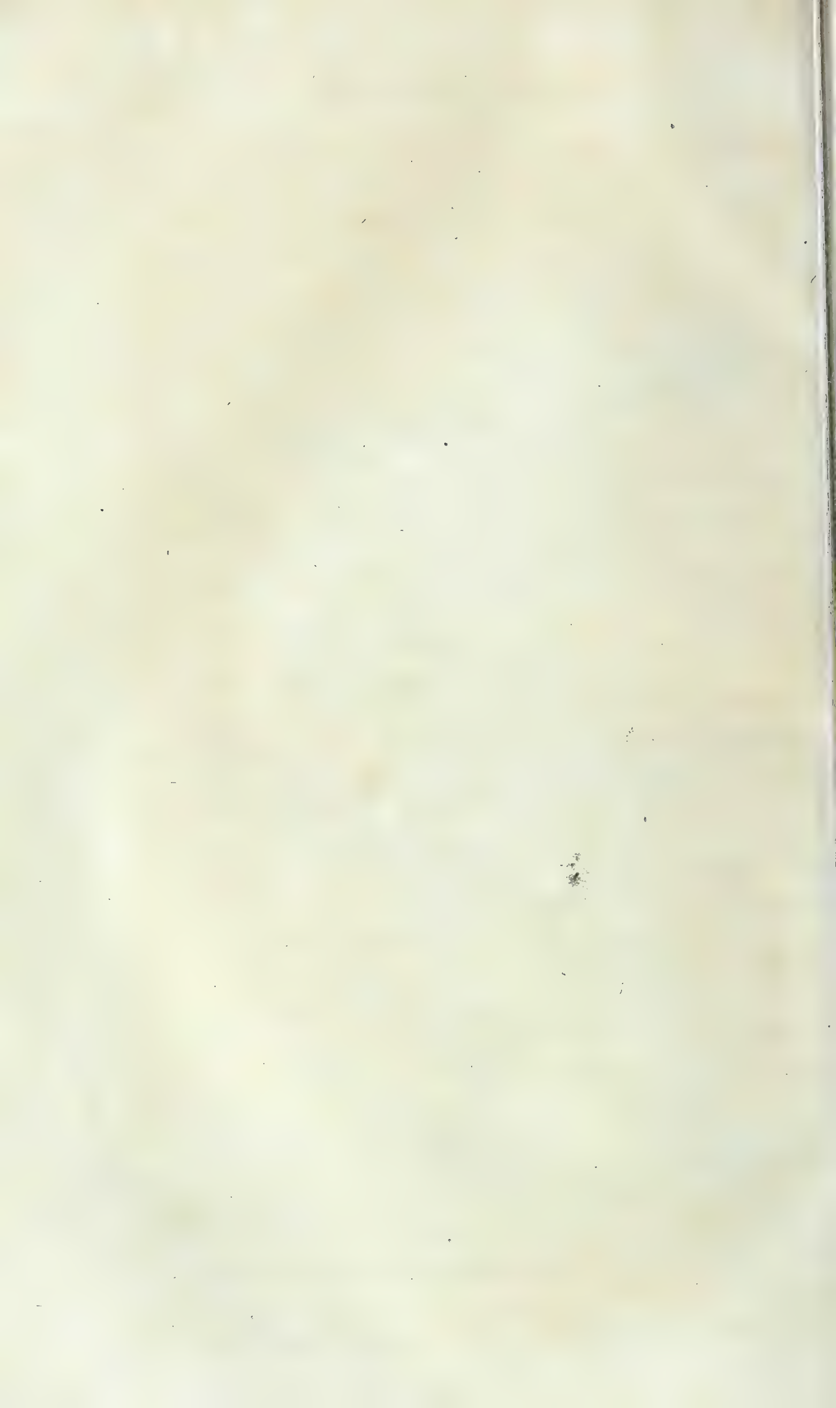
Die Kolonie am Flusse Surinam ist sehr gut angebauet. Man hat die ungeheuern Waldungen gelichtet,







Ein Caraibe aus Surinam.



Kanäle gezogen, Gärten, Terrassen und Lustplätze angelegt und baut in 400 größern Pflanzungen (die mehr als 20,000 Neger halten) Zucker, Kaffee *), Indigo, Baumwolle, viele Erdgewächse und Früchte, z. B. Bataten, die blos zum eigenen Verbrauch dienen, nicht zu gedenken. Man findet Vanille, Ingwer, Pistazien, Tamarinden und viele Arten Harz- und Gummibäume, die sämmtlich ohne Kultur wachsen. — Die Viehzucht wird stark betrieben. Man rechnete sonst an 16,000 Stück großes Vieh, der Schafe, die hier gut gedeihen, nicht zu erwähnen. Man hat die Savannen mit breiten Graben umgeben und auf diese Weise den Heerden Trifft und Wasser geschafft und ihnen auch Ställe gebauet.

Anstatt ein Land zu bedüngen, setzt man es 6 oder 7 Jahr unter Wasser, indem man die Abzugsgräben verstopft. Ist das Wasser wieder abgelassen, so werden zur neuen Pflanzung neue Gräben in andern Richtungen, als die vorigen, gezogen.

Die Plantagen liegen größtentheils längs der Flüsse, und manche bedürfen 300 Neger zum Anbau, um über 300,000 Pfd. Kaffee oder eine halbe Million Pfd. Zucker zu produciren. Schöne Gärten, Alleen von Orangen, herrliche Lustgänge und Kanäle, die die verschiedenen Pflanzungen untereinander verbinden.

Der Hauptort ist die Stadt Paramaribo am Suriname, welche ganz nach holländischer Art gebauet ist und eben so nett und reinlich, als holländische Städte, gehalten wird. Die zwei Stock hohen Häuser sind von Holz und Brettern und bemalt. Statt der Fenster dienen Laden, und die mit Alleen von Tamarinden und Orangen besetzten Straßen werden äußerst reinlich gehalten und des Nachts erleuchtet. Es gibt hier auch ein Rathhaus, eine lutherische Kirche, eine Börse, ein Militärhospital und zwei Armenhäuser.

Seelandia (Zeeland) ist ein Fort an der Mündung des Suriname, und daneben auch der Pallast des Gouverneurs mit einem prächtigen Garten. Gegenüber liegt das Fort Amsterdam an der andern Seite des Flusses.

*) Der hiesige Kaffee ist von Java hergebracht. In Surinam machte man den ersten Versuch mit Verpflanzung dieses Gewächses.

Savana ist ein Judendorf an 20 Meilen oberhalb Paramaribo am Suriname. Sie haben hier ihre Synagoge.

Die Kolonie am Berbicefluß liegt westlich der vorigen und führte 1778 über anderthalb Mill. Pfd. Kaffee, 130 000 Pfd. Cacao und 240,000 Pfd. Baumwolle aus, nebst einer nicht unbeträchtlichen Quantität Zucker. — An Ortschaften sind

das Fort Nassau am Berbice und

Neu Amsterdam mit seinen Paar Häusern — zu nennen.

Die Kolonien am Essequebo liegen am nördlichsten. Der Boden ist vortrefflich, die Wälder unermeßlich und das Klima gesunder, als in den vorigen Kolonien.

Man rechnet hier und in der nächstfolgenden Kolonie 1200 Weiße gegen 20,000 Neger (im J. 1780).

Das Fort Kyk overall und Neu Middelburg sind zu nennen.

Die Kolonie am Demerary gewann 1778 vier Mill. Pfund Kaffee, 230,000 Pfund Baumwolle, 2000 Oxhoft Zucker, nebst Cacao und den beim Zuckersieden aus den Abgängen und Ueberbleibseln erhaltenen Syrup und destillirten Rum.

Das Fort auf Borselleneiland ist anzuführen.

Die Einwohner

der eigentlichen Landenge und der nächst angrenzenden Länder sind uns wenig bekannt und neuere Nachrichten fast gar nicht vorhanden, wenigstens nicht so viel, daß Vergleichungen möglich wären.

Es sind mehrere Völkerstämme, die sich hier aufhalten und unter ihren Kaziken oder Oberhäuptern stehen. An Zahl sind sie wohl sehr schwach. Die Männer gehören zu den größesten, denn sie sind zwischen 5 und 6 Fuß hoch, gut gebildet und von starkem Knochenbau. Die kleinen, wohlbeleibten Weiber erhalten sich lange, ehe sie veralten. Beide Geschlechter haben ein rundes Gesicht, große lebhafte Augen, die aber grau sind, hohe Stirn, kleinen Mund, dünne Lippen, schöne Zähne. Das Haupthaar ist lang und schwarz und mittelst des eingeriebenen Oels glänzend.

Auch wird es mit einem kammähnlichen Holze vielfältig gekämmt. Alles übrige Haar, selbst am Barte, wird ausgerissen — ein Geschäft, das die Weiber mit Holzstäbchen verrichten. Die Farbe dieser Indier ist dunkelorangengelb.

Für gewöhnlich gehen die Männer ganz nackt. Nur ein einziges gebogenes Blatt verbirgt das Schamglied, dessen Entblößung sie sorgfältig zu verhüten suchen; denn in der That soll die Schamhaftigkeit beiden Geschlechtern eigen seyn. Das weibliche Geschlecht trägt Schürzen, die bis zum Knie und tiefer noch hinabhängen. Im hohen Staate aber, wenn ein Oberhaupt gewählt, eine Hochzeit gefeiert wird u. s. w., tragen die Männer eine Art Hemde oder Fuhrmannskittel von Baumwolle, von schwarzer oder weisser Farbe.

Ein Engländer sahe einst eins der vornehmsten Oberhäupter, begleitet von 300 Männern, umherziehen. Die Schwarzbekleideten gingen vor ihm her, die mit weißen Kleidern folgten ihm. Jeder trug einen Speer von der Farbe seines Kleides.

Wie alle Völker halten auch diese auf Putz und Zierrath. Die Weiber tragen einen goldenen Ring im durchbohrten Nasenknorpel, die Männer aber ein Goldblech, welches mit seinen beiden zusammengebogenen Enden sich an den Knorpel fest anklemmt. Beim Essen wird dieser Schmuck abgelegt. Hals- und Armbänder von Glaskorallen, oder nach ursprünglicher Sitte von Thierzähnen und Muschelschalen, sind eben so gangbar, als das Färben der Haut, die sie mit Figuren von rothen, blauen und gelben Vögeln bemalen, wobei statt des Malerpinsels ein an einem Ende in Fasern zerkauetes Holz dient. Damit die Farben länger sich halten mögen, reiben sie dieselben mit Oehl ab. Wer eitel ist, zeichnet erst die Umrisse der ihm gefälligen Figuren auf den Körper, ritzt dann die Haut mit Dornen bis aufs Blut auf und reibt die Farben mit der Hand ein. Dies bleibt unauslöschlich. — Die Weiber machen am meisten Gebrauch von dieser Art Putz und wissen ihn am geschicktesten anzuwenden.

Ihre Häuser oder Kabanen schlagen sie, wie die meisten rohen Völker, am liebsten am Ufer der Flüsse auf. Sie veränderten sonst ihren Wohnort öfters, um den Spaniern unentdeckt zu bleiben. Ein Dorf ist aber auch leicht abgebrochen, denn die Hütten bestehen nur aus starken in die Erde geschlagenen Pfählen, mit Flechtwerk dazwischen, welches mit Erde oder Thon beworfen wird. Das Dach darauf ist mit Baumblättern gedeckt und hat oben einen Ausgang für den Rauch. Jedes Mitglied der in der Hütte wohnenden Familie hat seinen eigenen Hamack (Hängematte). Rings um die Wohnungen her bauet man Cassave, Yams, Bataten, Mais und Bohnen und bewahrt den Erntevorrath in einem zur allgemeinen Sicherheit der Ortschaft erbaueten Hause auf. Dieses Haus stellt eine Art Fort vor. Seine Wände sind 10 Fuß hoch, 130 Fuß lang und an 25 breit, und hat eine Menge kleiner Oefnungen, um Pfeile auf den Feind zu schießen. Jede Seite hat einen eigenen Eingang, der im Fall eines Angriffs stark verrammelt wird.

Zweierlei Art starker Getränke bereiten sie. Die Chicacopah aus Maismehl und die Misla aus dem Safte der frischen Platanen. Wie in der Südsee bei der Kawa, so wird hier das Maiskorn, der bessern Gährung wegen, die es durch die Vermischung mit Speichel erhält, erst gekauet, aber von alten Frauen.

Das weibliche Geschlecht scheint sich hier einer glücklichern Lage zu erfreuen, als bei so vielen Wilden. Zwar muß das Weib auch schwere Arbeit thun, pflanzen, Getränk bereiten, Gepäck auf Reisen tragen; aber die Männer übernehmen eben so schwere Arbeit und fällen die Bäume, um eine neue Pflanzung anzulegen, reinigen diese, gehn auf die Jagd, um Vorräthe ins Haus zu schaffen, flechten in müßigen Stunden Körbe und Netze, und behandeln die Frauen mit Achtung und Liebe. — Auf den Jagden thun ihnen ihre Hunde treffliche Dienste, vorzüglich dadurch, daß sie das Pecari oder hiesige wilde Schwein so lange stel,

len und an Ort und Stelle zu halten wissen, bis der Jäger kommt und es erlegt.

Ehebruch und Nothzucht einer Jungfrau werden entsetzlich bestraft. Der erstere mit dem Tod, die letztere, indem dem Verbrecher ein stachliger Stab in dem schuldigen Gliede umgedrehet wird, worauf meistens ein höchst schmerzlicher Tod folgt. Die Vielweiberei ist aber üblich.

Die Väter übergeben mit feierlichen Reden und Tänzen die beiden Brautleute einander und blasen dazu auf Flöten, unter welchen sich auch die Panflöte (Papagenopfeifchen) befindet. Die Hochzeit dauert mehrere Tage und die Gäste bringen dem angehenden Ehepaare Geschenke, hauen die Bäume zur neuen Pflanzung nieder, stecken Maiskörner und errichten die Hütte für das junge Paar. Dann trinkt man tüchtig Chikopah, räumt aber klüglich zuvor Aexte, Messer u. s. w. aus dem Wege.

Ein Volk, das schon so weit ist, ist sicher nicht ohne alle Religion, welcherlei Art dieselbe auch seyn möge. Ihre Priester, Zauberer, Aerzte, scheinen mancherlei nützliche Kenntnisse zu haben. Ein Engländer war durch Unvorsichtigkeit seines Landsmanns schwer am Knie verwundet. Die Indier (unter welchen er mehrere Monate zubrachte, und uns diese hier mitgetheilten Nachrichten geben konnte) suchten Kräuter, verwandelten sie durch Kauen in einen Brei, den sie um das verwundete Knie schlugen, verbanden dieses mit Platanenblättern und beendigten die Kur sehr glücklich.

Die Art der hiesigen Zauberer, zur Ader zu lassen, ist seltsam genug. Ganz nackt setzt sich der Patient auf einen Stein. Der Zauberer oder Arzt hat einen kleinen Bogen, von welchem er kleine, dicht neben der Spitze mit Federn ringsum besetzte Pfeile auf Arm oder Fuß abschießt (die Federn verhindern das zu tiefe Eindringen der Spitzen) und jedesmal ein Paar Tropfen Bluts hervorlockt — eine Operation, die so lange dauert, bis genug Blut fort ist. Nach jedem hervorbringenden Blutstropfen springen und gestikuliren Aerzte und Zuschauer vor Freuden.

Jener erwähnte Engländer, selbst ein Wundarzt, erbot sich, der Frau des vorerwähnten Oberhaupts, Lacenta, die sich dieser schmerzlichen Operation unterwerfen sollte, leichter vom Blute zu helfen. Lacenta willigte ein. Da aber aus der mit der Lanzette geöffneten Ader das Blut hervorsprang, war er vor Schrecken und Erstaunen außer sich und schwor bei seinen Zähnen (welches ihr unverbrüchlicher Eid ist), den Engländer mit dem Spieß zu durchbohren, wenn es unglücklich abliefe. Es lief glücklich ab, und alle Darier betrachteten den Engländer von nun an als einen Gott, fielen vor ihm nieder, küßten ihm die Hände, trugen ihn auf allen Reisen in einem Hamack und der Cazike, dessen Gefangener er war, gab ihm seine Freiheit wieder.

Diese Völkerschaften sollen sehr gutmüthig seyn, und nur, wenn man sie mißhandelt, rachsüchtig. Den Spaniern, die ihnen höchst verhaßt sind, haben sie genug zu schaffen gemacht. — Es ist wohl möglich, daß sie ehedem Menschenopfer gebracht und Menschenfleisch gefressen haben; jetzt scheint nichts mehr von dieser alten Rohheit übrig zu seyn.

Daß sie nicht ganz stumpfsinnig sind, zeigen schon die bisherigen Angaben. — Auf Reisen wissen sie sich sehr gut zu finden und verstehen bis auf 100 zu zählen, wobei sie sich nach unserm Zahlensystem richten, indem sie die ausgebreiteten Hände einmal, zweimal oder dreimal zusammenschlagen, um 10, 20 oder 30 auszudrücken. — Ihre Sprache ist weit leichter, als die mexikanische.

Merkwürdig sind auf dieser Erdenge die häufiger, als irgendwo vorkommenden ausgearteten Schwächlinge, die Albinos oder Kakerlaken, die man sehr ungeschickt weiße Neger hat nennen wollen, da sie doch in der That von den hiesigen Amerikanern abstammen. Sie haben zwar die Todtenfarbe des weißen Papiers, wie die weißen Neger, aber ihr Hauptthaar ist nicht, wie bei diesen, kurz, kraus und wollig, sondern, obwohl weiß, den-

noch bis auf 8 Zoll lang und nur gekräuselt, der Leib aber mit weißen zarten Daunen besetzt.

Diese Menschen sind kleiner und schwächlicher, als die andern Bewohner dieses Landstrichs; die weißen Augenbraunen sind lang und sichelförmig und nur bei sehr bewölktem Himmel erträgt das matte Auge das Tagslicht. Des Nachts und namentlich beim Mondenlicht, zeigen sie viel Lebhaftigkeit und Sehkraft.

Sie sind, ungleich der Sitte Afrikas, hier wenig geachtet und wo sie ja zuweilen Kinder erzeugen, sind diese gewöhnlich wie die übrigen Landsleute an Farbe, Bau und Kraft. Nur bleibt es merkwürdig, daß diese überall so seltenen Menschen hier so häufig vorkommen.

Die übrigen Urbewohner von Terra firma.

Wie überall, können es auch hier nur dürftige Bruchstücke seyn, die wir geben, denn wer kennt die Völkerstämme alle, wer hat ihre Gegenden durchstrichen und ihre Sitten, Lebensweise und Anlagen oder Kenntnisse und Künste genau erforscht?

Es sind Menschen mit schmaler Stirne, kleinen Augen, spitzer Nase, großen Mund und aufgeworfenen Lippen. Der dicke Kopf hat ein breites Gesicht und ist mit schwarzen, langen, glänzenden Haaren besetzt. Die Farbe, verschiedentlich nach den Ländern nüancirt, ist größtentheils kupferfarben, und die Große geht von 4½ Fuß bis 6 Fuß. Der Bart ist dünnhaarig und die dicken muskulösen Glieder taugen dennoch nicht zur Ausdauer.

Sie werden als faul, lügenhaft, verschlossen und dumm, und die an den Küsten wohnenden als grausame Menschenfresser beschrieben.

Ewig lebten diese Stämme mit einander in Krieg, den sie mehr aus Rachsucht, denn aus Lust zur Beute führten, daher sie auch Alles umbrachten und verheerten. Ihre Dörfer waren elende Hütten, ihre Waffen vergiftete Pfeile, Köcher und Bogen und eine Keule. Nur die Caraiben

allein griffen den Feind von vorn an und waren so muthig, daß sich keine andere Nation wagte, in ihr Land einzufallen.

In ihrer Religion ist der Gedanke an eine Fortdauer überall ausgedrückt. Viele Nationen nehmen nur ein böses Urwesen an — oder vielmehr, sie verehren dieses wohl nur allein aus — Furcht!

Zauberer, d. i. Priester und Aerzte, hier Piachen genannt, sind in großem Ansehen. Sie werden von angesehenen Veteranen in ihrer Kunst unterrichtet und haben sie die Anfangsgründe ihrer Wissenschaft erlernt und zwei Jahre hindurch einsam und in großen Höhlen im Dickicht der dichtesten Waldungen eingeschlossen zugebracht, wo sie sogar ihre Eltern nicht sehen und nicht was Leben gehabt, essen durften, so waren sie fertig. (Von den Proben der Aerzte dieser Erdgegenden wird noch die Rede bei nachher vorkommenden Völkerschaften seyn.) Nachts gingen die alten Piachen zu ihren Schülern und ertheilten ihnen Unterricht, nnd wenn die Zeit kam, so wurden sie in die Zunft aufgenommen und konnten Geister beschwören, und, was dem gleich ist, Kranke heilen und die Zukunft voraussagen. — Wie bei allen andern Wilden wurden auch hier bei dem Kranken neben den Kräutern und Wurzeln oder Hölzern, die verordnet wurden, wunderliche Grimassen gebraucht, an dem leidenden Theil des Körpers geleckt und gesogen und dieser stark gerieben und dazwischen murmelnd und dann wieder laut gesprochen, damit der böse Geist den Kranken verließe. Half Alles nichts, so rieb der Piache mit einem ihm allein bekannten Holz des Kranken Mund, fuhr ihm bis in den Hals hinab, damit er Alles von sich gab, was er im Magen hatte, schrie und heulte und verdrehete seinen Körper furchtbar dabei. Wurde nun ein starker Schleim ausgebrochen, so sammelten ihn die Umstehenden und warfen ihn mit den Worten: „wir werfen dich weg, Teufel, wir werfen dich weg!“ — zum Hause hinaus. Genas der Kranke, so bekam der Piache Alles, was da war; starb er, so hatte das Schicksal die Schuld — doch heimlich gab man wohl die Krank-

heit den heimlichen Zaubereien der Piachen selbst die Schuld, nur hatte man nicht den Muth, etwas dagegen zu sagen.

Daß sie weissagten, ob das Jahr fruchtbar oder unfruchtbar, reich oder arm an Fischfang seyn würde, ob Sonnen- und Mondfinsternisse kämen u. s. w., verstehet sich, und dafür genossen sie außer einer Menge Vorrechten auch das, die erste Nacht bei jedem neu verheiratheten Mädchen zu haben (jus primae noctis).

Der abgeschiedenen Seele werden auch hier Lebensmittel mit ins Grab gegeben und der Leichnam wurde mit denselben entweder in seiner Hütte beerdigt oder am Feuer getrocknet und hernach in den Wohnungen aufgehangen. Es versteht sich, daß man den Verstorbenen sehr zu beweinen und seine Thaten zu rühmen pflegte; ja die Angesehenen feierten den Todestag des Verstorbenen und alle Freunde und Verwandte brachten dazu Essen und Trinken mit. Ja man grub den Leichnam (die Knochen?) selbst wieder aus, damit er dem lärmenden, wilden Feste mit beiwohnen möchte.

Mit den Mondfinsternissen ists hier, wenn auch nicht gerade in der Art der Aeußerung, wie bei andern beschriebenen Nationen. Die Männer übten sich in den Waffen, hieben aus allen Kräften Holz, oder verrichteten eine schwere Arbeit, indessen die Frauen in die Hausthüre traten und jämmerlich schreiend, daß sie sich bessern und arbeiten wollten, Mais in die Luft warfen. Nach vorübergegangener Finsterniß wünschte man sich Glück, und es begann ein Tanz mit Schmausen, Trinken und allen Ausschweifungen.

Noch ists bis auf den heutigen Tag bei ihnen so, wie es ehedem war. Zu faullenzen und sich zu berauschen ist ihr höchster Genuß. Den Branntwein, den sie sich leicht schaffen können, ziehen sie ihren ehemaligen geistigen Getränken vor, die von ihren Frauen durch Gährung aus Ananas bereitet wurden. Die Faulheit der Männer geht weiter, als bei andern Wilden, denn sie fühlen sich äußerst unglücklich, wenn die von der Frau gepflanzte Ernte mißrathet und sie

nun auf Jagd und Fischfang ausgehen müssen, wiewohl oft die Beute eines Tages auf eine Woche Unterhalt gibt.

Thätiger und gebildeter, als die meisten der hierher gehörigen Nationen, sind die am obern Theile des Orinokos wohnenden Otomachen (Otomachier), und waren es früher noch, ehe die Missionaren ihre Bildung besorgten. Die Oberhäupter wiesen mit Tagesanbruch einem jeden seine Arbeit an, der Ernteertrag wurde in gemeinschaftlichen Magazinen bewahrt und von den Oberhäuptern nach Bedürfniß vertheilt; die Mahlzeiten nach der Arbeit hielt man ebenfalls in Gemeinschaft; man badete sich dann im Flusse und tanzte mit Einbruch der Nacht bis zur Mitternacht, wo sich Jeder niederlegte. (Von welchen Einrichtungen jetzt wenig oder gar nichts mehr übrig seyn soll!)

Die Gewohnheit, eine gewisse mit Fett (meist mit Kaimansfett) getränkte Erde zu essen, findet noch heutiges Tages bei den Otomachen statt und man hebt die Stücken Erdbrod für die Zeit des Mangels auf, wiewohl Depons sagt, daß man mehr aus Geschmack, als aus Bedürfniß, sich dieser Speise bediene. — Jagd und Fischfang machen allerdings bei den meisten am Orinoko wohnenden Indiern das Hauptmittel des Unterhalts. Doch mehr noch die Schildkröten und deren Eier, von welchen schon vielfältig die Rede gewesen ist, und welche beide man am Feuer trocknet, (außer den Eiern, welche zum Oehl bestimmt sind).

Der Sohn heirathet, wen er will. Die Tochter muß nehmen, wer ihr vom Vater bestimmt ist, von welchem der Eidam sie mit Wildpret, Fischen oder mit bestimmten Arbeiten erwerben muß. — Die Hochzeit besteht in Tanz, und Essen und tüchtigem Trinken, das sich mit völliger viehischer Völlerei endigt.

Alle geladenen Verwandten und Freunde bringen so viel Materialien mit, als zu einer Hütte für das angehende Paar nöthig ist, und die Frauen bringen Fische, Früchte und Getränke, die zu der Hochzeit Noth sind. Ist unter Tanz und Musik die Nacht gekommen, so wird das junge Weib dem Manne überliefert und Alles hat ein Ende.

Während des Tanzes singen die alten Frauen der jungen Mitgenossin ihr Schicksal vor: „Ach Kind, wie viel Qual und Kummer bereitest du dir! Hättest du es gewußt, du hättest nicht geheirathet! — Ach Tochter, wie hast du dich getäuscht! Du wirst keinen Augenblick ohne Seufzer und Thränen verleben! — Die Schmerzen der Niederkunft werden nichts seyn gegen die Tirannei deines Mannes!"

In der That, der Frauenstand ist ein Jammerstand. Nicht Schwangerschaft, nicht das Säugen eines Kindes, erledigt von Arbeiten, oder mildert sie nur. Während die Männer im Hamack liegen und ihren Cigarro rauchen und Branntwein trinken, ist die Frau in Regen und Sonnenglut bei der Arbeit, darf übrigens kein Wort mit dem Manne sprechen und muß bei der Mahlzeit desselben, von ihr erworben und bereitet, so lange fern stehen, bis dieser fertig ist, um die Ueberbleibsel zu verzehren. Nur bei den Otomachen haben die Frauen ein etwas besseres Loos und dürfen selbst an den Lustbarkeiten der Männer mit Antheil nehmen, so wie auch hier nur eine Frau genommen wird.

Höchst seltsam ist bei dieser letzterwähnten Nation der Gebrauch, daß ein junger Mann eine alte Frau, und ein alter Mann ein junges Mädchen, heirathen muß, um, wie sie sagen, nicht zwei Thoren zusammenzubringen. Bei ihrer Einrichtung könne doch der eine Theil dem andern zurecht helfen.

Der Vater verhätschelt sein Kind (Knaben), so lange es jung ist; sobald es sich aber seinen Unterhalt erwerben kann, bekümmert er sich nicht weiter um dasselbe. Dafür liebt der heraufgewachsene Sohn niemals den Vater, den er oft tödtlich haßt, wohl aber die Mutter.

Eine Bekleidung, wenn man nicht das Bemalen des Körpers dafür nehmen will, kennt man nicht. Säuglinge an der Mutterbrust werden zweimal täglich frisch bemalt und ankommenden Fremdlingen muß gastfreundlich die durch Schmutz und Staub verderbte Malerei abgewischt und frische aufgetragen werden. Die gewöhnliche Farbe ist roth; aber an Festtagen nimmt man noch mehrere und die Män-

ner stecken auch einige Federn in die Haare und hangen etliche Gold- und Silberstücken in Ohr und Nasen.

Viele dieser alten Ureinwohner sind freilich durch die Missionen der Spanier zahm geworden, aber viele, namentlich in den südwestlichen Theilen Guianas, behaupten ihre alte Unabhängigkeit und Sitte. Sie kommen allenfalls zu den Missionaren und hören scheinbar zu; haben sie aber ihre kleinen Geschenke bekommen, so ziehen sie sich ins Innere des Landes zurück, wohin ihnen, der Wüsten, Seen, Flüsse und Berge wegen, nicht leicht Jemand zu folgen die Lust hat.

Zu diesen freien Nationen gehören vorzüglich die Garaunos, deren Wohnplätze auf den Inseln des Orinoko in der Mitte des christlichen Gebietes sind. Man rechnet ihre Zahl auf 8000. Sie bringen Fische und Hangematten in die nächsten christlichen Ortschaften zum Verkauf, wo dann die Missionaren die Gelegenheit ergreifen, ihnen das Evangelium zu predigen, wiewohl bis jetzt ohne allen Erfolg. Sie beunruhigen übrigens die spanischen Besitzungen nicht.

Für die wildesten aller Indier hält man die Goahiros, die einen Strich von 15 Meilen längs der Küste und eben so tief landeinwärts zwischen Maracaibo und Rio de la Hacha wohnen. — Sie hatten schon einige Außendinge vom spanischen Christenthum angenommen, als ein unverständiger Pater einen Indier geißeln ließ, der die Nächte zu einer jungen Indierin schlich. — Die Beleidigten ergriffen die Waffen, ermordeten alle Einwohner des Dorfs, in welchem der Vorfall sich zutrug, leiden seit dieser Zeit keinen Missionar und keinen andern Spanier (Schleichhändler ausgenommen) in ihrem Lande, machen den Spaniern unendlich viel zu schaffen und lassen sich den Frieden mit ihnen theuer bezahlen.

Sie führen alle ihre Streifzüge zu Pferde aus und sollen 14,000 Krieger stellen, welches aber damit durchaus nicht paßt, daß nur 30,000 ihre ganze Völkerzahl ausmachen soll.

Nach der Stadt Rio de la Hacha im Königreich Santa Fè kommen sie truppweise mit ihren Weibern, die auf-

ser den Kindern noch ungeheure Lasten tragen, und tauschen meistens Brantwein gegen ihr Vieh ein. Mehr Verkehr haben sie mit den Engländern in Jamaika, von denen sie mancherlei bekommen, Munition und Zeuge, wofür diese von ihnen Pferde, Maulthiere, Ochsen und Perlen nehmen.

Die Sitte sich zu bekleiden haben sie erst von den Spaniern angenommen. Die Frauen haben eine Art bis über die Knie gehenden Rock, der den rechten Arm nackt läßt. Die Männer haben ein kurzes Hemd, Hosen, die bis auf den halben Schenkel gehen und einen kurzen, über die Schultern zurückgeschlagenen Mantel. Ohren, Nasen und Arme sind mit Federn, Goldstückchen u. s. w. verziert.

Mit dem Christenthum der bekehrten Indier mag es jämmerlich aussehen *). Es ist ein guter Christ, der so weit gekommen, daß er Mord, Blutschande, Ehebruch, Besoffenheit und Abgötterei für Todsünden durch sein „Ja" oder auch wohl nur durch ein Zeichen erklärt.

In der Beichte soll er knien, aber nach den ersten Augenblicken huckt er auf seine Fersen nieder, leugnet seine Sünden, schimpft auf die, die sie dem Pater hinterbracht haben und nur mit Mühe wird es dahin gebracht, daß er ein vorgesprochenes Bekenntniß seiner Reue nachmurmelt.

Bei dem Gottesdienste, bei welchem sie halbnackt auf dem Boden liegen, macht ihnen das Glockengeläute, der Gesang und die Musik und das Gepränge einen Spaß und erhält ihre Neugier aufmerksam, aber alles übrige ist ihnen zuwider, und sie, die alles Ermahnens ungeachtet vor Zaubermitteln sich fürchten, verlachen dieselben so sehr, daß man denjenigen für einen Pinsel hält, der im Ernste Ehrfurcht vor den heiligen Gebräuchen hat. Merkwürdig genug sinds gerade die alten Weiber, die die Predigten persifliren und kritisiren.

*) So wie mit ihrer ganzen Lage, was auch Depons darüber rühmt, wie weise und menschlich sie von der spanischen Regierung behandelt würden. — Auch mögen die gesetzlichen Vorschriften leicht milder seyn, als deren Ausführung durch tyrannische Beamte.

„Wenn Gott so gut ist, wie Er (der Pater) sagt, warum gibt er uns nicht zu essen, ohne daß wir arbeiten? — Ist Er selbst in der Hölle gewesen? Hat Ers gesehen? Wer hats Ihm gesagt? — Er hat gut Schwatzen von der Enthaltsamkeit! Aber warum übt Ers nicht selbst?"

Doch genug, um diese Indier und ihre Führer zugleich kennen zu lernen.

Bewohner Guianas.

Die Urbewohner sind uns nur wenig bekannt, da man in diesem Lande gar nicht weit hat vordringen können und die entferntern Nationen nie weder zu den Europäern, noch zu den neben diesen wohnenden bekehrten Indiern kommen. — Es sind unvollständige, aber zum Theil sehr interessante Nachrichten, welche wir von den verschiedenen Nationen dieser Gegenden haben. — Daß manche vorhin schon erwähnte Nationen auch hier wieder vorkommen müssen, wird niemand befremden.

Eine Hauptnation, die hier erwähnt werden sollte, sind die Caraiben, die an einem andern Orte nachher ihre Stelle erhalten. Andere Nationen sind die Galibiis, die Ottomachier, die Saliven, die Arrowaukas, die Guaraunier, die Tamanachier, Maipurer u. a. m., deren Stammunterschiede und Territorien anzugeben wohl schwerlich jemand einfallen möchte, da man blos im französischen Guiana an 50 solcher Stämme zählen will. *) Wir geben, was wir haben.

Die Farben spielen vom Dunkelbraunen ins Röthliche und bei Vielen ins Schwärzliche, ohne jedoch mit den Negern Aehnlichkeit zu haben, deren Farbe sie verabscheuen. Am bräunlichsten sind die Anwohner des Orinoko, am lichtesten die Bewohner der innern Waldungen und Berge. —

*) Wie stark solche Stämme oder Nationen sind? Die Tamanachier hatten auf einer Strecke von mehr als hundert Meilen 3 Dörfer mit höchstens 120 Seelen.

So bald sie sich an Bekleidung gewöhnen, werden sie alle weißer, so wie sie denn auch die weiße Farbe sehr hoch halten.

Groß und stark gebauet sind insonderheit die Ottomachier und sogar die Weiber haben eine tiefe Mannsstimme. Nur die Weiber der Saliven (sie wohnen am mittlern Orinoko) haben eine Weiberstimme. Wie bei allen sogenannten Wilden ist auch hier Jeder gerade und ungebrechlich und ein Buckliger oder Lahmer erregt ihr Gelächter und wird wie ein Wunderthier betrachtet. *)

Man reißt sich die dünnen Barthaare und alles übrige Haar am ganzen Körper aus, wo es auch sitzt, scheert sich das Haupt bis auf einige Haarbüschel — oft nur bis auf einige Haare; so kann sie kein Feind beim Schopf fassen. Federn um den Kopf dienen statt der Mützen. Die Bergbewohner machen sich Halsbänder von den Zähnen der Tiger, Krokodile und anderer Thiere, putzen sich, wohl vorzüglich gegen den Geruch des Wildes, mit wohlriechenden Wurzeln oder mit den Beeren der Vanille.

Durchbohrte Ohren, deren Löcher so weit erweitert werden, daß zuletzt eine Citrone durchginge und die bis auf die Schultern herabhangen, sind gewöhnlich. Dünne Holzhalsbänder, mit silbernen Plättchen überlegt, sind ein Staat, mit welchem sie sich viel wissen. — Die Putzliebe der Frauen zeigt sich allenthalben. Die Schürzen oder Camizas, welche die Männer blos von Baumwolle tragen, flechten die Frauen aus Haarschnüren, die an schön gearbeiteten Binden um den Leib befestigt werden. Dieses ist ihre einzige Bedeckung. Die Anständigkeit wird dennoch zwischen beiden Geschlechtern beobachtet. — Die zum Christenthum bekehrten Männer tragen ein grobes Gewand von Wolle, wie ein Sack aussehend, ein Paar Beinkleider und einen aus Palmblättern selbstgeflochtenen Hut.

*) Kein Wunder, daß Gebrechliche bei allen Wilden Amerikas so selten sind. Man bringt sie gleich nach der Geburt um.

Die ersten bekleideten Europäer, die diese Menschen sahen, schienen ihnen so furchtbar, daß sie in die Wälder flohen; und als die Missionare die Weiber der Salivas zur Kleidung bereden wollte, sagten diese: „Nein, es geht nicht an, wir schämen uns, bekleidet zu seyn.“

Der Leib wird bemalt, was sie als ursprüngliche Kleidung betrachten. Trifft man sie unbemalt, so sind sie eben so verlegen, wie wenn man Jemanden bei uns nackt träfe. Mit Kugeln von einer rothen Farbe (Roucou) wird der Leib für alltäglichen Gebrauch einfarbig bemalt. Davon stinken sie sehr, zumal, da die Farbe mit Schildkrötenöhl bereitet wird. Aber bei Feierlichkeiten malt man die eine Hälfte des Gesichts roth, die andere gelb, Leib und Füße roth, die Beine aber schwarz. Ja sie haben Stempel aus Thon gebacken, mit welchen sie, wie mit einer Form, allerlei seltsame Figuren auf Brust und Lenden drücken. Dies ist eine von den Caraiben angenommene Sitte.

Bei den Galibiis, welches die zweite Hauptnation dieser Gegenden und den Caraiben sehr ähnlich zu seyn scheint, ists mit dem Bemalen nicht genug, sondern die Haut wird durch Aufritzen so fest und dicht, daß auf Wegen durch Wälder und stachliges Gesträuch des Europäers Kleider schon lange zerrissen sind, ehe der Wilde nur etwas von einer Verletzung an seinem Körper gefühlt hat.

Einige Nationen tragen Papagaienfedern in den durchbohrten Wangen, andere Ringe in der Nase; andere tättowiren sich mit schwarzen Cirkellinien, die von einem Ohre übers Kinn zum andern gehen. Manche lassen sich, wenn sie in den Krieg gehen wollen, mit dem Saft einer Pflanze schwarze Streifen auf den Körper einzeichnen, die nie wieder vergehen. — Bei mehrern Stämmen gehören Aufsätze von den schönsten Vogelfedern zum Putz, nebst einem schönen grünen Stein, den Jade oder Nephrit, den sie länglicht zu schneiden und zu durchbohren wissen und der dann höher, als Gold, im Werthe steht. Man findet große Verschiedenheiten unter diesen Steinen und manche

derselben sind kieselhart. Wahrscheinlich sind diese aus dem Innern kommenden Steine gar nicht von einerlei Art.

Diejenigen Wilden, unter welchen der nach Cayenne verwiesene Pitou lebte, namentlich die Familie, in welcher sich der Franzose aufhielt, schienen (nach seiner wohl mitunter etwas zu schönen Schilderung) sehr treffliche Menschen zu seyn. Sie sind gastfrei, sagt Pitou, und als Freunde sehr gutmüthig; aber argwöhnisch, leicht gereitzt und dann unversöhnlich rachsüchtig, im Rausche, den sie sehr lieben, wüthend. Um ihre Rache zu befriedigen, ist ihnen jedes Mittel, das sie anwenden können, gleich; ihre Keule oder Boutou, oder Pfeil und Bogen, oder aber Gift, von welchem sie besondere Kenntnisse haben. Um die Rache auszuführen, verstellen sie sich sehr und sind äußerst freundlich und herzlich, und man ist von ihnen oft schon vergiftet, ehe man das Geringste befürchtet hat. Wir werden davon nachher ein Beispiel geben, wir wollen nur zuvor erst einige einzelne Hauptpunkte von diesen Völkern ausheben.

Will eine Mutter niederkommen, so läßt sie sich mit keiner Miene, mit keinem Zucken ihres Gesichts etwas merken. Jede Aeußerung von Schmerz ist schimpflich. Sie entfernt sich an einen einsamen Ort, badet das gewöhnlich leicht angekommene Kind in einer frischen Quelle und bringt es in einer Viertelstunde.

Bei mehrern Stämmen findet sich auch hier die sonderbare Sitte, daß der Mann statt der Frau die Wochen halten muß, wenigstens bei der ersten Niederkunft. Einen Monat lang muß der Mann in hoch hinaufgezogener Hängematte aushalten, welches ihnen bei ihrer Bequemlichkeitsliebe wohl ganz gut dünken würde, wäre es nicht zugleich mit einer strengen Diät verbunden. Ein wenig Cassave und etwas Wasser ist der einzige Unterhalt, der ihnen erlaubt wird. Würde der Mann etwas anderes, z. B. ein Stück Hirsch- oder Schweinewildprett genießen, so würde das zwar nicht ihm, aber doch dem Kinde, groẞes Unheil bringen und der Knabe würde gewiß kein tapferer abgehärteter Krieger werden. Ja die Frauen machen oft den Män-

nern die bittersten Vorwürfe, wenn dem Kinde etwas fehlt, und behaupten, daß er sich schlecht aufgeführt habe.

Sind seine Wochen um, so ist damit noch nicht Alles geschehen; aus der Hängematte zwar wird er entlassen, aber frelangirt muß er doch zuvor erst werden, d. h., mit spitzen Fischzähnen oder scharfen Kaninchenzähnen an verschiedenen Stellen des Körpers geprickelt und geschröpft. Auch wird er vielleicht statt dessen mit der Peitsche tüchtig durchgehauen; ja bei manchen Stämmen werden beide Arten Bedienung vereinigt. Auch damit ists noch nicht ganz aus, sondern nun muß der gewesene Wöchner auch noch einige Wochen bei einem alten angesehenen Indier wirkliche Sklavendienste thun, höchst strenge Diät halten und sich Alles gefallen lassen. Erst, wenn dieses Alles überstanden ist, wird ein großes Trinkgelag gegeben und nun erst kehrt der Mann zu seiner vorigen Ordnung und Lebensweise zurück, zufrieden, damit nun Alles gethan zu haben.

Die Erziehung macht hier geringe Mühe. Spielend und durch Zusehen erlernt der Knabe die Hütten oder Carabets (Carbets) bauen, Fische fangen und mit Bogen und Pfeil umgehen. Der Knabe begleitet frühzeitig den Vater, das Mädchen die Mutter, zu allen Verrichtungen. Doch die erstern braucht der eifersüchtige Vater auch — denn eifersüchtig sind sie außerordentlich — um die Mutter zu beobachten und Alles, was sie gethan, sich wiedererzählen zu lassen.

Auch bei diesen Völkern gelangt der Jüngling nur durch harte Proben zu der Ehre, in die Zahl der Krieger aufgenommen zu werden. Der Vater ergreift einen großen lebendigen Raubvogel und schlägt ihn auf den Rücken des Jünglings todt, ohne daß dieser den mindesten Klagelaut darf hören lassen. Hiernächst wird demselben mit scharfen Knochen oder Zähnen der Rücken zerfleischt und des beträchtlichen Blutverlusts ungeachtet muß dieser mehrere Tage lang fasten. Und wahrscheinlich sind diese Proben nicht die einzigen, denen er sich unterwerfen muß. Ist Alles vorbei,

so ist er nun ein Mann, ein Krieger und erhält als solcher einen Ehrennamen.

Bei einigen Nationen ist es ein großes Unglück, Zwillinge zu gebären, von welchen, wo nicht alle beide das Leben verlieren, doch gewiß Einer umgebracht wird, und nur den andern erkennt der Vater als sein Kind. Solche Mütter, welche Zwillinge bringen, wären wie die Mäuse, und die Frauen werden für solches Unglück öffentlich mit Ruthen gepeitscht. Die Mütter tödten daher gewöhnlich heimlich ein Zwillingskind und verscharren es.

Die körperliche Geschicklichkeit dieser Indier ist sehr bedeutend, auch verstehen sie sich auf mancherlei Kräfte der Pflanzen. Pitou sagt: Dieses Volk (bei dem er sich aufhielt) hat das Auge eines Adlers, das Ohr eines Blinden, die Füße des Hirsches und die Gelehrigkeit des Hundes. — Auch Geschicklichkeiten besitzen sie in Verfertigung von Backsteinen und Töpfen, sonderlich aber im Korbflechten. Zu den Töpfen nehmen sie einen sehr guten Thon und feingesiebte Asche. Sie verstehen denselben nicht nur einen guten Glanz zu geben, sondern verfertigen auch Gefäße von mehrern Eimern, in welchen sich das Trinkwasser gut aufbewahren läßt. Von ihren Körben behauptet ein Reisender, daß sie die Korbflechtereien Europas, selbst die feinsten, weit überträfen. Sie werden daher theuer verkauft; denn damit und mit ihren Töpfen, wie mit mancher andern Waare, treiben sie einen Tauschhandel mit den Europäern, der nicht unbedeutend ist. — Sie kennen Kräuter, mit welchen sie die Hunde einreiben, damit auf der Jagd das Wild keine Witterung von ihnen habe; sie wissen mit Kräutern die Fische zu betäuben; sie reiben damit die Angelschnur, oder aber streuen dieselben oben aufs Wasser aus; auch kennen sie Kräuter, die Wuth gefährlicher Schlangen abzuhalten und den Biß derselben zu heilen, eben so auch Gegengifte von großer Wirkung. Diese Kenntnisse sind jedoch Geheimnisse.

Man lernt viel von dieser Völker Sitten und Gebrauch aus Pitous Erzählungen. Dieser Franzose hielt sich bei dem Indier Hyroua auf, den er als einen gastlichen und

einsichtsvollen Mann beschrieb, der auch über die höhern Gegenstände der Religion sehr gut zu sprechen wußte (falls nicht der Franzose ihn verschönert hat, wie ich fast fürchte). Mit diesem war er auf der Jagd und hätte beinahe den Pitou ins Wasser geworfen, weil dieser ein Paar Hasen (keineswegs wohl unsere Hasen) unter einem dem Hyrouka oder bösen Gott geweihten Strauch gelegt hatte.

Es war sein Glück, daß es eben da donnerte, da der Wirth den Gast mit der Kraft eines Löwen zum Strom fortriß. „Tamouzy (der gute Gott) ist dir gnädig, sagte der Wilde, sonst würde ich dich haben umbringen müssen, weil du Hyroukas Baum entweiht hast."

Er belehrte den Franzosen, daß sie zwei Urwesen (wie die alten Perser) annähmen, ein gutes, den Tamouzy, und das böse Princip Hyrouka. Nur vor dem letztern, sagte der Indier, demüthigen wir uns, weil es böse und mächtig ist.

Er ging mit dem Franzosen nach seinem Dorfe. Dieser wollte die Ausbeute der Jagd mitgenommen wissen. „Nein, sagte Hyroua, dieses ist der Frauen Sache." Pitou zweifelte, ob die Frau den Weg finden werde, aber sein Wilder belehrte ihn, daß daran gar nicht zu zweifeln sey, knickte da und dort auf dem Heimwege einige Zweige leicht und lose ein, nahm einige der kleinsten Zweige von dem und jenem Baum mit und übergab diese nebst wenigen Worten Anweisung seiner Frau, der Lisbe. Diese ging sogleich, und in wenigen Stunden war die Beute der Jagd im Carbet zur großen Verwunderung des Franzosen.

Während der Abwesenheit der Mutter erzählte der kleine Ywam, Hyrouas Sohn, was zwischen der Mutter und dem Makayabo, einem Freunde des Vaters, während der Abwesenheit des letztern vorgegangen sey. Wie schuldig oder unschuldig es war, läßt sich aus dem Bericht des Franzosen nicht entnehmen, aber es ist bereits angeführt wie argwöhnisch eifersüchtig diese Indier sind und es würde, hier nur zu weitläuftig seyn, hierüber einzelne Fälle anzuführen.

Hyroua gibt ein großes Mahl — eben von dem Erlegten seiner Jagd und Makayabo ist auch bei dem Mahle.

Da Alles versammelt ist, wendet sich der eifersüchtige Ehemann an den vermeintlichen Liebhaber.

„Du hast meine Frau erwartet, sagt er, und ihr seyd einverstanden mit einander. Wir müssen deshalb mit einander aufs Reine kommen — Du verstehst mich.“

Jetzt ergriff der Ankläger sein Boutou (eine Keule aus sehr festem Holz, etwa zwei F. lang und einen Zoll dick, schmal in der Mitte und an beiden Seiten gegen 4 Zoll breit. Bei den Franzosen ist sie unter dem Namen Kopfbrecher oder Casse-tête bekannt, ein Name, den sie wegen des Gebrauchs im Kriege empfangen hat.)

Ein Kampf begann zwischen Ehemann und Liebhaber, ein Kampf, bei welchem Füße und Fäuste und Zähne mit als Waffen gebraucht wurden. Man wirft den Boutou weg, man packt einander, würgt sich, hebt sich in die Höhe und wirft sich nieder, triefend von Schweiß und Blut. Dreimal erneuerte sich auf diese Weise der Kampf, als der Ehemann von seinem stärkern Gegner einen so kräftigen Schlag empfängt, daß er niederstürzt, unfähig, weiter zu kämpfen.

Die Frau des Niedergesunkenen geht jetzt auf den Sieger los, haut ihm in den Arm und spaltet ihm sogleich den Kopf so sehr, daß er todt niedersinkt.

Ein großes Geschrei und allgemeines Händeklatschen bezeugen dem Weibe den Beifall der Männer, die alle auf einmal, als ob es verabredet wäre, (es war ja durch die Sitte sattsam verabredet) ihre Boutous nahmen und die Frauen damit nicht etwa mit Schonung, sondern aus Leibeskraft, durchbläueten (russische Liebesbeweise). Die Frauen schienen diese Zärtlichkeit sichtlich gern zu haben; aber Pitou verstand sie übel. Einer Frau hatte der Mann den Kopf blutig geschlagen und er fürchtete, sie möchte ganz darauf gehen, und entriß sie der Rohheit des Mannes. Wüthend nahm die Frau den Bogen und schoß dem Befreier schmerzhaft auf die Schulter. „Schlägt er mich, rief sie schäu-

mend, so thut er es, weil er mich liebt.“ Alle Weiber waren gegen Pitou, der sich nun, wohl weniger der Frauen, als der Männer wegen, hier nicht mehr sicher hielt und seinen Weg nach dem Flusse zu nahm, um wieder nach den französischen Kolonien überzusetzen.

Dieselbe Frau kommt aber nach einigen Stunden und hat ihn aufgefunden. Sie hat die glücklichen Männer so tüchtig mit Cichery (ihr starkes Getränk) bedient, daß sie alle im tiefsten Schlafe des Rausches sind und bittet ihn, indem sie ihm zärtlich die Hand drückt, zurückzukommen. „Fremdling, du fliehst uns, aber sey nur unbesorgt, sagt sie, Niemand wird dir etwas thun, sobald du nur nicht uns in unsern Liebkosungen, noch in unsern Schlägen, stören willst. (Pitous Betrachtungen, wie es in Europa auf andere Manier doch wohl dasselbe sey, sind wohl sehr geringfügig, ohne ganz unwahr zu seyn.)

Hyroua und die Gäste haben den Rausch ausgeschlafen, und nun begab sich Jeder in den Suwa, ein langes Gebäude, oder vielmehr eine bedeckte Halle, welches zugleich der allgemeine Versammlungsort und der Platz für die Leichen ist. Hier lag die Leiche des Erschlagenen, der zum Unglück ein naher Verwandter des großen Zauberers oder Oberpriesters, des Nächsten nach dem König oder Kaziken, war. — In ein großes Ochsenhorn blies Hyroua und das ganze Dorf nebst dem König kamen im Suwa zusammen.

Ein Todtengericht begann. Hyroua sprach: „Mein Weib, mein Canot, meine Pfeile und mein Boutou sind mein einziges Eigenthum. Makayabo hat meine Gefährtin nehmen wollen. Mein kleiner Ywam hat es mir hinterbracht. Ich schwöre es beim Tamouzy und Hyrouka. Ich will einschlafen und unter Hyroukas Macht gegeben werden, wenn ich dich, o König, betrüge.

Im Namen des Getödteten nahm dessen Bruder das Wort und sagte, indem er den Leichnam des Erschlagenen hielt:

„Ich kam von der Jagd, Lisbe begegnete mir und ich half ihr durch den Strom. Früher, als ich, ging sie zu ihrer Hütte. — Dies ist mein ganzes Verbrechen.“

Der König stand auf und entschied: „Ich weiß genug. Makayabo hat Lisbe überfallen. Tamouzy wird ihn richten, und er soll nicht unter uns (nicht unter dem Suwa) schlafen dürfen. (Sein Leichnam wurde in den Wald geschleppt und den Raben, oder vielmehr Aasgeiern vorgeworfen, welches diesen Indiern furchtbar schrecklich scheint.) Sein Canot und seine Pfeile gehören dem Bruder.

Wenige Tage nach diesem Vorfall kam eine Deputation von dem Ytaraunes die die furchtbaren Androyos besiegt hatten, und nun dieser Völkerschaft Freundschaft und Frieden versprachen. Die Abgesandten erhielten einen Pfeil, einen künstlichen Bogen und eine Tigerhaut, an welcher noch die Zähne der Kinnlade hingen zum Geschenk.

Ein feierlicher Tanz wurde veranstaltet, bei dem die Musik sehr eintönig war. Ein dickes Fuß langes Rohr dient als Clarinette und Fagot. Lianen über Bogen gespannt, machen die Saiteninstrumente, und wenn sie zwischen zwei Pfeilern gespannt werden, so gar das Violoncello. Häute über Reifen gezogen, waren die Tambourins. In die Reifen waren Löcher gebohrt, in welchen statt der Schellen, Korallen hingen.

Es war der Suwa, der Platz zu diesen Feierlichkeiten, der Muskiten wegen, rings umher mit Feuern umgeben. Essen und berauschendes Getränk waren da.

Mitten im Freudenfeste erschallt das Schreckensgeschrei: die Androyos sind da. Es fruchtete kein Widerstand gegen sie, wie wüthend auch gefochten wurde. Der König der Nation und Lisbes Mann und kleiner Sohn blieben (wogegen sie selbst den Mörder des Kindes schrecklich tödtete). Die Sieger bewiesen sich als wahrhaftige Menschenfresser, und wühlten wie wüthende Thiere mit dem Kopfe in den Leibern der Erschlagenen.

Wir erzählen hier nicht, wie Lisbe und Pitou, mit Hyrouas Vater und Töchtern über den Strom flüchteten, wie Lisbe in wenigen Tagen Pitous Weib wurde; wie beide den Leichnam Hyrouas suchten, um denselben zu beer-

digen, welches diesen Wilden eine so heilige Pflicht ist; wie derselbe auf die Schlachtstäte durch Hyrouas treuen Hund, den Aram, der mit zwei Pfeilschüssen verwundet, auf des Herrn Leiche lag, entdeckt ward, und wie der Hund auf der Stelle wo sein Herr blieb, sich hinlegte und starb. Aber was wir erzählen ist folgendes.

Ydoman, Lisbes Sohn, der sich auch wiedergefunden, und der eine Großmuth gegen Pitou in einer gefährlichen Nacht bewies, die dem edelsten Europäer hohe Ehre gemacht hätte, ging zu den Bundesfreunden, den Ytaraunes. Sie kamen und trösteten, und hatten innerhalb 14 Tagen, heimlich die verwüsteten Kabarets oder Hütten wieder erbaut. — Man zog wieder ein, und Lisbes blinder und abgelebter Schwiegervater wurde mit zärtlicher Sorgfalt zu dem vorigen Platz, auf einem Palankin über den Strom hinübergetragen.

Im neuen Dorfe ward der Sohn des erschlagenen Kaziken, zum neuen König erwählt. Dieser und sein Bruder warben um die Hände von Lisbes Töchtern, und erhielten sie. Die Hochzeit sollte gefeiert werden, so bald der große Zauberer, der Schwager Makayabos, der dessen Schwester Barka zur Frau hatte, alles Nöthige würde veranstaltet haben.

Es wurden den Tag vor dem Hochzeitabend, nicht nur diese Bräute erst für den Frauenstand, sondern auch einige Jünglinge zu Pyayes (Piacis) oder Zauberer geweiht. Der große Zauberer saß auf seiner Hängematte, und ließ jeden zu Weihenden von vier Indiern herbeiführen, und mit scharfen Kieseln auf Arm, Hüften und Rücken Figuren einzeichnen. Eine Operation, bei der das Blut stromweise floß, bei der aber der Kandidat nicht einmal seufzen durfte, sonst wären alle vorher bestandenen Proben an Fasten, und an ausgestandenen Schmerzen vergeblich gewesen, und er wäre abgewiesen worden. Es wurde diese Operation zum drittenmal an ihnen vorgenommen, (denn 2 ähnliche hatten sie schon ehemals erlitten) wobei sich der Kandidat nur von rohen Kräutern nährte,

die er aber nur in geringer Quantität zu sich nahm. Die Kieselsteinzeichner bearbeiteten ihn zwei Stunden lang, und man feierte dann ein Fest auf seine Kosten, wobei ihn Jedermann freundlich zunöthigte, auch zu nehmen, wobei er aber nichts anders als rohe Kräuter genießen durfte; und während man Cichery (das aus Manihot bereitete Getränk) trank, mußte er mehrere Kannen Tabacksaft trinken.

Den beiden Bräuten wurden die Zähne spitzig gefeilt, und der Busen schmerzhaft tättowirt. Nackt, blutend und betäubt standen die armen Lämmer da, und nun band ihnen die Mutter noch eine Binde um die Hüfte, mit linsengroßen Ameisen, die furchtbar bissen.

Bei dem Feste, wobei die starken Getränke in großer Menge bereitet waren, schmeichelte Barka der Lisbe mit vielen Liebkosungen. Die erste hatte die großen Gefäße oder Coujus mit dem Getränke selbst gefüllt, und die Prinzen und ihre Bräute nebst der Lisbe tranken mit Lust, nur der Franzose entschuldigte sich mit Unpäßlichkeit — und das rettete ihn, denn das Getränk war vergiftet, und Lisbe und ihre Töchter starben unter heftigen Schmerzen; die beiden Prinzen wurden durch das Gegengift eines andern Pyaye gerettet, Barka wurde der Vergiftung überführt, und troß der Verwünschungen des großen Zauberes zum Tode geführt. Dieser mußte selbst mit seinem Sohn in einem Canot entfliehen. Man fand bald darauf ihre Leichen neben dem von Wellen zerschmetterten Canot. — Der Franzose begab sich wieder zu seinen Landsleuten.

Vieles in dieser Geschichte, was Sitten und Gebräuche dieser Völker betrift, wird durch das, was wir im folgenden noch beibringen wollen, klarer und vollständiger werden.

Die Könige und Kaziken einiger dieser Völker scheinen mehr Macht zu haben, als die Oberhäupter bei andern Nationen, und eine mehr monarchische Verfassung scheint statt zu finden. Hyroua vertheidigte ihre Verfassung sehr geschickt gegen Pitous Einwürfe, fast mit Gründen die

kaum ein Europäer besser hätte angeben können. Bei andern Völkern will die Königliche Gewalt wohl gar nichts sagen. „Nun? sagte lächelnd der König der Tamanachier zu den Frauen, wollet ihr nicht einmal den großen Platz (im Dorfe) vom Grase reinigen?“ Die Antwort war: „Mir thut der Kopf weh,“ oder wohl gar: „ich will nicht!“ Der König zuckte die Achseln und ließ es bewenden. —

Außer dem gemeinschaftlichen Suwa, dessen vorher erwähnt ist, und der auf hohen Pfosten steht, und auf schlechten Leitern bestiegen wird und ohne Zweifel eine Art Versammlungshaus ist, hat jeder noch seine niedrige mit Palmblättern bedeckte Hütte. Es ist übrigens wohl möglich, daß die Berichte älterer Reisebeschreiber nicht ganz grundlos sind, nach welchen manche Völker im Innern von Guiana auf Bäumen wohnten, ohne Zweifel wohl nur zu den Zeiten der Ueberschwemmungen, die in dieser Gegend wie wir oben gesehen haben, so plötzlich und mächtig eintreten, und vielleicht auch noch, um sich gegen Tiger zu schützen.

Ackerbau mögen wohl die meisten dieser Nationen betreiben. Manihot wird wohl am meisten angepflanzt, aus welchem sie Brod bereiten, welches nebst Schildkröten, Krabben, Obst, Fischen und Wild das Hauptnahrungsmittel ist. Nie bebauen sie ein und denselben Fleck Landes zweimahl hinter einander; sie können auch nicht wohl, da sie ihre Wohnungen alljährlich verändern.

Des Mannes Werk ist, außer Krieg, Jagd und Fischerei, auch die Verfertigung eines Kanots, welches er durchs Ausbrennen eines Baumstamms macht. Er schießt mit dem Bogen, und auch, wie mehrere Kanadische Indier, mit dem Blaserohr das Wild. Wie sie die Fische zu betäuben, und die Witterung des Wildes zu täuschen verstehen, ist bereits erwähnt.

Der Zustand des Weibes ist auch hier sehr traurig. Selten erfreut es sich von seinen Herren und Tyrannen eines freundlichen Blicks. Nur was, fast mehr Be-

lustigung als Arbeit ist, verrichtet dieser, Jagd und Fischfang, wie eben gesagt ist; daß er etwa einmal ein wenig Hausgeräth macht, ist eine seltene Ausnahme. Taglang ruht er in seinem Hamack oder Hängematte, und unterhält sich mit Gesprächen, kämmt sich die Haare, und reißt sich die Barthaare aus; besieht sich in einem Stückchen Spiegel, indessen die Frau das Land gräbt, für den Unterhalt der Familie sorgt, und den Mann speiset, aber nicht mit ihm essen darf, selbst bei feierlichen Gelegenheiten nicht immer. Ja an allem Vergnügen des Mannes, ists dem Weibe nimmer erlaubt Antheil zu nehmen, welcherlei Art dasselbe auch sey. Die Männer benutzen sogar (vielleicht nur aus Eifersucht) die Furchtsamkeit der Frauen, um sie von ihren nächtlichen Tanzbelustigungen öfters abzuhalten. Schlangen, sagen sie, kämen aus den Wäldern, und fräßen alle Weiber auf (wie wunderbar stimmt hier Amerika mit Afrika überein!) Auch bringen sie auf großen Rohrflöten furchtbare Töne hervor, um das Schreckliche des Vorgebens zu vermehren. Ein Missionar entdeckte einmal ganz öffentlich den Betrug der Männer, worüber diese sehr ungehalten waren, zuletzt aber doch selbst lachen mußten.

Die Frauen fühlten ihr Elend wohl. Eine derselben setzte einem Missionar, den ganzen Umfang der Noth, unter der ihr Geschlecht seufzt, mit vieler Beredtsamkeit auseinander. Dieses Gefühl ist oft so stark, daß Mütter oftmals sogleich nach der Geburt, ihre weiblichen Kinder tödten, und behaupten, ihnen dadurch die größte Wohlthat erwiesen zu haben.

Ganz einzig vielleicht sind die Sitten mancher der hiehergehörigen Nationen beim Heirathen, und das Mädchen kann hier eben so gut, als der Jüngling den ersten Antrag thun. Liebt es einen Jüngling, so bietet es ihm Holz an, um des Nachts neben seiner Hängematte (der Schlafstäte) Feuer anmachen zu können, (gegen Muskiten) und einen Trunk. Nimmt er beides an, so ist eben dadurch die Ehe geschlossen; das Mädchen geht und holt ihre

Hängematte, und hängt sie neben der seinigen auf. Gewöhnlich werden die Töchter in ihrer Wahl von den Müttern, oder von den nächsten Anverwandtinnen geleitet, die besonders darauf sehen, ob der junge Mann ein geschickter Jäger oder Fischer ist. — Andere Gebräuche kennt man hier nicht.

Die Heirathssitten der Otomaks sind schon vorher angeführt.

Bei verschiedenen Indiern heirathet man nahe Verwandtinnen, und oft wird schon die Heirath da bestimmt abgeschlossen, wenn die Mädchen kaum einige Jahre alt sind. — Bei andern Nationen sehen, wie im nördlichen Asien, die Schwiegerväter den künftigen Tochtermann, wie eine Art Knecht an, der für sie jagen und fischen, das Holz auf dem Platz abhauen müsse, wo etwa Feld angelegt werden soll, und noch sonst für den Unterhalt sorgen muß. Das Anhalten um eine Frau ist kurz: „Ich nehme deine Tochter!" sagt der Jüngling zum künftigen Schwiegervater, und wenn dieser einwilligt, antwortet er: „Nimm sie nur! Ich habe sie nicht in Händen!"

Bei den Krankheiten der Ihrigen, sollen sie ziemlich gleichgültig seyn, aber bei dem Tode derselben in lautes Klagen und Weinen ausbrechen. Die Weiber dringen an das Lager des Verstorbenen, einige schütteln die Hängematte in der die Leiche liegt, andere ringen die Hände, und scheinen in Verzweiflung.

Durch Klaglieder und Thränen erleichtern sie den Schmerz. Die eine klagt singend, daß sie den Versorger verlor; die andere rühmt ihn, wie viel Wild er erlegt u. s. w. Am meisten klagen Mütter über ihre Kinder; und lange Zeit, wenn sie bei der Rückkunft vom Felde, dieselben nicht mehr in der Hütte finden, dauern die Klagelieder, an deren Schluß sie gewöhnlich den Namen des Verstorbenen mehrmals wiederholen, bald in höhern, bald in tiefern Tönen. Die Männer sitzen bei diesen Klagen still, und scheinen zu seufzen.

Bei den Ottomachiern klagen nicht nur die Verwandten, sondern die ganze Nation (wohl nur Dorfschaft) versammelt sich mit Tagesanbruch zu dem Wehklagen. — Bei dieser Nation findet die Sitte alles zu zerstören, was einem geliebten Verstorbenen gehört, vorzüglich statt. Die Bananen, der Mais, der Manihot, die für denselben gepflanz sind, werden heraus gerissen. „Was soll ich damit? sagte ein Oberhaupt zu seinem Missionar; da diejenige nicht mehr lebt, für welche ich das Alles gepflanzt hatte? Ich mag ein solches trauriges Andenken, nicht behalten."

Die Arten den Todten zu bestatten, sind überaus verschieden. — Natürlich, da die Nationen es sind. Einige verbrennen den Todten in seiner Hütte, und pulvern die Gebeine desselben, um sie mit hinunter zu trinken. Andere beerdigen ihn in seiner Hängematte, nebst den Waffen in seiner Hütte, und wenn der traurige Akt vorüber ist, kommt der fröhliche, eines Trinkgelages. Dieses ist die gebräuchlichste Bestattungsart. — Andere und namentlich die Garaunos, binden den Todten mit Binsen oder Baststrikken, an einen am Ufer stehenden Baum, und werfen den Leichnam in den Fluß. In wenigen (man sagt schon am zweiten) Tagen, haben gefräßige Fische schon das Fleisch von den Knochen genagt. Man nimmt nun das Gerippe, legt es in einen mit farbigen Glasstücken ausgeputzten Korb, und hängt diesen an die Decke der Hütte. — Einige Nationen legen ihre Todten in Höhlen, und wälzen große Steine vor die Oeffnung, um die Leichname gegen wilde Thiere zu schützen. Wenn nun die Zeit das Fleisch von den Knochen gelöst hat, nimmt man diese, und hebt sie in irdenen Gefäßen, oder in Körben von Palmrinde auf, und setzet sie in eine Grotte, oder selbst in den Hütten bei. Bei Pitous Nation, setzte man Speisen auf die Matten der Leichen von Lisbe's Töchtern. Die Mädchen im festlichen Schmucke, tanzten um dieselben, und ähnliche Chöre bildeten die Jünglinge um Ydoman, den sie mit Blumen bekränzten. Die Alten gingen langsam

um die Leichen Lisbe's und ihres Vaters. Die Trauermusik war einfach, und der Suwa war der Begräbnißplatz. Vor der Beerdigung fragte man die Leichen nochmals, warum sie nicht bleiben wollten? Man legte sie dann in ihre Canots, und ihre Pfeile, Boutous und Corallen zu ihnen hin. Todtengesänge erzählten das Lob der Verstorbenen. Die Gräber wurden zugeworfen; Libationen von den Anwesenden auf denselben gebracht; des Abends die Todtenklage, und des Nachts ein Schmausfest gehalten.

Einige Nationen lassen in der Trauerzeit die geschornen Haare lang wachsen, und sobald diese gewachsen sind, ist die Trauerzeit zu Ende; andere schneiden die Haare dann erst ab, welches immer Anlaß zu einem Feste gibt, bei welchem Alle ohne Ausnahme als geladen angesehen werden, um zu trinken, zu tanzen, und zugleich den Todten zu beklagen. — Aber Essen, Trinken und Tanzen, machen die Klage bald vergessen.

Malouet fuhr auf eine Piroque den Fluß Apruage in Cayenne hinauf. Die Eingebornen führten das Fahrzeug. Bei Stille des Meeres und der Luft (er fuhr an der Küste hin, um in den Fluß zu kommen,) stürzten sich plötzlich alle Indier ins Meer.

Leichenblaß sagt der Dollmetscher: seid getrost Herr; sie werden Euch retten. Wovon? wußte Malouet nicht, denn er sah keine Gefahr. — Die Indier schwammen mit der einen Hand, und hielten mit der andern das Fahrzeug. — Das Brausen einer einzelnen Woge, wälzte sich plötzlich längs der Küste, wie das Brausen eines Stroms über die ruhige Meeresfläche daher. Furchtbar tobte dieser Wasserberg, und stürzte sich über die Piroque, die aber die Indier im Gleichgewicht erhielten, und ehe Malouet sich besann, schon wieder einsaßen, und das Wasser ausschöpften.

Diese von Natur düster ernsten Menschen lachten laut über des Europäers Schrecken, und besonders über seine

Verlegenheit, wegen der eingeweichten Kleider. — Sie hatten nichts, was Bekleidung heißen konnte, und fühlten ihre Ueberlegenheit. — . Da ihnen Malouet Alles anbot, was er geben konnte, forderten sie etwas Tafia, und da der Franzose noch etwas Geld hinzuthat, nahmen sie es zwar, aber ohne sich viel daraus zu machen. (Diese Woge, die man nur an diesen Küsten Amerikas trifft, sind eine Art Vorläufer von Springfluthen, und heißen bei den Indiern Pororocka.)

Unter den Indiern am Apruage herrschte eine furchtbare Dysenterie, und ein Oberhaupt und zwei seiner Frauen konnten sich nicht mehr aufrecht erhalten. Malouet wollte sie in ein Hospital (der Franzosen) bringen lassen, wo sie Pflege erhalten würden. „Es ist uns, antwortete das Oberhaupt ernst und gleichgültig, ganz einerlei, ob wir hier, oder in Eurem Fort sterben, wohin noch ohnedis der Weg beschwerlich ist.“ — Auf Malouets Erwiderungen, sagte er: „Gut, fragt die Kranken! Wollen sie, so will auch ich.“ Aber die kranken Weiber sagten: „Gebt Euch keine Mühe! Es ist uns gleichviel, ob wir hier oder dort bei Euch sterben!“ — In der That starben auch alle innerhalb drei Wochen. Keiner wollte, weder Diät halten, noch ein Mittel brauchen.

Wie es mit der Bekehrung dieser Indianer stehen mag, sieht man aus den Nachrichten mehrerer Reisenden, namentlich der Väter die die Missionen besorgten. Die Väter mußten die Indianer durch Geschenke an sich ziehen, damit sie Sontags in die Kapelle kamen, und sich am Ende taufen ließen. Das Hauptmittel die Bekehrung zu bewirken, war Tafia, und sobald die Missionen diesen nicht mehr austheilten, kamen die Indier nicht mehr zur Kirche.

Die Missionare ergrimmten, schickten ihre Soldaten aus, und wollten die Indier in die Tempel treiben lassen, aber diese widersetzten sich. Oberhäupter und Deputirte kamen zu Malouet nach Cayenne.

Sobald diese in den Audienzsaal sich in den Spiegeln erblickten, fingen sie an laut aufzuschreien, tanzten, näherten sich dem Spiegel, sprachen mit dem Bilde darin, betasteten das Glas, und wollten wie die Rothkehlchen sehen was dahinter wäre. Aber da sie keinen Aufschluß des Räthsels fanden, lagerten sie sich ernsthaft und gleichgültig auf den Boden hin, hefteten mit Unzufriedenheit ihren Blick auf Malouet, und trugen endlich ihre Klagen vor.

„Wir sind gekommen dich zu fragen, was du von uns willst? Warum hast du uns Weiße geschickt, die uns plagen. Sie haben mit uns einen Vertrag gemacht, den sie zuerst gebrochen haben. Wir sind eins geworden mit ihnen, für eine Flasche Tafia, zu ihnen zu kommen (in die Kapelle) sie singen zu hören, und auf den Boden niederzuknieen, und wir haben uns allezeit eingefunden, so lange sie ihr Wort hielten. Sie haben uns den Tafia entzogen, und wir sind ruhig geblieben. Nun senden sie Soldaten, die uns hinführen sollen. Das wollen wir nicht! — Sie wollen uns wie die Weißen, säen und arbeiten lehren; das wollen wir auch nicht! Wir können dir zwanzig Jäger und Fischer geben, wenn du jedem monatlich drei Piaster zahlst. Ist dir das recht, so sind wir dazu erbötig; wo nicht, so gehen wir mit unsern Karbets an einen andern Fluß."

Dies war keine bloße Drohung. Sämmtliche diese Nationen sind geneigt, um der geringsten Ursach willen, ihren Wohnplatz zu ändern. Malouet suchte sie zu beruhigen, und ließ ihnen die Absicht der Missionare, die wohl etwas täppisch zu Werke gegangen seyn mochten, zwar erklären, aber die Antwort war ein Gelächter! — Kurz man mußte den Taffiatraktat erneuern. Die Indier bekamen ihre Portionen wieder, und gingen von nun an auch wieder zur Kapelle.

Ihre Geduld, Schmerzen und Hunger zu ertragen ist unglaublich; jeder hält es für schimpflich in Krankheiten

zu seufzen, und wenn sie Wochen lang nichts anderes, als geröstete Cassave, gehabt haben, so sind sie dennoch gutes Muths. Es scheint aber dies mehr eine Art Gleichgültigkeit und Trägheit. In ihren Hangematten blasen sie gemachsam die Flöte, spitzen mit großer Ruhe an einem Pfeil oder stricken an einem Netze, ihnen gleichviel, ob es in diesem, oder in dem nächsten Jahre, fertig werde. Auch die Weiber sind bei einigen Nationen so träg, daß nur der äußerste Hunger der Kinder sie nöthigt, in den Wald zu gehen und Lebensmittel zu holen.

Viele der Nationen sollen sehr lügenhaft seyn, aber wahrscheinlich nur gegen die Europäer, deren Versuche, ins Innere ihrer Länder einzudringen, sie unmöglich gern sehen können. „Wer kann das wissen?" antworten sie auf die allergleichgültigste Frage. Und fragt man: „Ist Bauholz in dem Walde? Hast du Cassave, Schildkröte u. s. w.?", ist immer die Antwort: „Nein".

Wie mehrere Wilden, sind auch viele von diesen sehr geneigt, Alles nachzuahmen, daher sie denn auch seit der Bekanntschaft mit Europäern tüchtig fluchen gelernt. *) Dies scheint besonders bei den Anwohnern des Orinokostroms der Fall (von welchen vorzüglich gilt, was wir von nun an beibringen werden).

Kommen die Unbekehrten einmal aus ihren Wäldern heraus und gerathen in die Kirche einer Mission, so richten sie gerade dadurch viel Störung und Unordnung an, daß sie Alles nachmachen. So kam einmal ein ganzer Schwarm mit seinem Oberhaupte eben aus dem Walde, als die Kirche anging. Alle zogen in die Kirche hinein, besprengten sich, wie die bekehrten Indier, mit Weihwasser, machten das Kreuz und schlugen sich an die Brust. Ein muthwilliger Soldat, der diese Affennatur bemerkte, fing an, sich ins Gesicht zu schlagen und die Indier nahmen kei-

*) Man wird finden, daß die Nationen, die gern nachahmen, meistens überaus sanfter Gemüthsart sind.

nen Anstand, ihm es mit vollem Eifer nachzumachen und ohrfeigten sich links und rechts.

Im sächlichen Zusammenhang steht mit dieser Nachahmungslust die Neugier — die Aufmerksamkeit auf alles Neue. — Sie kennen in ihren Wäldern oft die nächstanwohnenden Nationen nicht und die geringste Abweichung von ihren Sitten und Gewohnheiten, oder von ihrer Bildung, ist ihnen auffallend.

Erscheint aber ein Fremder in der Niederlassung, so eilt Jedes nach dem Hause des Missionars, den neuen Ankömmling in Worten, Mienen, Bewegungen zu beobachten, welchen sie dann, sobald sie in ihre Behausungen zurückgekehrt sind, nachäffen, und zwar mit solcher Treue und Wahrheit, daß Jedermann den Fremden erkennen würde. — Und wer dann in der Bildung ihnen nachsteht, wird in ihren Urtheilen hart mitgenommen.

Dann heißt es: „Er gab dem Pater Honig und verlangte dafür, als wär's Nichts, zwei Hacken. Einen Rachen hat er, wie ein Krokodill und eben so lange Zähne. Sein Bauch war zusammengeschrumpft, wie ein Otomachier und er mochte wohl in vielen Tagen keinen Bissen gesehen haben. Wie ein Tiger verschlang er die Speisen, die ihm der Pater gab. Und die Beine, wie waren sie so garstig und dürre! Seine Nase ist platt, wie bei einem Maipuri, und schwarz ist er, wie ein Guami. Er trägt Armbänder und Korallen um den Hals, wie ein Weib und stinkt, wie ein Neger."

Die Eigenheit mehrerer Völker, mancherlei zum Geschenk haben zu wollen — zu betteln — fehlt ihnen nicht. Doch sprechen sie fast nie die Landsleute um etwas an. Nur in dem Fall, wo sie nichts zu essen haben, gehen sie in die Hütte dessen, der mit Speise versehen ist, setzen sich hin,

fordern aber nichts, denn dazu sind sie zu stolz, sondern plaudern stundenlang, bis man ihnen etwas zu essen gibt.

Bei den Europäern sagen sie aber ohne Rückhalt, was sie haben wollen. Sagt man zu ihnen, es sey nichts weiter da, so antworten sie ohne Bedenken: „du lügst!" Gesteht man ihnen eine Bitte zu und schlägt ihnen die andere ab, so heißt es: „du bist geitzig!" Dies ist, ihres Bedünkens nach der größeste Vorwurf, den man machen kann, indem sie gewohnt sind, fast in völliger Gemeinschaft der Güter zu leben. So lange ein Europäer noch etwas für sich behalten will, ist er geitzig.

Als Gillii, ein Missionar, in ein Dorf der Otomachier kam, liefen sie ihm alle, wie närrisch, entgegen, umringten und lobten ihn: „O du bist gut! du bist nicht geitzig!" „Ich weiß schon, was Ihr wollt, antwortete der Missionar. Ihr wollt Stecknadeln, Nähnadeln." — „Nein, nein! schrieen Alle, wir sind hungrig, gib uns Cassave!" — Was wollte der Missionar thun, wenns nicht: Ibaba oder: „du bist garstig!" heißen sollte, als geben, was er konnte.

Die größeste und bewundernswertheste Sache für sie ist ein beschriebenes Papier, vor welchem sie, wie vor allem Geschriebenen und Gedruckten, eine große Ehrfurcht haben und es Careta (Cartha) nennen. Gibt man ihnen einen Brief zu bestellen, so wickeln sie ihn mit großer Sorgfalt in Blätter oder in ein Tuch und zwar darum, damit der Brief nicht sehe, was sie unterwegs thun. Alle laufen bei der Ankunft eines Briefs zusammmen und betrachten staunend den Missionar, der ihn empfing und verlangen die Neuigkeiten zu wissen, die darin stehen. — Man sagt ihnen etwas vor und nennt den Namen des Briefstellers (oder dessen, der den Brief gemalt hat).

Sie fürchten alles Papier als ein Zaubermittel und beneiden den Europäern die Wissenschaft, zu lesen und zu schreiben. Ein trunkener Indier kam zu seinem Missionar,

klagend, daß seine mit herbeigeschleppte Frau ihm untreu sey. Stillschweigend nahm der Missionar das Brevier und las darin und der Lärmende schwieg plötzlich und sahe verwundernd den Lesenden an. Dieser sagte nach einiger Zeit: „Das Buch sagt nichts davon!" „Ists möglich? rief der erfreute Indier, sagt es wirklich nichts?" „Ich will noch einmal nachsehen", erwiederte der Missionar, sahe noch einmal nach und der Indier war völlig zufrieden gestellt.

Daß es an tausendfältigem Aberglauben bei solchen Nationen nicht fehlen wird, läßt sich denken. — Einige sind sogar bedenklich, Hühner und anderes Geflügel zu essen, aus Sorge, es möchten ihnen dieselben den Bauch von innen mit ihren Schnäbeln und Füßen aufreißen.

Auf ihren Reisen benennen viele die Dinge mit ganz andern Namen, als mit dem rechten und behelfen sich mit Umschreibung, weil es ihnen sonst großes Unheil bringen würde. Ein Felsen heißt: derjenige, der hart ist; und eine Eidechse: dasjenige, das einen langen Schwanz hat. — Ein Europäer setzte einst einem Trupp reisender Indier sehr zu, ihm den Namen eines Creeks (Kriks oder kleinen Flusses) zu nennen. Sie thaten ihr Möglichstes, der Antwort auszubeugen, stellten sich taub, sagten, sie wüßten es nicht, baten, er möge es sich von einem andern sagen lassen. Endlich nannte einer, der keinen Vorwand mehr hatte, dem Frager auszuweichen, den Namen. Da bald hinterher ein Regen kam, wurden Alle auf den Namensager sehr unwillig.

Nach den Begriffen Vieler sind die Sterne nichts anderes, als Menschen und die Venus ist die Frau des Mondes. Von den Mondsfinsternissen haben sie denselben Aberglauben, den wir schon bei so vielen Wilden getroffen haben. Der Glaube an ein gutes und an ein böses Hauptwesen findet sich bei allen Anwohnern des Orinoko. Das letztere wird auch hier am meisten verehrt, aber freilich nur aus Furcht (s. oben). — Die Welt hätten zwei Brüder

erschaffen. Den Orinoko hätten sie so einrichten wollen, daß man auf und ab immer mit dem Strome führe, das wäre ihnen aber zu schwer gewesen. Den Gestorbenen, von welchen sie sagen, er sey nun ohne Seele, weisen sie ihren Ort jenseits des Meeres — also in Europa — an. Dort verfertigten dieselben allerlei künstliche Arbeiten für die zurückgelassenen Verwandten — sie meinen darunter diejenigen europäischen Waaren, die sie am meisten bewundern. — Allen aber, den Guten, wie den Bösen, scheinen sie einerlei Ort anzuweisen.

Seltsam ist es, daß einige Nationen eine Sage von der Erschaffung des Menschen und von einer großen Flut haben, die mit der mosaischen Geschichte übereinstimmt.

Der Aberglaube eines Volks hängt so genau mit der Eingeschränktheit ihrer Begriffe zusammen, und an dieser fehlt es namentlich den Anwohnern des Orinoko nicht. Die wenigsten, vielleicht keiner, können über 200 hinaus zählen, nnd viele mögen nicht weiter kommen können, als 20. Um fünf anzudeuten, werden die Finger der Hand, um zehn zu machen, die beiden Hände mit ihren Fingern, ausgestreckt. Werden die Hände gegen die Füße gerichtet, so bedeutet es 20. Um eine sehr große Menge zu bezeichnen, werden die Haare auf dem Kopfe berührt.

Kaum daß sie eine Art Gruß haben! Begegnen sie Jemand, so sagt dieser: „Amare ca?", welches so viel als: „Du?" bedeutet, und Jener antwortet blos: „A" (ja, ich bins.)

Kommt der Tamanachier von einer Reise oder einem Fischfang zurück, so wirft er sich, ohne ein einziges Wort zu sagen, in seinen Hamack. Erst nach einem Weilchen nähert sich die Frau und sagt: „Mepuia? (bist du gekommen?) und er antwortet: „Vepce ure" (ich bin da).

Für eine Art Ehrerbietung gegen Andere haben diese Nationen keinen Ausdruck; nur die Tamanachier haben ein Wort, welches ziemlich unserm Ihr entspricht und dessen

sie sich nur gegen die Schwägerschaft bedienen, darum, sagen sie, weil wir uns vor ihnen schämen, d. i., Ehrfurcht vor ihnen haben. Alle übrige Menschen heissen Du.

Alle europäischen Eisenwaaren, Aexte, Nägel u. s. w. halten sie für Stücke, die vom Himmel abgeschlagen sind.

Eine Schwiegertochter wissen sie nicht anders zu bezeichnen, als daß sie sagen: die Mutter meines Enkels; wiewohl der Enkel noch nicht geboren ist.

Der Spiele und gesellschaftlichen Vergnügungen sind wenig, wenn man den Tanz ausnimmt. Man schießt mit Pfeilen nach einem bestimmten Ziel. Man ringt, indem man sich niederzuwerfen sucht, und bei einigen findet man auch eine Art Ballspiel, welches bei den Otomachiern seine Regeln und Preise hat. Jede Dorfschaft hat dazu ihren Platz und ihre bestimmten Stunden. Die Bälle werden vom Kaouthouck gemacht. Auch die Weiber spielen dieses Spiel. Die Männer fangen den Ball, der so viel möglich, immer in der Luft bleiben muß, mit Kopf und Schultern und werfen ihn damit zurück, die Weiber schlagen ihn mit Raketten. Fällt der Ball zur Erde, so, daß er liegen bleibt, so gilts einen Fehler. Die Fehler der beiden spielenden Partheien werden gezählt und darnach der siegreichen Parthei der Preis bestimmt.

Leidenschaftlich lieben auch diese Völker die Tänze, die gewöhnlich jeden Abend nach vollbrachtem Tagewerk anfangen und am heftigsten dann gehalten werden, wenn das nöthige Getränk (Ciccia, oder, wie es vorher hieß, Cichery) hat zubereitet werden können, in welchem Falle man nicht eher aufhört, als bis der letzte Tropfen verbraucht ist, und auch viel festlichere Tänze tanzt, als sonst gewöhnlich ist.

Beim gewöhnlichen Tanz spielen zwei geübte Spieler die Flöten. Die Tänzer stellen sich in einen Kreis und

jeder faßt den Nachbar links und rechts bei der Schulter, und Alles dreht sich im Kreise herum. Bei jeder Pause, wird ein fürchterliches Gebrüll erhoben.

Die festlichen Tänze, wo man sich nicht anfaßt, bilden die Gestalt, eines halben Mondes; jeder schlägt mit einem dicken Rohr auf die Erde. An die Füße ist mancherlei Klapperwerk — Schellen oder hohle Nüsse u. s. w. gebunden. Der Kopf ist mit Federbüschen, und die Hüften mit schönen langen Schürzen geschmückt, und der Leib nach ihrem Bedünken, wundersam prächtig bemalt.

Ein Kazike oder Piaci führt den Tanz an. Gebückt und feierlich und langsam geht er vorauf, und eben so, aber aufrecht, folgen die andern, und ahmen genau alle Bewegungen nach, die aber, wie auch der Gesang dabei, sehr gleichförmig sind. Die Gesänge sind Wechselgesänge, in welchen angenehm die höhere Weiberstimme sich hervorhebt, wahrscheinlich sind alte Romanzen der Inhalt derselben. — Bei andern Nationen sind die Festtage lustigerer und leichterer Art.

Die Tänze sind auch nach den Gelegenheiten sehr verschieden, andere bei Leichenbegängnissen, andere wenn es in den Krieg geht. — Der Tigertanz der Ottomachier stellt vor, wie ein Mensch, der im Kreise der Tänzer sitzt, gegen die Angriffe dieses Thieres vertheidigt wird. Der Angegriffene mitten im Kreise, ahmt mit großer Täuschung alle Schrecken eines vom Tiger Angefallenen nach. Die Schlangentänze, deren schon früher Erwähnung gethan, sind mit abergläubischen Erzählungen (z. B. die Schlangen kämen aus den Wäldern, und brächten Essen und Trinken mit, und tanzten mit) und Possen verbunden, weil man die Weiber von solchen Tänzen abhalten wollte, wiewohl Gilii nicht absehen konnte warum? Denn, obwohl ihn die Maipurier inständig baten, ihr Geheimniß nicht zu verrathen, konnte er doch das Geheimniß nicht finden.

Die Saliven haben beinahe keinen eigenen Tanz, ahmen aber mit wundersamer Geschicklichkeit und Wahrheit die Tänze anderer Nationen nach.

Die Behandlung der Kriegsgefangenen in diesem Theil von Amerika ist nicht mehr die ehemalige grausame, indem man die Gefangenen klüglicher zu Sklaven verkauft, nachdem man ihnen die Haare abgeschnitten hat, die bei mehrern Nationen ein Zeichen des freien Mannes sind.

Mehrere Völker jedoch wissen jetzt noch nicht, was Quartier geben heißt. Flieht der Feind, so wird Alles in den Karbets zerschlagen, und die armseligen Habseligkeiten werden getheilt. Gefangene werden an Pfähle oder Bäume gebunden, und unter Spott und Schimpf mit Pfeilen beschossen, wovon sie langsam sterben müssen. Oft werden diese Unglücklichen in kleine Stücke zerrissen, und an die Familien ausgetheilt und verzehrt. Die Köpfe der vornehmsten Feinde werden auf die Hütten gesteckt, und aus ihren Knochen Flöten gemacht. Die Weiber sollen nicht immer an diesen Greulen Gefallen haben, und oft die Geschirre zerschlagen, die bei diesen Gelegenheiten sind gebraucht worden.

Die übrigen Bewohner Guianas

sind Neger und Europäer. Die gewöhnliche Grausamkeit, mit welcher die Negersklaven fast überall von Europäern behandelt worden sind, scheint wenigstens in Cayenne etwas gemildert gewesen zu seyn. Sie scheinen übrigens auch hier ihren nationalen Charakter völlig beibehalten zu haben, wie man aus den Berichten der neuesten Reisenden sieht.

Des Abends wird unter frölichem Geschwätz die Küche besorgt, und das Abendessen genommen. Erzählungen und Mährchen füllen den Rest des Abends aus.

Helden der Vorzeit, Weiße, Soldaten, Vögel und Pflanzen kommen in ihren Erzählungen vor. Alle Zuhörer sind mit dem Erzähler zugleich in Aktion; sie ahmen das Vögelgeschrei, das Geprassel des Feuers, und alle Bewegungen nach, welche in der Erzählung vorkommen, und bilden zuweilen Chöre, die tanzen, laufen, jagen, singen, kurz sie spielen große Oper.

Unmenschlich und himmelschreiend sind die Grausamkeiten, welche die holländischen Pflanzer gegen ihre Negersklaven ausübten. — Die Folge davon war, daß sie ihren Herren entliefen, in das Innerste des Landes, in unzugängliche Berg und Waldgegenden sich retteten, wo man sie nicht verfolgen konnte. (S. vorher.)

Wie es aber mit diesen Armen möge gestanden haben, darüber wird, was wir eben erzählen wollen, den aufmerksamen Lesern gänzliche Auskunft geben.

Als eine strafbare Verwegenheit wurde es ihnen schon ausgelegt, in Gegenwart eines Europäers überhaupt (nicht blos ihrer Herren) zu essen, oder zu trinken. — Eine Hand aber gegen einen Weißen nur aufzuheben, brachte einen martervollen Tod.

Die leichtesten Vergehungen werden mit teuflischer Quaalfreude gestraft. Ein schöner alter Neger wurde zu hundert Peitschenhieben verurtheilt. Er zog sein Messer und stieß nach dem Sklavenaufseher (die eigentlich die Peiniger der schwarzen Mitbrüder sind) und da er ihn verfehlte, stieß er sich selbst zu wiederholtenmalen, das Messer in den Leib, und würde sich völlig entleibt haben, hätte man ihn nicht daran verhindert, um ihn satanisch desto länger martern zu können. — An einen Ofen wurde e gebunden, wo von dem Zuckerabgange Rum destellirt wurde. Hier mußte er mit Geschwüren bedeckt, und krank, Tag und Nacht schmachten. Der Arme litt still, schmachtete Tag und Nacht, klagte und tobte nicht, er lächelte nur wehmüthig, bis ihn der Tod von seinen Peinigern erlösete. Daß ein Knabe einer alten, im Hause alt gewordenen Negerin sogleich Faustschläge gibt, wenn sie mit einer auf

den Tisch zu tragenden Schüssel, nur ein wenig sein Haar berührt, ist gar nicht mehr auffallend.

Eine gewöhnliche Strafe ist es, dem straffälligen Neger vorn die Hände zusammenzubinden; dann ihn auf die Erde zu werfen, die Knie zwischen beiden Armen durchzuzwängen, und zwischen die Kniebeugen einen starken Stock durchzustecken, von dem ein Ende in die Erde geschlagen wird. So liegt der Unglückliche, wie ein Knaul, und bewegungslos da, und in dieser Lage peitscht man ihn auf der einen Seite des Hinterbackens mit Ruthen, bis sich das Fleisch ablöst. Die andere Seite wird auf gleiche Weise behandelt. — Dis ist eine Strafe nicht blos für Männer, sondern auch für Weiber. Um den Zutritt des Brandes zu hindern, reibt man die Wunden mit Zitronensaft und Schießpulver, welches zugleich einen unaussprechlichen Schmerz verursacht.

Mit den Negern werden in Surinam nicht nur alle Hausbedienungen, sondern auch die meisten Handwerke bestellt. — Ein Negerkoch hatte einen Ragout verdorben. Darüber schnitt er sich die Kehle ab. — Welche Strafe mag er haben fürchten müssen!

Für Neger, welche hatten entfliehen wollen, und wieder ergriffen wurden, war es eine gewöhnliche Strafe, ihnen ein Bein abzunehmen; unter neun, welche diese Strafe erleiden mußten, starben vier — die übrigen fünfe wurden dann gebraucht, Barken auf dem Strome zu rudern.

Ein vierzehnjähriger Negerknabe wurde von seinem Teufel von Aufseher monatelang gequält. Im ersten Monat wurde er täglich gegeißelt. In dem andern gebunden in den Block gesteckt. Im dritten legte man ihm ein Halsband mit Stacheln um, und im nächsten mußte er, wie ein Hund in einer Hütte liegen und bellen, wenn eine Barke vorbei fuhr.

Eine Plantagenbesitzerin fuhr mit ihrer Sklavin auf einem Boote. Das Kind der Sklavin wimmerte und weinte. Die gestrenge Frau ließ es sich bringen, und warf

es in den Fluß, und hielt es, bis es erstickt war. — Für den Vorsatz der Mutter, dem Kinde nach zu springen, ließ sie ihr nachher zweihundert Geißelhiebe geben. — Dieselbe Frau zersetzte aus Eifersucht einem Negermädchen nicht nur das Gesicht, sondern ließ ihr auch, damit es recht häßlich möge aussehen, die Sehnen an den Füßen zerschneiden.

Wie begreiflich, daß die Neger sich zu Zeiten furchtbar rächen!

Wie ein Pflanzer in Surinam lebt, verdient nicht ganz übergangen zu werden, zumal da man weiß, wie Weichlichkeit uud Grausamkeit so wundersam zusammenhängen.

Sehr viele Familien haben blos zu ihren Hausgeschäften zwanzig, ja dreißig Sklaven; denn wie schon erwähnt ist, werden hier und in andern Gegenden, wo Europäer Colonien haben, fast alle Geschäfte durch Sklaven versehen, und für jedes einzelne unbedeutende Geschäft ist ein eigener Sklav angestellt.

Der Pflanzer, der auf seiner Besitzung seinen Aufenthalt genommen hat, welches jedoch nicht häufig geschieht, erhebt sich gegen sechs Uhr aus seiner Hängematte, über welche gegen die Muskiten, die hier Teufelstrompeter genannt werden, ein feines Tuch gespannt ist. Sehr zärtliche Weichlinge lassen sich noch die ganze Nacht hindurch kühle Luft von ihren Sklaven zufächeln. — Gleich nach dem Aufstehen geht er auf dem bedeckten Vorplatz seines Hauses, wo Kaffee nebst Taback und Pfeife seiner warten, und sechs schöne Sklaven und Sklavinnen für die gebietenden Winke des allmächtigen Herrn bereit stehen. Der Aufseher der Sklaven und der ganzen Pflanzung stattet nun unterthänigsten Bericht ab, was krank geworden, was geboren, was gestorben, oder entlaufen ist; aber vor allen Dingen, wer von den Sklaven ein Versehen begangen hat. Die beschuldigten Sklaven werden ohne weiter gehört zu werden, sogleich an einen Pfahl gebunden, und mit einer Peitsche, die tief ins Fleisch einschneidet, zerhauen; müssen dann kriechend für die empfangene Strafe ihr: Dan-

kee Massera (Dank Herr!) sagen, und gehen an ihre Arbeit.

Der Wundarzt kommt hierauf und rapportirt unterthänigst und wird, steht nicht Alles, wie es soll, mit einigen Flüchen entlassen. — Hierauf kommt eine alte Frau, gleichsam die Gouvernante, mit allen Negerkindern, die vorher wohl gebadet und gewaschen worden sind, um würdig dem Herrn vorgestellt zu werden. Sie werden vorgeführt, und empfangen ihr Frühstück. — Der Aufseher empfiehlt sich nun mit demüthigen kriechenden Verbeugungen.

Jetzt hat der Pflanzer sein Geschäft abgethan! Er spazirt im Negligee umher, welches aus einem Paar langen feinen Schifferhosen, seidenen Strümpfen, und rothsaffianen Pantoffeln besteht. Des Hemdes Halskragen ist offen. — Ein leichtes Kleid vom feinsten indischen Stoff ist über das Hemde geworfen; das theure Haupt mit einer Musselinmütze bedeckt, und ein mächtiger Kastorhut darüber gestülpt.

So durchwandelt der Herr einen Theil seiner Pflanzung, oder durchreitet seine Felder, bis 8 Uhr, wo er zurückkommt und sich etwas umkleidet, um mit Anstand in der Stadt (Paramaribo), oder in einer benachbarten Pflanzung einen Besuch abzustatten. Seidene Beinkleider ersetzen die vorigen Schifferhosen, ein Neger zieht ihm Schuh und Strümpfe an; ein anderer bringt Bart und Haar in Ordnung, und der ganze übrige Anzug wird durch einen frischen ersetzt. Sklaven tragen den Sonnenschirm, unter welchem er nach dem Ufer des Flusses zugeht (die meisten Reisen können hier auf den Flüssen gemacht werden), wo die mit sechs oder acht Rudern besetzte Barke seiner bereits wartet, und hinlänglich von dem Aufseher mit Wein, Früchten, Taback und Pfeifen versehen ist, auch wohl Musikanten hat, das Ohr des Allgewaltigen zu vergnügen.

Bleibt der Herr zu Hause, so frühstückt er gegen 10 Uhr in einem großen Saale, in Gesellschaft seines Aufse-

hers. Brod, Butter, Käse, Bier, Madera, Mosler- und Rheinwein, Früchte, Schinken, Pökelfleisch, gebratenes Huhn u. s. w. steht zur Wahl des Zünglers bereit und das heißt dennoch ein schlechtes Frühstück. Nach gestilltem Appetit wird ein Buch zur Hand genommen, oder ein wenig Schach oder Billiard gespielt, oder aber auch Musik gemacht.

Es kommt nun die Zeit, wo die Hitze sehr steigt, und diese treibt zur Mittagsruhe. Er wiegt sich in seiner Matte hin und her. Sklaven fächeln ihm und um drei Uhr steht er auf und nimmt das Mittagsmahl, welches aus Fischen, Früchten, Wildprett, feinen Weinen u. s. w. besteht. Nach der Tafel geht Alles wieder, wie Vormittag. Es wird gepeitscht, Arbeit ausgetheilt, geflucht u. s. w. Zu Abend wird wenig genossen, ein schwacher Punsch (Sangaree) getrunken, Karte gespielt, Taback geraucht, bis 10 Uhr kommt, wo er, von seinem Pagen zu Bett gebracht, in die Arme der Lieblingssultanin sinkt.

II.

Peru nebst Quito.

Reicher, erhabner und herrlicher, als in Mexiko und den eben erst erwähnten Ländern, ist die Natur in diesen grossen Länderstrecken und von den viertehalb Millionen Einwohnern, die das spanische Südamerika enthalten soll, zählte man 1795 in dem eigentlichen Peru allein 1,070,000 Seelen, die in 1360 Städten und Ortschaften und mehrern Dörfern wohnen und unter welchen an 400,000 Indier seyn können. *)

*) Nach jetziger Eintheilung gehört Quito nicht mehr zu Peru, auch ist die Provinz Charcas größtentheils zu Rio de la Plata geschlagen.

Anmerk. Chili behandeln wir erst nach Paraguay und Tucuman, wiewohl es politisch bis auf Ost-Chili hierher gerechnet wird.

Das Land ist eine Fläche, die sich zum Theil an 10,000 Fuß über das Meer erhebt und dadurch die höchsten Länder der Erde bildet. Ueber diese hohen Flächen laufen nun die gewaltigen Gebirge hin, von welchen sich wilde Waldströme herabstürzen, über deren Abgründe oft 1800 Fuß lange, von Hürden geflochtene, bei jedem Tritt schwankende Brücken führen. Dies ist dann namentlich mit Quito der Fall. Es ist eine hohe, fast halb Meilen hohe Ebene, rings umher mit Eisbergen umgürtet, die den ewigen Schnee auf ihren Häuptern tragen, als der 15,000 Fuß hohe Pichincha, der in seinem Innern vulkanisch tobt, wiewohl er seit langem nicht mehr auswirft, der Kotopaxi, der einmal durch den Schnee, welchen seine innere Glut zum Schmelzen brachte, die Gegend weit und breit zu ersäufen drohete; der Antisana, Sangai u. a. m. Diese und andere hierher gehörigen Vulkane speien Bimsstein, Basalt, Porphyr und ungeheure Massen Schwefelleber und Schlamm aus und selbst eine erstaunliche Menge einer Art Fische, die mit unserm Wels Aehnlichkeit hat. Der höchste aller Erdberge, der Chimborasso, hält 18500 par. Fuß. Seine höchste Spitze hat noch kein menschlicher Fuß betreten. V. Humbold that Alles und blieb noch 1344 F. unter derselben und in der verdünnten Luft trat dennoch schon das Blut aus Augen, Lippen und Zahnfleisch hervor und die Kälte war unbeschreiblich.

Die Gebirgsmassen der Cordilleren theilen sich unweit des Aequators in zwei Hauptzweige, deren einer westlich über Chili bis Patagoniens Ende hinläuft, in einem Strich von mehr als tausend Meilen, die Krümmungen nicht mitgerechnet. Der östliche läuft anfangs parallel, biegt dann nach Südosten ab und verliert sich in die Ebenen.

Wo sich die Grundlagen dieser Gebirgsmassen begegnen, entstehen natürlich ungeheure Schluchten, die oben oft meilenweit sind und in deren Tiefen die Flüsse nach dem Meere, oder nach dem Lande zu, dahinstürzen. Eine der merkwürdigsten dieser Schluchten findet sich in der Statthalterschaft Huancucelica, unweit Conaica. Will man von hier nach

Vinas und hat den Berg Corosunta überstiegen, so kommt man in eine Schlucht, in welcher ein kleiner Fluß fließt, die überall nur 24 Fuß weit und an 116 Fuß hoch ist und einen Theil des Weges ausmacht, auf dem der Reisende sich neunmal muß über den Fluß übersetzen lassen. Hier und in mehrern andern Schluchten passen die beiden Felsenwände höchst genau zu einander und folgen jeder Krümmung und Windung des Baches. — Zu den größesten Ebenen dieser Ländergebiete gehört die vielleicht an 4500 Q. M. haltende Pampa del Sacramento, die vom Maranhon, Ukayale, Guallaga und einigen kleinern Flüssen eingeschlossen und lediglich von Wilden bewohnt wird.

In einem so vulkanischen Lande können die Erdbeben mit allen ihren Schrecken nicht fremd seyn. Nur im Jahr 1791 hatte Lima fünf Erderschütterungen, aber 45 Jahr früher erlitt es Ende Oktobers das furchtbarste Erdbeben, das sich einige Tage zuvor durch ein dumpfes unterirdisches Brüllen ankündigte, während dessen mehrere Vulkane wütheten. In wenigen Minuten lagen die meisten Häuser der Stadt in Trümmern und mehrere Tausende von Menschen kamen um, oder wurden beschädigt. In der nächstgelegenen Hafenstadt Callao trat das Meer zurück und bei seiner Wiederkehr verwandelte es Hafen und Stadt durch seine Ueberfluthung in Meer. Von 23 Schiffen gingen 19 unter und 4000 Menschen verloren ihr Leben. Am schrecklichsten unter allen war aber das Erdbeben von 1797 in Quito, welches Städte und Ortschaften umwarf. Vulkane stürzten zusammen und überschütteten die Städte, andere wurden durch Lavaströme von Grund aus vertilgt, andere versanken und 40,000 Menschen kamen um. Das war das Werk weniger Sekunden. Gebirge gewinnen bei solchen Revolutionen oft plötzlich eine ganz veränderte Gestalt, indem bald große Krater einstürzen und in den Vulkan theils oder ganz zurücksinken, theils die Feuerberge Basalt oder Bimssteinfelsen aus ihrem Innern hervortreiben.

Welch eine Menge Ströme und Flüsse kommen von diesen Gebirgen und stürzen sich zum Theil so heftig von densel-

ben herab, daß sie unten große Vertiefungen bilden und Veränderungen in den Bodenschichten veranlassen. — Der mächtigste und gewaltigste aller Flüsse der Erde ist der schon erwähnte Maranhon, der hier eine nähere Anzeige verdient.

Nicht bestimmt läßt sich sagen, welche Quelle der Ursprung des gewaltigen Stroms ist, sondern er wird aus mehrern Quellen im schneereichen Hochgebirge um den See Lauricocha her gebildet, an dessen Mündung man von den Zeiten der Ynkas her (der Regenten dieses Landes vor Ankunft der Europäer) verschiedene Pyramiden von Stein findet, über deren Bestimmung (ob sie als Brückenpfeiler, oder als bloße Denkmale vielleicht gedient haben?) wir nichts bestimmen.

Das ganze Gebirgsgebiet um diesen See ist ein Ursprung für mehrere Flüsse, unter welchen der Huallaga, der anfangs Huanaco heißt, besonders genannt werden muß. Er entspringt aus dem südlich des Lauricocha liegenden Chiquiacoba (Chincacocha), fließt gegen Norden, nimmt alle kleinere Flüsse auf, die seiner Nähe entquellen, und wird nach vielen Stürzungen da schiffbar, wo sich der Monzon einmündet. Er nimmt hierauf viele Flüsse auf, wendet sich östlich und bildet mehrere Inseln mit seinen Armen, verstärkt sich durch immer neuen Zutritt immer mehr, überschwemmt meilenweite Gegenden und fällt mit einer Breite von einer halben Seemeile (20 auf einen Grad) in den Maranhon.

Bedeutender, als dieser Fluß und mit ihm in demselben See entsprungen, ist der Ukayale, den man für den wahren Stamm des Maranhon ansieht und zwar mit Recht, da er und mehrere in den Amazonenfluß fallende Flüsse schon schiffbar sind, ehe des Maranhons nur gedacht wird.

Der Ukayale, beim Ursprung Tapa oder Tarma genannt, läuft anfangs südlich, dann östlich, wo er mit dem großen, 60 Meilen südlicher entspringenden Apurimao sich vereint und nun sich nördlich wendet und den durch die Stadt Tarma gehenden Perene empfängt, der ebenfalls im Gebiet von Lauricocha seine Quelle hat. Sehr viele andere Flüsse, bedeutend an Zahl und Größe, münden in





Der Pongo von Manseriche.

den Ukayale, der diesen Namen erst zwischen dem 8ten und 9ten Grade empfängt und nur von Westen her allein (denn unbekannt ist, was er von Osten her aufnimmt) sechs ansehnliche Ströme aufnimmt und mehrere große Inseln bildet, bevor er kurz vor dem fünften Grade sich mit dem Maranhon vereint, der bei dieser Vereinigung der bei weitem kleinere Fluß ist.

Der Maranhon*) selbst läuft von Lauricoche an, an 90 deutsche Meilen, wo sich in der Gegend Jaen der Chinchipe und nachher der Chachapoyas mit ihm vereinen, deren ersterer der Donau an Mächtigkeit gleicht. Dennoch bleibt er des reißenden Laufs und der Felsen wegen unschiffbar, bis er den Chuchunga (oder Imaza) empfängt, von wo an er bis Borja zwar beschifft wird, wo aber 13 enge Pässe (Punchus oder Pongos, d. i. Thore) die Beschiffung sehr erschweren, unter welchen der Paß oder Pongo von Manseriche durch seinen Felsengrund und die im verengten Bette entsteheden Strudel und Strömungen und Stürze (fast wie bei den Donaustrudeln) sehr gefährlich ist. Hier hat sich der Strom einen Weg durch die Cordilleren gebrochen, deren Felsen zu beiden Seiten steilrecht empor stehen und dem zuvor 1500 Fuß breiten Strom nur noch 150 Fuß Breite erlauben, wodurch die Strömung so heftig wird, daß die 3 Meilen von St. Jago bis Borja, noch ehe eine Stunde abläuft, zurückgelegt werden. Dennoch befährt man diese Stelle, aber nur auf Flössen, von einem leichten, zähen uud nachgiebigen Holze. Die Balken der Flösse werden mit Lianen (Bejuco oder Bindweide) zusammengebunden, und das schwächste Fahrzeug bietet den Stössen gegen die Felsen durch seine Elasticität Trotz. — Ein Missionar blieb in einem Strudel, der außer dem Fahrwasser lag, zwei Tage und wurde nur durch die Anschwellung des Stroms wieder in die Fahrstraße hineingerissen und vom Hungertode gerettet.

*) Der Name soll von Mare? an non? herkommen, weil man ungewiß war, ob man ihn für Meer halten sollte. Das ist jedoch wohl eine allzugezwungene Ableitung.

Condamine, dieser berühmte Reisende, sagt, als er durch diesen Paß nach Borja gekommen war: „Ich war von allem Umgang mit Menschen entfernt, auf einem Meere von süßem Wasser, mitten in einem Labyrinth von Seen, Flüssen und Kanälen, die in allen Richtungen eine nur durch sie allein zugängliche Waldung durchströmten. Ich fand lauter neue Pflanzen, Thiere und Menschen — Alles war hier einförmig und eben; nur Wasser und Grünes und Grünes und Wasser (ein großer Abstich für ihn, der von Quito und dessen hohen Gebirgen kam). Jnseits Borja, 500 Meilen (Lieues) abwärts des Stroms, ist ein Kiesel so rar, wie ein Diamant und die Wilden haben von einem Stein keinen Begriff und finden sie auf der andern Seite von Borja dergleichen, so nehmen sie dieselben als große Kostbarkeit mit."

Tiefer hinabwärts strömen mehrere große Flüsse in den Riesenfluß — die Mündung des Yutay, der nicht der größeste darunter ist, beträgt allein 2173 Fuß. Sie kommen alle von den Gebirgen östlich von Lima und nördlich von Cusco, aber wer kennt ihre Quellen? Mehrere Monate hindurch sind sie schiffbar. Nördlich her strömt der große Putomajo oder Yssa ein, der 30 Flüsse, die er aufgenommen hat, mitbringt. Noch bedeutender, als dieser, ist der Caqueta oder Yupura, der in 7 Mündungen sich in den Maranhon ergießt. Die beiden äußersten dieser Mündungen sind von einander an 100 Lieues entfernt.

Hierauf nimmt er den Purus (Chipuri, Azuri) und weiter gegen Osten den großen Rio negro (schwarzen Fluß) auf, durch welchen der Orinoko mit dem Amazonenfluß verbunden wird, eine Verbindung, die erst in neuesten Zeiten (durch v. Humbold) völlig außer Zweifel gesetzt wurde. — Nachdem von Süden her der aus den südlichen Cordilleren kommende mächtige Madeira, welcher viel Holz mitbringt, in den Hauptstrom gefallen ist, fängt dieser an meilenbreit zu werden, und nun erst heißt er bei den Portugiesen Amazonenfluß, welcher von jetzt an viel große und kleine Inseln mit seinen Armen umfaßt,

sich aber bei dem portugiesischen Fort Pauxis bis auf 5000 Fuß muß verengen lassen. Dieser Ort liegt 200 M. vor seiner Mündung und dennoch ist Ebbe und Fluth schon hier in dem Riesenstrome sichtbar.

Auch von hieraus verstärkt sich der Fluß noch mit andern Flüssen, unter welchen der Xingu aus den Gebirgen Brasiliens kommt und mit einer meilenweiten Breite in den Maranhon mündet. — Von Paru aus wendet sich der Strom nördlich und wird 4 Meilen und bald nachher an 10 Meilen breit und nach einem Laufe von fast 900 Meilen fällt er, 15 oder 18 Meilen breit, ins Meer.

Mehrere Inseln schließt er bei dieser großer Breite in sich, als die 20 Meilen lange, aber nur 2 Meilen breite Insel Javari, und die in seiner Mündung liegende weit größere Insel Caviana, der vielen Inseln nicht wieder zu gedenken, die er höher hinauf, schon mehrere hundert Meilen vor seiner Mündung mit seinen Armen umschlingt und zur Zeit der Anschwellung Monate lang überfluthet. — Auf 20 Meilen weit behält er selbst im Meere noch sein süsses Landwasser.

Klima und Produkte müssen in so hochgebirgigen und daher auch so thalreichen Gegenden höchst mannigfaltig und verschiedenartig seyn und die leztern sind uns wohl bei weitem noch nicht alle bekannt. Man muß ja wohl bei diesen Tiefen und Höhen und bei diesen Graden der Breite, alle Arten Klimate antreffen. In den östlichen spanischen Provinzen, bei den Maynas, Omaguas u. s. w. überschwemmen die ungeheuren Ströme Monate lang das Erdreich und man schifft meilenweit nur auf den Canots hin und her und nur die hohen Bäume ragen aus dem Wasser hervor. Wenn der Ostwind eintritt, trocknet Alles und Inseln, Sandbänke und Wiesen werden dem Auge sichtbar. In dem Thale, oder vielmehr in der Ebene von Quito ist fast ein ewiger Frühling herrschend, indessen auf den ringsumher das Thal umkränzenden Hochgebirgen der ewige Winter wohnt. Die Küsten und die eigentlichen Gebirgsthäler sind sehr heiß. Man hat nur zwei Jahreszeiten — den

sogenannten Winter, d. i. die Regenzeit vom September bis April, indessen die übrigen Monate, wo es weniger regnet, der Sommer genannt werden.

Das eigentliche Peru hat nicht solche Wasserüberschwemmungen, wie die eben angeführten Gegenden, aber einzelne Provinzen sind mit einer ungeheuern Feuchtigkeit getränkt. Die Küsten zwar mit ihren sandigen Gestaden sind ganz trokken — dies ist das etwa 15 Meilen breite Thal von Tumbes, wo es nie regnet, wo aber die Atmosphäre mit häufigem Nebel beladen ist, der sich immer nur im Thau auflöset, aber nie Gewitter- oder Regengüsse erzeugt. Man gibt den mit den Cordilleren parallel streichenden Südwinden die Schuld dieser Regenlosigkeit, weil sie alle Feuchtigkeit des Dunstkreises nach Norden treiben und sie erst dort zu Regenwolken zusammenballten. — Die Häuser der Städte längs dieser Küste, z. B. Lima, sind daher mit ihrem leichten, mit etwas Erde beworfenen Rohr- und Binsendach hinlänglich gedeckt, weil es nicht regnet; da aber Erdbeben so häufig sind, so halten diese Häuser nur ein Stockwerk. Um die Pflanzungen und Gärten zu bewässern, müssen die von den Gebirgen herabkommenden Bäche oft meilenweit geleitet werden. — Die Ebenen (die erhabene, unter dem Namen Sierra bekannte Fläche) haben regelmäßige Jahreszeiten und alle Arten Witterungserscheinungen. Steigt man aber von jener trocknen Küste zu den Cordilleras hin, so findet man die ungeheuern Wälder mit einer eben so ungeheuern Feuchtigkeitsmasse gefüllt. Hier fallen eine Menge kleiner Flüsse herab, die nachmals alle der Maranhon verschlingt; hier regnet es 10, ja 11 Monate hindurch fast unaufhörlich und die Feuchtigkeit ist so groß, daß ein nur erst einige Stunden geladenes Gewehr sich nicht mehr abfeuern läßt, Papier in Felleisen aufbewahrt, fast in Fäulniß übergeht und der Mensch seine Wohnungen nur auf hohen Pfählen errichten darf. Die ungeheure Hitze, welche statt haben würde, wird durch die Wolken gemäßigt, ist aber immer noch drückend genug, Blitz und Donner sind selten auf den Ebenen, wüthen aber auf

den Gebirgen furchtbar. In einigen Gegenden, namentlich in der Landschaft der Maynas kennt man den Hagel nicht.

Unter den Winden ist der Ostwind zu nennen, der die nasse und trockne Jahrszeit scheidet, und große Fische in Schaaren nach dem Maranhon zu treibt, auf welche die Indier und die Krokodile lauern.

Mannichfaltig sind die Erzeugnisse dieser Länder; hier hausen der Jaguar, der Ozelot, und andere Tigerarten der neuen Welt. Ganze Heerden von Affen schreien und plappern auf den Bäumen, das wilde und gezähmte Lama, oder Guanaco ist gleichsam das Pferd der neuen Welt, und das einzige heimische Lastthier dieser Gegenden, und nebst dem Maulthiere in diesen Gebirgsländern überaus nützlich; die ersten finden sich noch Heerdenweise auf den Gebirgen wild. Ein einziges dieser Thiere trägt über einen Centner, wird es aber überladen, so legt es sich mit kläglichem Ton nieder, und stirbt lieber, als daß es sich weiter treiben läßt. Die Vicunna, oder das Schaafkameel, lebt nur auf den höchsten Gebirgen, und läßt sich nie zähmen. Es ist sehr schwer dieses Thier zum Schuß zu bringen. Häufiger fängt man sie in Schlingen, indem man sie mit gefärbten Lappen umstellt. Finden sich aber, wie öfters der Fall ist, unter einem Rudel Vicunnas einige Pakos, die ihnen sehr ähnlich, aber viel kühner sind, so setzen diese über die mit Lappen behängten Stricke, und die Vikunnas folgen ihnen nach. Die seidenartige Wolle dieser Thiere wird zu den kostbarsten Tüchern verwebt, wovon die Elle mehr als 20 Thaler kostet. Das Fleisch derselben soll ein köstlicher Leckerbissen seyn. Wir können hier nur, die vielen Affenarten, Ameisenfresser, den Tapir, den man als den Elephanten der neuen Welt betrachtet hat, der aber mehr dem Nilpferd ähnelt, den Capibara oder das Wasserschwein, welches von Fischen und Pflanzen lebt, eine Art kleinen, noch nicht bekannten Hirsch, nebst den in freien lebenden europäischen Hausthieren nennen, so wie unter dem Geflügel, den gewaltigen Condor, der selbst

Vikunnas in die Luft führt, die unzählige Menge von Papageien, Strandläufern, Kranichen, Enten und Wasserhünern, die Tukans, Waldtauben, Spechte und Baumläufer, Singevögel u. s. w. die in unglaublicher Anzahl vorhanden sind. In den Sümpfen und Gewäßern halten sich die Alligators, die Aboma und Klapperschlangen, nebst mehrern zum Theil unschädlichen Schlangenarten auf. Schildkröten sind ebenfalls an vielen Orten im weichen Wasser, vorzüglich die Charapa, eine Süßwasserschildkröte die Zentnerschwer wird, und aus deren im Sande verscharrten Eyern man ein Oehl bereitet. Einige Menschen können in einem Tage an 500 Schildkröten fangen. Die kleinen noch nicht völlig aus der Schale gekrochenen werden häufig auf Kohlen geröstet. Fische fängt man im reichen Ueberfluß, vorzüglich auch durch eine Art betäubender ins Wasser gehaltenen Wurzel. Unglaubliche Schaaren von Ameisen, Muskiten, Stechfliegen plagen das Leben, und ungeheure Spinnen, und ellenlange Würmer von Daumensdicke, erregen Schauder. — Eine Art Stechfliege (Oestrus vielleicht) macht den hiesigen Tiger wüthend, und kann selbst Menschen tödlich werden. Laternträger finden sich häufig.

Die schwelgerischen Schöpfungen der Pflanzenwelt bringen hervor mehrere Arten Zedern, Eisen und Ebenholz Bäume, Palmen, den Hypekakuanha, den Cacao, den Balsam, den China, den Oehl und elastischen Harzbaum, unsere edlen Südfrüchte allzumal, Baumwolle, Vanille, Zucker und auch Bambusrohr, welches 30 F. hoch wird, und dann zum Häuserbau dient, nebst vielen andern Rohrarten, Lianen und viele andere Schmarotzerpflanzen, Gewürzbäume mit olivenähnlicher Frucht, an den Ufern des Xingu, wiewohl dieselben an Kraft den Bäumen auf den Molucken nicht ganz gleich kommen. — Tabacke, Hanf, Flachs, Mais, Reis, Bataten, Färbekräuter, u. s. w. Nur der viel angebauten Coca erwähnen wir besonders, die zu den Rothhölzern gehört, und Trauben mit schwarzen Beeren trägt. Die getrockneten Blätter werden vermischt

mit dem Kalch von Austerschalen, oder mit einer Pflanze aus dem Geschlecht des Gänserich ungemein häufig gekauet. Humbold und Bonptland brachten über 2000 neue Pflanzenarten aus diesen Gegenden mit, und dennoch haben sie nur den kleinsten Theil von Peru bereist. Unermeßlich mögen die Schätze des unterirrdischen Reichs seyn, nicht nur an Gold und Silber, sondern auch an edlen Steinen. Bei der Eroberung Perus hatten die Einwohner einen Schmaragd von der Größe eines Straußeneies, der in einem eigenen Tempel mit angestellten Priestern wie eine Gottheit verehrt wurde. Die Indianer haben aber das Bergwerk verheimlicht, aus welchem die Schmaragde kamen, wie sie denn überhaupt mehrere Bergwerke verschüttet haben. — Ein anderer Stein, der Jade, ein schöner grüner Nephrit, wird von den Indiern am Flusse Topayos sehr geschätzt, und seiner Härte ungeachtet durchbohrt und polirt. Auch Salzgruben finden sich da und dort, südlich und nördlich des Maranhons (Steinsalz.)

Auf Kupfer, Blei und Zinn hat man noch nicht so sehr gearbeitet, als auf die edlern Metalle, und auch auf Quecksilber. Man zählte 1646 in Peru 14 Kupferminen, und 4 Zinnwerke. Eisen ist vorhanden, es wird aber wenig oder gar nicht darauf gebauet.

In J. 1791 waren im eigentlichen Peru 69 Goldwerke, 784 Silber- 4 Quecksilberminen, 4 Kupfer- und 12 Bleiwerke im Ganzen. Von 1780 bis 1790 gaben diese Werke 35,355 Mark Gold und 3,739,763 Mark Silber, oder die Mark Goldes 125 Piaster, und die Mark Silber zu 8 Piaster, so belief sich dieser Ertrag auf 46,222,000 Thaler. Zu diesen Bergwerken sind aber die Gold- und Silberbergwerke von Cuenca in Quito, und die noch reichern von Potosi in der Provinz Buenos Ayres nicht mit gerechnet. Das reiche Silberwerk von Potosi, bei dem dreizehn Tausend Arbeiter angestellt sind, findet sich in 300 Gruben, in einem 6 Meilen Umfang haltenden Gebirge, von Gestalt eines Zuckerhuts. Nachdem es nun schon über drittehalbhundert Jahre gebauet ist worden, ist doch die

Ausbeute noch überaus reich, und vornehmlich die Gewinnung so leicht. Von 1574 bis 1637 wurden 450 Millionen Thaler Ausbeute erhalten, und liegen gebliebene Gruben werden noch mit solchem Vortheil von einzelnen Unternehmern bearbeitet, daß ein wöchentlicher reiner Gewinn von 500 Piastern übrig bleibt.

Das Steinsalz, was gebraucht wird, um das Silber zu reinigen, und dessen Verbrauch täglich 15 Centner betragen soll, findet sich gleich in der Nähe, und das dabei gebrauchte Quecksilber, zu Huanvelika, 30 Meilen südöstlich von Lima, welches in ältesten Zeiten an 9000 jetzt aber nur noch 1500 Centner Quecksilber liefert. In den Tiefen dieser großen Werke, findet man Straßen, Plätze, eine Kapelle, und die Gänge sind mit Millionen Fackeln erleuchtet. Das Quecksilber findet sich in einer weißlich rothen Erde.

Hie und da findet man auch, wo keine Bergwerke sind, reine Goldmassen von mehrern, zuweilen von 50 Pf. so wie auch verschiedentlich Goldwäschen betrieben werden.

Welch ein Reichthum aller edlen Metalle, die aus der neuen Welt kommen! Man rechnete die Summe aus allen südamerikanischen Ländern jährlich an 50 Millionen Piaster.

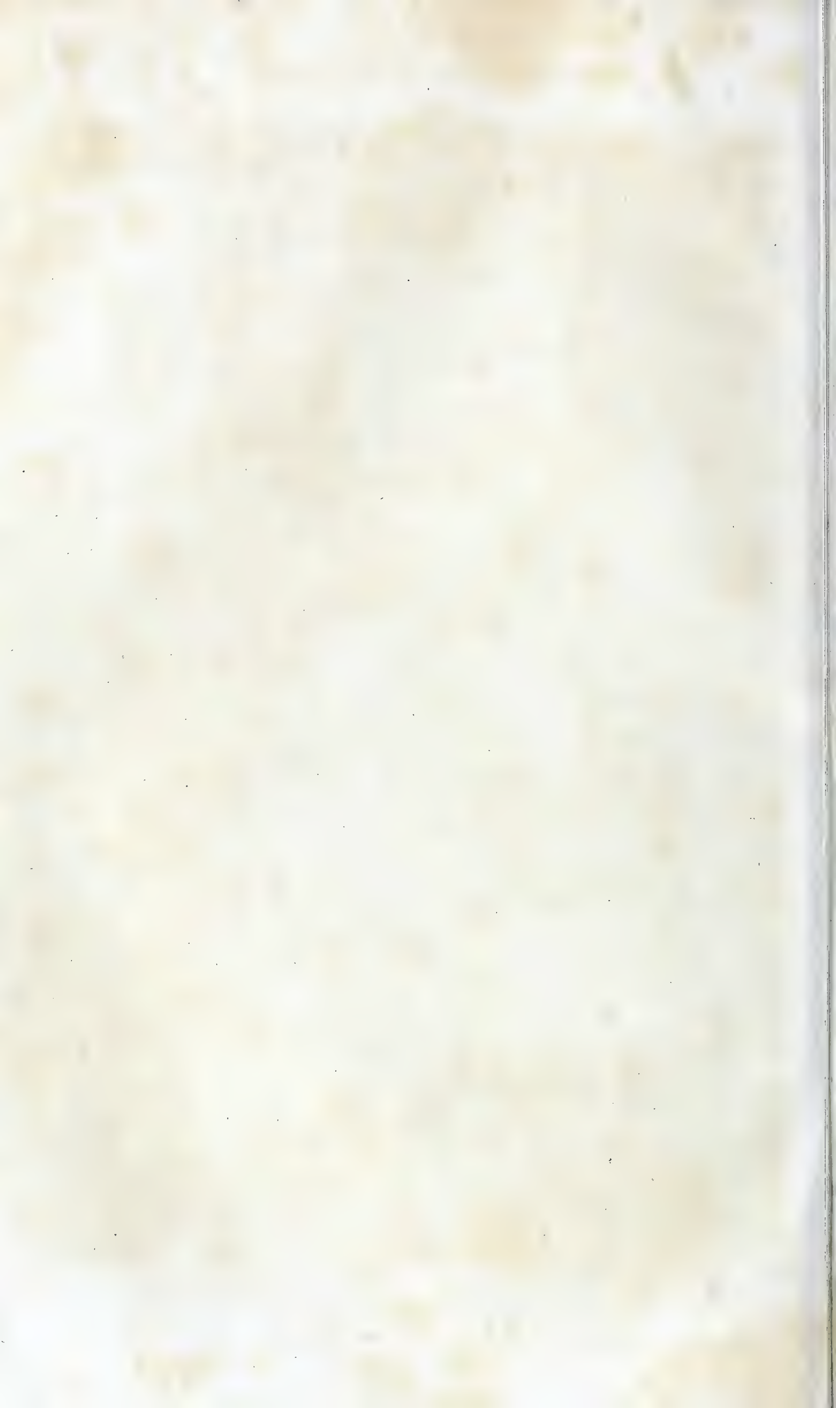
Im eigentlichen Peru ist

Lima die Hauptstadt, sonst mit 52,000, und jetzt vielleicht noch mehr Einwohnern, (Spaniern, Kreolen, Mulatten, Negern, Indiern) ist der Hauptsitz der ersten Regierung des Landes, des Vicekönigs, Erzbischofs u. s. w. hat eine Universität, 65 Kirchen, die von Gold und Silber und Edelsteinen strotzen, vortrefliche Wasserleitungen, ein Findligs-Haus, Hospitäler, in welchen einmal 1500 Kranke waren, eine Freistäte für reuige Sünderinnen, viele Klöster, leider auch noch ein Inquisitionstribunal; Promenaden von großen Orangenbäumen, aber nur erst seit 1771 einige Kaffeehäuser mit Billards.

Man lebt hier höchst luxuriös. Man hält die prächtigsten Equipagen deren man an 5000, ohne die bürgerlichen zählt, eine Menge Bedienten und Sklaven, und das Frauenzimmer treibt die Pracht mit Perlen, Gold Juwelen und Spitzen aufs weiteste. Eine reiche Kaufmannsfrau kann leicht im hohen Staate einen Anzug haben, der an 100,000 Thaler kostet. Besonders ist der **Faldelin** eine Art bis auf die Waden herabreichendes Oberkleid, von den theuersten Zeugen,



Trachten der Spanier in Peru



ein Gegenstand der Verschwendung. Das Frauenzimmer ist schön, und hält besonders auf einen schönen kleinen Fuß, dessen Bekleidung jährlich, selbst bei der Mittelklasse einige hundert Thaler kosten kann, der Tanz ist sehr beliebt, und dient der sinnlichen Liebe, die hier ihre rechte Werkstäte hat. Selbst Geistliche erkennen ihre Kinder öffentlich, und ohne Anstoß an.

Blumengerüche liebt man, wie in Batavia, so auch in Lima, und einen Blumenstrauß für eine Dame gehörig anzuordnen, erfordert ein eigenes Studium. Eine ganze Straße versammelt der Blumen wegen die Frauen und ihre Verehrer. Man kauft Bouquets für drei Piaster, ja wenn die seltene herrliche Ariruma mit darin ist, gar für 10 Piaster, und doch gießt die Spanierin in Lima noch wohlriechende Wasser über ihren Strauß, oder bestreicht ihn mit Ambra. Weibische Jünglinge, die nur dem Putz, dem Vergnügen und der Liebe leben, giebts in Menge.

Doch nur im Aeußern prunkt und prachtet man hier; die Tafel und die innere Einrichtung in den Häusern machen keinen so großen Aufwand.

Auf Processionen hält man viel. Besucht der H. Dominikus den H. Franziskus, so wird das schwere Bild des erstern von 10 Leuten getragen; der H. Franz kommt ihm in einer bescheidenen Mönchskutte entgegen, allein zu seinen Füßen liegen so viel goldene und silberne Gefäße, daß vier Menschen schwer daran zu tragen haben. Vier von Weiden geflochtene Riesen — vorstellend den Weißen, Mulatten, Neger und Indier, empfangen die Heiligen am Eingang der Franziskuskirche; in ihre Mitte war ein gemachtes Ungeheuer, Teraspe genannt, aus dessen Korbe eine Puppe hervorkam, die mit Sprüngen und Tänzen den Pöbel ergötzt. Predigten, Tänze, Feuerwerke, Geißelungen, Lieder gehörten zu den Tollheiten dieser Feier, die sich am andern Tage mit einem Feuerwerk — am hellen Tage schließt.

Zieht ein neuer Vicekönig ein, so giebts Aufzüge, Anreden, Gastmahle, Hochämter, Stiergefechte, Hahnenkämpfe, als ob ein König käme, und der gesammte Adel wird traktirt. — Für die Hahnenkämpfe hat man ein eigenes Haus erbaut, worin zweimal die Woche Gefechte gegeben werden. Uebrigens hat man auch ein Theater.

Callao oder Bon Vista, ist eigentlich der eine starke Meile entlegene Hafen von Lima.

Truxillo nahe an der Südsee in schöner Lage, mit steinernen Häusern, die aber, Erdbebens wegen nur ein Stock hoch sind, und mit 5000 E. deren Lüderlichkeit, besonders die der Mönche und Nonnen, sehr verschrieen ist. — Die Provinz gleiches Namens, ist in Obst und Getreidebau, in Viehzucht, besonders in Schweinezucht, in Verfertigung Baumwollener Zeuge und Tapeten, und in mancherlei Handel, sehr betriebsam.

Cusco, die ehemalige Residenz der Ynkas und Hauptstadt des Reichs Peru, zählt an 20,000 Einwohner, die in steinernen Häusern wohnen. Sie hat einen Erzbischof, eine Universität, reiche Kirchen und Klöster und wissenschaftliche Anstalten und leider auch eine Inquisition. Man arbeitet hier viele Gemälde, die im ganzen Südamerika verbreitet sind. Die Peruaner sind überdies in Wollen-, Baumwollen- und Lederarbeiten, im Vergolden, im Schnitzwerk im Holz und Elfenbein, im Bildhauen, Leinwandweben u. s. w. sehr geschickt.

Angenehm ist die Lage der Stadt zwischen zwei Bergen, deren einer der Ebene seine Bäche und Quellen reichlich zusendet und der andere dem Fluß Yukay schickt und ein liebliches Thal bewässert, in welchem der Erzbischof und andere Große ihre Landhäuser haben. Noch mancherlei Ruinen der Landhäuser der alten Ynkas enthält dieses Thal.

Es stehen noch die gewaltigen Mauern des Pallasts der alten Ynkas und an der Stelle, wo sich jetzt ein Dominikanerkloster erhebt, stand der hochberühmte Sonnentempel. Die Monstranz soll jetzt die Stelle einnehmen, wo sonst ein ungeheures Bild der Sonne von massivem Golde verehrt wurde, welches fast eine ganze Wand des Tempels einnahm, indem jedoch die drei übrigen Wände auch mit Gold überzogen waren. (Gerade in diesem Theil Perus findet sich häufiger gediegenes Gold, sonst sogar von der Größe eines Menschenkopfs.) Die Mauern des Tempels, von dem noch Ueberbleibsel da sind, bestanden aus Steinen von mehr als 15 Fuß Durchmesser. Auch haben die Peruaner noch große Anhänglichkeit an diese alte Ehrwürdigkeit des Orts und mehr als 12,000 derselben wohnen hier.

Auch in Quito war ein Sonnentempel; der verehrteste und reichste aber südlich von Cusco auf eine der Inseln des größten, 60 Meilen langen und überaus fischreichen, von mehrern Flüßchen bewässerten Sees, des Titicaca in der Provinz Buenos Ayres. Dieser Tempel war nicht nur inwendig mit großen Gold- und Silberplatten geschmückt, sondern auch an den Außenwänden hingen unglaubliche Reichthümer von Gold und Juwelen, welche die hierher häufig wallfahrenden Indier verehrt hatten. Den größten Theil dieser Schätze warfen bei der Ankunft der grausamen Spanier die Eingebornen in den tiefen, oft an 500 Fuß haltenden See.

Arequipa, eine der größesten Städte dieses Erdtheils, mit 40,000 Einwohnern, (worunter nur 600 spanische Familien) liegt in dem reizenden Thale Quilca, wo ein immerwährender Frühling waltet und das ohne einen naheliegenden Vulkan ein Paradies seyn würde. — Man arbeitet hier grob baumwollenes Zeug, schneidet Edelsteine und handelt mit allen europäischen und amerikanischen Waaren, von welchen hier eine Niederlage ist.

La Paz in der gleichnamigen Landschaft, die in ihren Gebirgsgegenden Schnee und Hagel kennt und sehr reich an Lamas und Vicunnas ist, liegt an beiden Seiten eines Flusses, der viel Gold mit sich führt und hält 20,000 Einwohner.

La Plata, Potosi und Santa Cruz de la Sierra gehören nach jetziger politischer Eintheilung mit dem ganzen südlichen Theil der Audienzia de Charcas zum Königreich Rio de la Plata.

La Plata mit 14,000 Einwohnern, die Hauptstadt, in einer mit Bergen umgebenen Ebene, hat ein sehr mildes Klima, aber vom September bis März die heftigsten Regengüsse mit Gewittern. — Klöster, Kirchen, Erzbischöflicher Sitz, Universität, Collegien, wie in den übrigen Städten des spanischen Südamerika.

Potosi, südwestlich des vorigen Orts, soll 2 Stunden Umfang und 25,000 Einwohner halten. Die Gegend umher ist ganz unfruchtbar; man kauft aber für sein Geld, was man bedarf. Des Goldes wegen ist hier ein großer Zufluß von Fremden und die Stadt ist nach Lima die größeste Handelsstadt.

Santa Cruz in sehr fruchtbarer Gegend und mit steinernen, aber nur mit Palmettoblättern gedeckten Häusern. In den benachbarten großen Waldungen finden sich viele wilde Bienen und man kann daher mit Honig und Wachs einen sehr ergiebigen Handel treiben.

Quito liegt im Reiche gleiches Namens, dessen östlicher Theil die Landschaft Maynas ausmacht, welche fast aus lauter Wald besteht und von dem Maranhon und andern mächtigen Flussen bewässert und überschwemmt wird. Die Stadt liegt an 9000 Fuß über der Meeresfläche und ist also die höchste Stadt der Erde. Das Klima bleibt sich immer gleich, mild und gemäßigt. Die Einrichtungen und die Lebensart ihrer 60,000 Einwohner sind fast völlig, wie in Lima, nur daß, da sie am Abhange des Vulkans Pichincha liegt und krumme Gassen hat, hier man weniger, oder vielmehr gar nicht, fährt, sondern sich mehr der Tragsessel bedient.

Die Neger, welche einen bedeutenden Theil der Einwohner ausmachen, haben sich in 10 Nationen getheilt, deren jede ihr eigenes Oberhaupt wählt für die Dinge, die sie außer dem Dienst ihrer Herren unter sich auszumachen haben. Zwei von diesen Oberhäuptern wählen sie zu den Hauptregenten aller Nationen. Sie haben eine gemeinschaftliche Kasse, zu welcher jährlich jeder Neger 3 Groschen, die Oberhäupter aber 10 Piaster, beisteuern. Dieses Geld wird zum Theil auf den Gottesdienst der H. Jungfrau Maria, mehr aber zur Lust, verwendet. Bei dem Aufzuge am Frohnleichnamsfeste erscheinen die Neger nach ihren Nationen mit einer Fahne und einem Thronhimmel, unter dem die Könige und Königinnen ihrer Nationen mit einem Zepter in der rechten und einem Stabe in der linken Hand sitzen.

Es werden Teufel, Schlangen, Tiger und befiederte Ungeheuer vorgestellt. Die Neger sind mit Bogen und Pfeil bewaffnet und geben Vorstellungen von ihren Schlachten mit furchtbar bemalten Gesichtern und unter gräßlichem Geschrei und Bewegungen. Gastmäler und Tänze, die jede Nation in eigenen Häusern hält, beschließen das Ganze. Bei ihren gemeinschaftlichen Zusammenkünften sind selbst diese so tief

erniedrigten Menschen, deren Oberhäupter sogar nicht mit der Peitsche verschont werden, noch auf einen höhern Sitz oder Rang begierig. — Erst werden die Geschäfte — Geldbeiträge, Zwiste, neue Heirathen u. s. w. abgethan. Dann wird getanzt, gesprungen, gelärmt. Eine Trommel, eine mit der Nase geblasene Flöte und die Marinba sind die Hauptinstrumente. Die letztere besteht aus dünnen Hölzchen, die aus einigen getrockneten Kalebassen (Kürbissen) hervorlaufen, auf einem hölzernen Bogen ruhen und mit hölzernen Stöckchen geschlagen werden. Das Instrument ist unserer Strohfidel ähnlich.

Loxa mit 10,000 Einwohnern ist wegen der in ihrer Nähe wachsenden besten Chinarinde berühmt.

Guayaquil liegt an einem fahrbaren Flusse unweit der Südsee und also trefflich zum Handel gelegen, der auch hier sehr lebendig ist und eine Zahl von 20,000 Einwohnern hierher zieht, die sonst, da in der Regenzeit Alles von Schlangen und Skorpionen wimmelt und die Muskiten kaum eine Laterne brennen lassen, schwerlich hier möchten wohnen wollen, zumal, da auch Ratten in entsetzlicher Menge hier sich aufhalten. Allein es ist der Landungsplatz für Peru, Terra firma und Guatimala.

Unerklärbar ist es, aber richtig, daß die Kinder, welche hier geboren werden, lichtere Farbe haben, als andere, die unter gleicher geographischer Lage sich befinden.

Die Ureinwohner

dieser großen Länderstriche sind verschieden nüancirt. Diejenigen, welche am westlichen Fuße der Cordilleren nach der Südsee zu wohnen, sind fast so weiß, wie wir, denn der Ostwind, welchen diese hohen Gebirge abhalten, geht fast eine Meile hoch über ihren Kopf hin. Weiter nach der Südsee zu geht dieser Wind und die Indier sind kupferbraun.

Bougouer, der mit dem berühmten Condamine in gleicher Zeit und Absicht diese Gegenden bereiste, sagt, daß man in dem Abstande weniger Meilen in das Gebirge hinein oder hinaus, das Klima mehr unterschieden fände, als wenn man ganz Europa durchreise; aber eben so verschieden wären die nur so wenige Meilen von einander wohnenden Völkerschaften. — Die in den untern Gegenden lebten still und einig unter ihrem Pfarrer und Aufseher, seyen arglose, ehrliche Leute, die ihre Hausthüren stets offen stehen ließen, wiewohl sie Baumwolle, Garn, Pito (ein Getränk) u. dgl. darin liegen hätten. Wenn einer ein

Haus bauen will, so gibt er den Nachbarn ein Gastmahl, und diese machen das Haus in einem Tage fertig, wie groß dasselbe auch seyn mag. Sie sind die Bauleute ihrer Häuser und Piroguen, aber niemals erfinden sie etwas Neues, sondern sie ahmen blos nach. — Ihre ganze Bekleidung besteht fast nur im Bemalen mit Roucou.

Die aber oben in den Cordilleren wohnenden Menschen sind faul und dumm und sitzen ganze Tage lang auf den Fersen, ohne sich zu rühren oder zu sprechen. Selbst für Geld leisten sie nicht gern einen Dienst. Sie scheinen unempfindlich gegen Reichthümer, ja gegen alles Eigenthum.

Etwas mögen die seit mehrern Menschenaltern unter Missionen stehenden Indier wohl gewonnen haben, aber im Allgemeinen werden sie von mehrern Reisenden als gefühllos, dumm und faul und der Völlerei sehr ergeben beschrieben. Sie lachen und springen hoch auf ohne besondern Anlaß, wenn ihnen nur nichts fehlt. Ihre Sprachen — die Ynka oder altperuische ausgenommen — kennen die bekanntesten abstrakten Begriffe nicht und sie haben kein Wort für Zeit, Freiheit, Tugend, Gerechtigkeit, selbst nicht für Körper, und zudem hat jede Ortschaft beinahe, wiewohl sie nur aus einigen hundert Köpfen besteht, ihre eigene Sprache; nicht zu gedenken, daß alle diese Sprachen überaus schwer sind, daß sie viel Sylben für die einfachsten Dinge haben (z. B. 9 Sylben für die Zahl 3), daß sie mit Schnarchen, Nasenrümpfen, Ohrenwackeln u. s. w. zu reden scheinen, und selbst die gebildete Ynkasprache kein E und O hat.

Ihr Stumpfsinn, ihre dicke Haut, ihre harten Muskeln und ihre dicke Knochen (die Hirnschale z. B. 6 bis 7 Linien dick) stehen wohl mit dieser Fühllosigkeit im Zusammenhang. Einem Indier wurde der Stein operirt, der so fest saß, daß er viermal der Zange entschlüpfte und eine halbe Stunde darüber hinging. Der Kranke gab kein Zeichen von Empfindlichkeit, höchstens zuweilen einen leisen Klagelaut — und nach zwei Tagen ging er wieder umher, obwohl die Wunde noch nicht geschlossen war. Selbst ge-

gen Todesstrafen sind sie sehr unempfindlich und sterben mit größester Gleichgültigkeit.

Es ist hieraus zu erklären, daß die auf den Hochgebirgen Wohnenden in der dünnesten Bekleidung unter Schnee und Eis aushalten, ja bei Jagden wohl noch die leichte Decke ablegen. Eben so halten sie mit unbedecktem Kopfe eine Sonnenhitze aus, die einen Europäer wahnsinnig machen würde.

Der eigentliche Peruaner hat dicke schwarze Haare, die auf der kleinen Stirn bis zwischen den Augenbraunen hineinwachsen, dünnen Bart, kleine Augen, etwas gekrümmte Nase, große Ohren und breites Gesicht, ist von mittlerer Statur und ziemlich wohlgewachsen.

Der nördliche Peruaner wohnt in einer schlechten Lehmhütte mit pyramidalischem Dache. Um das Feuer in der Mitte der Hütte liegt der Hausherr mit seiner Familie, seinem Schweine, Hund und Hühnern.

Gerösteter Mais ist die Hauptnahrung, doch treiben auch viele die Jagd und an den östlichen Cordilleren wagen sich selbst einige an den Bären, den sie zu Pferde eben so geschickt, als kühn, in Schlingen fangen, die sie ihm über den Hals werfen.

Den Trunk lieben alle. Nur aber die Hausväter haben eigentlich das Recht, sich zu berauschen. Brantewein ist ihnen am liebsten, doch bereiten sie auch aus gegohrnem Mais und aus den von den Weibern theils gestampften, theils aber zerkaueten und dadurch mit Speichel vermischten Manihotwurzeln berauschende Getränke. Es ist häufig, daß sie im Rausch ihre Weiber vertauschen und sich dessen vor dem Beichtvater nachmals keineswegs schämen.

Es ist zur Ehre dieser Menschen zu bemerken, daß die in den Städten lebenden Peruaner gar nicht so stumpfsinnig und roh sind, das Spanische sehr leicht erlernen und zu mancherlei Dingen, besonders als Unterchirurgen, angestellt werden können. Die Spanier nennen sie auch die gescheuten Indier. — Die heutigen Peruaner mö-

gen mancherlei von ihrer ehemaligen bessern Bildung und alten sanften Sitten unter den Ynkas verloren haben.

Unter den letztern hat sich doch diejenige erhalten, die ein Zeugniß ihrer Liebe zu allen zahmen Thieren und namentlich zu ihrem nützlichsten und liebsten Hausthiere, dem Llacma oder Lama ablegt.

Ehe diese Thiere zum Lasttragen angehalten werden, stellt man ein eigenes Fest an, um sie gleichsam zu Gefährten aufzunehmen, und putzt ihnen mit vielen Bändern und Büscheln den Kopf. Man hat die berauschende Chicha und Brantewein nebst gerösteten Mais in Vorrath und mit dem Schmause hebt auch ein Tanz an, zu welchem kleine Trommeln und Pfeifen gehen.

Während dieser zuweilen einige Tage dauernden Lust, gehen sie oft zu den geliebten Thieren hin, umarmen sie, sagen ihnen tausend Schmeicheleien, halten ihnen die Tumas oder Branteweinsflaschen vor den Mund, in der Meinung, dadurch den künftigen Hausgenossen ihren guten Willen zu beweisen. Erst wenn dies Fest vorüber ist, gewöhnen sie nach und nach das Thier.

Die Zahl der Völkerschaften bestimmen zu wollen, welche von der östlichen Seite der Cordilleras bis Brasilien hin wohnen, ist eben so wohl mißlich, als die Abtheilungen derselben nach ihren Wohnorten; denn viele sehr entfernte Völkerschaften sind sich in Sprache und Allem sehr ähnlich, und dicht neben einander wohnende sind sich in Allem fremd. Es werden immer Verwirrungen übrig bleiben, die nimmer zu lösen seyn werden.

Der Jesuiten-Missionar Veigl indessen nimmt 50 Völkerschaften an. Sechs nämlich am obern Maranhon, fünf am Flusse Pastaza, sechs am Huallaga, eilf am untern Maranhon, fünf am Napo (unter dem Gesammtnamen Encallada begriffen), vierzehn südlich des Amazonenflusses, welche ziemlich weit nach Tucuman hinabgehen, und drei an der Nordseite dieses Flusses nach dem Orinoko zu.

Die in der Pampa del Sakramento, zwischen dem Huallaga und Ukajali, südlich des Maranhons wohnenden Waldbewohner; Yurimaguas, Aissuamxis, Panos, Cokamas, Conikos u. s. w. u. s. w. sind starke wohlgebaute, und falls sie sich nicht färbten ziemlich weiße Menschen, die in viele kleine Stämme zerstückelt, ihre eigenen Kaziken haben.

Die kriegerischen Yurimaguas tragen im durchbohrten Nasenknorpel oder Kinn, Gold und Silbergehänge; und zieren die fast nackten Arme mit Ringen und Bändern von Zähnen erschlagener Feinde oder Thiere. Die Glieder sind mit sonderbaren Figuren geziehrt; der Krieger trägt seinen Köcher mit Pfeilen über der Schulter, und führt Bogen und Spieß.

Die Frauen sind stolz auf ein langes Haar des Hinterhauptes, scheeren aber den Vorderkopf. Mädchen gehen in Evas Tracht, und nur Eheweiber sind bekleidet. — Eine Beschneidung der weiblichen Kinder ist bei den Panos üblich; bei allen Stämmen aber, gebrechlich zur Welt gekommene Kinder sogleich zu tödten. Aber nicht nur gebrechliche Kinder tödtet man, sondern völlig wohlgestaltete, und die Cokamas berathen sich ordentlich, ob sie das Kind tödten, oder von der Erde aufheben sollen, in welchem Falle sie es sorgfältig erziehen.

Nur Kaziken nehmen zuweilen zwei Frauen. Man wirbt für den jungen Knaben schon sehr früh um eine Braut, und erzieht dann die beiden Verlobten bis zur Mannbarkeit mit einander.

Die Verstorbenen in der zukünftigen Welt speisen mit ihren Verwandten Manihot, Brod und Platanen, und halten Tänze und Schlachten. Die Blitze sind Angriffe auf die Feinde; und die Milchstraße ist ein Wandelplatz der Seelen. — Bei andern Nationen jedoch ist die Seelenwanderung angenommen. Erschlagene Feinde gehen in bösartige Thiere; Kaziken aber, tapfere Krieger und treue Weiber in Affen, Tieger und andere geschätzte Thiere über.

Dicht neben einander wohnende Nationen verstehen einander nicht. — Die Cokamas mit ihrer sanften Sprache nicht die sehr rauhe der Yurinaguas, wohl aber die viel weiter entfernten Omaguas.

Durch Kinderblattern, ewige Kriege, starke Getränke, und auch durch die Sitte des Tödtens junger Kinder (doch diese war ja ehedem noch häufiger) haben auch diese Nationen sehr an Zahl abgenommen, und manche derselben mögen kaum noch über 100 Krieger zählen.

Manche dieser Nationen haben, der ewigen Kriege wegen, ihre Dörfer wie eine Festung angelegt. Mehrere große Gebäude liegen in Form eines Halbmonds, mit der ausgebogenen Krümmung (konvexen Seite) nach dem Walde zu. Nur zwei Eingänge hat das Ganze, wovon der eine steil, der andere aber flach ausläuft. Ihre Kriege führen sie, wie die nordamerikanischen Wilden, durch Beschleichen und Ueberfall. Die Kopfhaut der Erschlagenen wird, nachdem der Kopf gekocht ist, abgezogen, ausgestopft und geräuchert. So viel Köpfe man abgeschnitten, so vielmal wird die Nasenhaut aufgeschlitzt, und in die Oeffnung etwas hineingesteckt, so daß Warzen dadurch entstehen. Ein tüchtiger Krieger hat von den Augenbraunen bis zur Nasenspitze lauter Warzen. — Bei ihren Siegesfesten führen sie die Skalps der Feinde mit; stellen ihre Angriffe vor, welches oft blutig abläuft; schimpfen die Feinde, rühmen ihre Thaten, und tanzen und trinken. — Daß sie indessen die gefangenen Feinde gutmüthig behandeln, auch sich im Kriege nicht, wie doch auf der Jagd, vergifteter Pfeile bedienen, ist rühmlich zu bemerken.

Die Xeberos zwischen den Cordilleren bis nordwärts des Maranhon, wohnen westlicher noch als die vorigen, in einem von vielen Flüssen durchschnittenen Lande, und mögen jetzt kaum noch 2000 Köpfe betragen.

Die Xibaros wohnen ihnen gegenüber an der Nordseite des Maranhon. Sie erschlugen die Spanier, die in

ihr stark gebirgiges flußreiches Gebiet eindringen wollten, und zerstörten deren angelegte Städte. Nur seit etwa 15 Jahren haben sie Missionaren einen Eingang gestattet, welche sich vorzüglich durch Eisengeräthe die Freundschaft einiger Kaziken erwarben. Sie sahen den Vorzug derselben vor ihren hölzernen und steinernen Aexten und Ackerzeuge so gut ein, daß ein Indier einem Pater seinen Sohn anbot gegen eine Axt, und auf Einwendung des Paters, antwortete, daß er nach Belieben Knaben zeugen könne, aber keine Axt, die ihm doch lebenslang nützlicher seyn würde, als ein Kind.

Die durch spanische Waffen und durch Krankheiten fast aufgeriebenen, sonst so zahlreichen Maynas, finden sich nur noch in einzelnen wilden verschiedennamigen Stämmen in den Waldungen.

Es sind wohlgewachsene Menschen von heller Farbe, und ohne Kröpfe (wie in der Nähe von Quito sich finden) und tragen einen sakähnlichen Rock, aus einem einzigen Stücke von dem Baste der Palmzweige gemacht, welchen sie verschieden färben und künstlich dicht zusammen flechten. Nur für Kopf und Arme sind Oeffnungen darin. Die benachbarten Nationen schätzen diese Kleidung sehr. Sie wird jedoch bei den Maynas nur von Männern getragen. Die armen, hier vorzüglich sehr unterdrückten Frauen, müssen sich mit einem kleinen Tuche um die Hüften behelfen.

Manihotwurzeln und Platanen sind nebst Charapas und Fischen die Hauptnahrung. Selbst der Zitteral dient ihnen als Speise. Feuer wird durch Aneinanderreiben von Holzstücken gemacht, wobei Ameisennester als Zunder dienen.

Der Maynas Indier ist nicht ohne Geschicke zu Sprachen (seine eigene Sprache ist höchst rauh und schwer) und Handwerken. Sie flechten trefliche wasserdichte Körbe aus Lianen (Bejukos) welche die Spanier als Reisekoffer schätzen; verfertigen Ha-

macks, leicht und dauerhaft, und weben Umhänge aus Baumrinden, die den Schlafenden gegen Muskiten und blutsaugende Vampyren schützen. Mit Blasröhren, die aus einer sehr harten Palmenart gemacht werden, erlegen sie das Wild, indem sie die abgeschossenen Pfeile in Gift eintauchen, welches am künstlichsten die östlich wohnenden Pevas und Tikunnas aus 30 verschiedenen Kräutern und Säften bereiten, und welches, ritzt es auch nur, in wenigen Minuten tödtet. Seltsam ist es, sowohl daß die Ausdünstungen von Krokodilen und Schildkröten diesem Gifte seine Kraft nimmt, daher auch die Indier verhüten, den genannten Thieren zu nahe zu kommen; als auch, daß das mit solchem Gifte getödtete Thier, ohne Schaden für die Gesundheit, gegessen werden kann. — Es wird nur wie mehrere Gifte tödlich, wenn es unmittelbar dem Blute beigemischt wird. Sie ziehen ihre Art Wild zu erlegen, dem europäischen Feuergewehr vor, daß, wie sie sagen, nur ein Stück aus einem ganzen Rudel trifft, und mit seinem Knall die übrigen verscheucht.

Durch die Bemühungen der Missionare, werden alte barbarische Gebräuche immer bei den Maynas seltener. So braten einige Stämme ihre Todten nicht mehr, um sie zu verzehren (andere Stämme fraßen nur die Feinde; aus den Hirnschädel der Ihrigen machten sie Trinkgeschirre) sondern begraben sie mit viel Heulen und Klagen, und die Wittwen schneiden sich wohl gar das lange Hinterhaar ab, welches ihr Stolz ist. — Die Yamaos lösen vielleicht bald nicht mehr den neugebornen Kindern den Nasenknorpel aus, und hören auf die Ohrlappen zu durchbohren, und die Omaguas*) hören vielleicht auf, ihre neugebornen Kindern zwischen zwei zusammengebundenen Brettern den Kopf zusammenzudrücken, so daß derselbe platt und oben zugespitzt wird, (Plattköpfe, oder

*) Sie wohnten sonst südlicher. Jetzt längs des nördlichen Ufers des Maranhons, zwischen den Flüssen Tigre und Nepon, wo sie an die Naponer grenzen.

Großköpfe) bei welcher Verunstaltung sie sich sehr schön halten, und sagen: Wir gleichen dem Vollmond.

Eben so wenig als bei gleicher Sitte die im nördlichen Amerika angeführte Völkerschaft etwas an Verstand und Sinnen verliert, verlieren auch die Omaguas daran. Sie bauen ihre trefflichen Canots aus herrlichen Cedern am Ufer des Ukayale gewachsen (die ihnen der Strom vor die Häuser führt) und auf welchem 13 Personen Raum haben; sie versehen dieselben mit Schutzdächern, künstlich von Blättern geflochten; sie bewegen durch Hebel und Lianenstricke diese großen Holzmassen nach jeder Richtung hin, wobei Männer, Frauen und Kinder ihre Kräfte geschickt anwenden; ja sie bringen die Canots halbe Stunden lang auf Walzen fort, und belegen die rauhesten unglattesten Stellen der Bahn, mit glatten Baumrinden.

Den Gebrauch des Gummi elastikum, Caohuthouk, oder nach andern Caoutchou (Kaschuk) verdanken wir ihnen vorzüglich. Sie haben aus diesem elastischen Harze Spritzen verfertigt, mit welchen sie beim Ende des Schmauses jeden Gast, gleichsam zum Abschiede, anspritzen. Auch machen sie aus dem elastischen Harze eine, wie ein Y gestaltete Röhre, die sie mit Schnupftaback aus den zerriebenen Blättern eines Baums füllen, und durch einen Druck der Röhre in die Nase hinauftreiben, um tüchtig zu niesen, und wie sie sagen, den Geist zu erheitern.

Die am weitesten nach Osten zu, an beiden Seiten des Napos im spanischen Gebiete wohnenden Indier, sind die aus vielen Stämmen bestehende Encellada Nation, deren einige Stämme auf den frisch aufgetragenen Roukou lockere Baumwolle, wie Pflaumenfedern aufkleben, und den Bast eines gewissen Baums durch Klopfen so treflich zu bereiten wissen, daß er dem schönsten gegerbten Leder ähnlich, und durch Waschen schneeweiß wird. Die daraus verfertigten Kleider und Decken werden sehr hoch geschätzt.

Die Frauen haben keine andere Bedeckung, als eine kleine Binde um die Hüfte mit schwarzen Korallen oder Kugeln besetzt. Man findet bei ihnen Spiegel von schwarzem Harze gemacht. (Einige der vorhergehenden Nationen verfertigen dergleichen aus einem festen und dunkeln Holze.) Das Das Harz des Copalbaumes benutzt man zum Brennen statt der Lichter.

Die östlichsten der Encellada-Indier sind die Pevas, die in der Kenntniß von Heilkräutern und in Giftmischungen vorzüglich geschickt sind.

Zum Beschluß dieses Abschnitts erwähnen wir der alten Sage von dem Amazonenlande, zu welchem man käme, wenn man aus dem Amazonenflusse auf dem Rio negro tief ins Binnenland reisete, und wo eine Republik von kriegerischen Weibern lebe, die keinen Mann unter sich litten, aber, um nicht ihre Republik untergehen zu lassen, alljährlich die kräftigsten Männer einer benachbarten Nation zu sich einladeten, nämlich die Guacaer, die sie einige Tage aufs beste bewirtheten und sie dann wieder entließen, indem sie ihnen zugleich alle männliche einjährige Kinder mit zurückgäben.

Ob nicht etwas an dieser Sage seyn könne, deren Wahrheit von Indiern verschiedener Stämme angenommen wird, und wie viel daran ist, ist wohl jetzt nicht auszumitteln. Daß diese Weiber ihre eine Brust abschneiden sollten, um den Bogen besser zu spannen, und daß sie ihre männlichen Kinder umbrächten, davon erzählen wenigstens die Indier Amerikas nichts.

Daß die Sage von einer solchen Weiberrepublik übrigens uralt ist, ist bekannt.

III.

Paraguay und Tucuman,

zum Vicekönigreich Peru gehörig, jetzt aber zum Königreich Rio de la Plata, zu welchem auch das bereits vorher behandelte Süd-Peru und das nachher vorkommende Chile oder Chili nach seinem östlichen Theile*), neuer politischer Eintheilung zufolge, gerechnet wird.

Es nehmen aber diese beiden Provinzen einen Flächenraum von mehr als 40,000 Q. M. ein, wovon auf Paraguay allein 27,000 fallen mögen. Die Grenzen sind, wenigstens von Paraguay in den Wüsten nach Brasilien zu, ungewiß.

Die Verschiedenheit des Bodens ist sehr groß. Die Cordilleren, welche auf 720 Stunden westlich dieser Länder hinlaufen, ergießen ihr gesammtes Regen- und Quellwasser nach Osten, aber kaum 6 Flüsse erreichen das Meer, das übrige Wasser bleibt auf den unermeßlichen Ebenen stehen und verdampft. — Es gibt hier Ebenen, wo 200 Meilen lang kein Baum, kein Wasser sich findet und wo selbst keins durch Kanäle geschafft werden könnte, indem nirgends ein Fall ist; Alles ist horizontal. Buenos Ayres und mehrere Städte liegen zwar an Flüssen, aber das Flußwasser kann, eben wegen Mangel an Fall, nicht in die Städte gebracht werden, falls man nicht Dampfmaschinen anlegt. Andere große Ebenen, z. B. von Chaco und Charcas sind mit mehrern Flüssen bewässert. Das Gras ist jedoch fast in allen diesen Ebenen so hoch, daß es Heerden von Horn- und Federvieh Weide und Erquickung gibt und mancherlei kleine Bächlein finden sich da und dort.

*) Der westliche gehört nach neuester politischer Eintheilung zu Peru. — Aber wie lange wirds noch dauern, daß wir uns von diesen politischen Eintheilungen losmachen werden, um endlich der Erdbeschreibung eine feste Physiognomie zu erhalten?

Wenn man hier reiset und von der einen Seite keinen Tropfen Wasser findet, hat man auf der andern Seite die stärksten Ströme zu überschiffen und kommt über Seen und Moräste. Da und dort finden sich Hügel und kleine Berge, besonders an Brasiliens Grenze. Man findet felsigen Boden, schroffe Gebirge. Es ist wahrscheinlich, sagt Azara, daß das ganze, östlich des Paraguay- und Parana-Stroms gelegene Land aus einer massiven, gleichsam gegossenen Steinmasse besteht, die mit so weniger Erde überdeckt ist, daß in der Gegend von Montevideo und Maldonado und an den brasilischen Grenzen auf 1000 Quadratstunden kein Ackerbau getrieben werden kann, und weder Baum noch Strauch finden genug Erdreich, um Wurzel zu fassen. In andern Gegenden verlieren sich ungeheure Wälder ins Unendliche.

Die Bewässerung dieser Länder ist vorzüglich groß nach Brasilien zu. Dort vereinigen sich die Riesenströme Paraguay, Parana und Uraguay zu einem und bilden die Wasserwelt des Siberflusses oder Rio de la Plata. Die übrigen hier verschwiegenen Flüsse sind doch zum Theil größer, als die größesten Europas.

Die Quellen des Paraguay bestehen aus verschiedenen Bächen unter 13½ Grad der Breite im Gebirge Sierra del Paraguay, wo die Portugiesen viele Goldminen und Edelsteingruben besitzen. Er ist schiffbar, zwei Grade nach seinem Entstehen selbst bald für beträchtlichere Fahrzeuge, zumal, da er weder Klippen noch Sandbänke in seinem Bette hat. Bei der kleinen Stadt Assumption strömen, noch ehe der Pilkomayo unterhalb dieser Stadt hineingefallen ist, in jeder Stunde bei mittlerer Wasserhöhe an 200,000 Kubiktoisen Wasser vorbei — eine Wassermasse, die so groß ist, daß alle heftigen Regengüsse dieselbe niemals auffallend trüben können.

Der Fluß steigt periodisch vom Februar bis Ende Junius und nimmt dann in gleicher Zeit eben so ab. Das Anschwellen wird durch den See Xarayes bewirkt (s. nach-

her), welcher das Wasser, das er nicht mehr fassen kann, in den Paraguay abgibt.

Der Parana, in welchem der vorige Strom sowohl, als der nachfolgende Uraguay, mündet, entsteht in einer bis vielleicht zwei Grade südlichern Breite, als der vorige, in dem unbekannten Gebirge, wo die Portugiesen die Goldminen von Goyazes haben, aus dem Zusammenfluß vieler Gebirgsbäche. Von den einfallenden Strömen sind manche, z. B. der Yguazu, größer, als kein europäischer, und, wo sich der Paraguay in ihn ergießt, ist er, nach Azaras Zeugnissen, größer, als die hundert größten europäischen Ströme zusammen.

Er hat einen reißenden Lauf und ein felsiges Bette und deshalb große Wasserfälle, von welchen der bei der Stadt und Provinz Guayra der berühmteste ist, wo der unermeßlich tiefe Strom unmittelbar fast vor seinem Sturze 12600 Fuß Breite hält und nun plötzlich in einen Kanal von 180 Fuß zusammengedrängt wird. Der Sturz, welcher nur 52 Fuß Fall hat, treibt einen Wasserstaub auf, der mehrere Stunden weit wie aufsteigend Säulen gesehen wird, in der Gegend umher einen beständigen Regen verursacht, und in welchem die Sonnenstrahlen eine Menge Regenbogen bilden. Nähert man sich dem auf 3 Meilen hörbaren Falle, so scheinen rings umher alle Felsen und Berge zu beben. *)

Bis zu dem Eintritt des Yguazu hat sich der Parana einen hundert Stunden langen Weg durch die Felsen gebildet. Von diesem Eintritt an ist er bis zum Meer bei hohem Wasserstande (denn bei niedrigem gibts noch einen Wasserfall, an welchem der Ybera-See liegt) schiffbar.

Zweimal im Jahre tritt regelmäßig der Parana aus und die gewaltigen Fluthen werfen ganze Sandberge an,

*) Einige andere in diese größeren eintretenden Flüsse haben viel höhere Fälle; der Yguazu einen von 171 par. Fuß und der Aguaray von 384 Fuß, welcher letztere leicht der höchste bekannte Wasserfall seyn könnte.

die bald durch den vom Winde herzu geführten Samen mit Weiden und andern Bäumen besetzt sind und in kurzem ist eine Insel voll Frucht und Leben da, aber der Strom zerstört auch dagegen andere Inseln wieder.

Der Uraguay nimmt unter dem 28sten Grad seinen Ursprung und fällt schon im 34sten Grade in den Parana. Er ist nicht so groß, wie der Paraguay.

Unter den Seen ist der Xarayes der berühmteste, der eigentlich kein See ist. Er entsteht aus dem Zusammenflusse ungeheurer Regenmassen, die sich zu beiden Seiten des Paraguay verbreiten, indem dieser Strom das Wasser nicht fassen kann. Im Durchschnitte beträgt seine Länge 110 und seine Breite an 40 Stunden. Aber er ist nirgends schiffbar, da er so seicht ist, daß er in den Sommermonaten austrocknet.

Der Ybera-See, dessen Lage schon angegeben ist, geht nach Norden zu, wo er 30 Stunden breit ist, parallel mit dem Parana und dicht an demselben hin, ohne eine sichtbare Verbindung mit ihm. Nach Süden zu ist er auch über 30 Stunden breit und bildet den Schlund von Yuquicua, wo er sich immer mehr erweitert und dem sehr bedeutenden Fluß Mirinnay seinen Ursprung gibt. Von Yuquicua läuft er wieder 30 Stunden westlich und gibt 3 Flüssen, die in den Parana münden, ihr Entstehen.

Es scheint, der See werde blos durch den Parana mittelst unterirdischer Kanäle gebildet, denn er hat keinen Zufluß von Bach oder Fluß und bleibt dennoch in gleicher Höhe, wiewohl außer den 4 genannten beträchtlichen Flüssen, die aus ihm herausgehen, er noch auf seiner wenigstens 1000 Quadratseemeilen enthaltenden Fläche allerwenigstens 70000 Tonnen durch Ausdünstung verliert. Er ist größtentheils mit Wasserpflanzen und da und dort mit mächtigen Bäumen angefüllt. — Ist vielleicht, wie Azara wohl nicht ganz mit Unrecht vermuthet, dieser See ehedem das Bette des Parana gewesen, der sich hier in 4 Ströme vertheilt hat?

Ein See in Chaco ist dem todten Meere in Palästina ähnlich und weder Thiere noch Menschen dürfen sich in seiner Nähe aufhalten. Der Teufelssee liegt tief in einem Waldgebirge, und ein Dritter auf einem alaunhaltigen Gebirge enthält große Krokodile.

Die Länder ostwärts vom Parana und Paraguay haben gänzlichen Mangel an Salz und die Viehheerden in diesen Ebenen fressen des Salzes wegen trockne Knochen und mehr nach Norden zu einen salzigen Thon. Wo aber auch dieser Thon nicht mehr zu finden ist, wie in den östlichen Gegenden Paraguays, kommen in wenigen Monaten alle Heerden um, wenn man ihnen nicht Salz gibt, welches doch, aus Europa gebracht, so überaus theuer ist. — Dagegen gibt es westlich des Parana und Paraguay keinen Brunnen oder Bach, der nicht Salz mitführte. Lachen sind weit und breit vier Finger dick damit überdeckt, und ein See, 60 Meilen von Buenos Ayres südwestlich, gibt im Sommer ein so reines Kochsalz, daß man es dem europäischen vorzieht. — Aus Salzmangel bedient man sich in manchen Gegenden Paraguays des weißen Beschlags, womit sich von Zeit zu Zeit die Thäler überziehen und den man durch Auflösen und Filtriren reinigt und zu Salzkrystallen anschießen läßt. Es ist wahrscheinlich Salpeter.

An Metallen ist größtentheils Armuth. Das ganze Königreich la Plata zählt 110 Bergwerke, wovon 30 auf Gold, 27 auf Silber, 7 auf Kupfer, 2 auf Zinn und 7 auf Blei gebauet werden — aber es sind darin mehrere schon vorher aufgeführte Bergwerke begriffen. Hier und da hat man einzelne Stufen von Kupfererz, aber nirgends jedoch eine Ader davon gefunden. — Eine große gediegene Eisenmasse, wahrscheinlich eine in den obern Regionen gebildet, von denen, die in neuerer Zeit so viel Aufmerksamkeit erregt, findet sich in der Provinz Chaco, 624 Kubikpalmen (die Palme 9 Zoll) groß.

Das Pflanzenreich mag eine Menge ungezählter und wahrscheinlich neuer Arten haben, die aber noch nicht den hinlänglich kundigen Beschreiber gefunden haben.

Viele hierher gehörige Gewächse sind mit denen der angrenzenden Länder unstreitig dieselben — der Cacao, die Vanille, Tamarinden, Jalappe u. s. w., deren wir keine Erwähnung thun.

Eine Art wilder Reis, der sich in manchen Sümpfen findet, dient den Indiern als Nahrungsmittel. Die Pflanzen südlich des la Plata haben zum Theil und die unterhalb des 40sten Grades durchgängig einen Salzgeschmack. — Man zündet hier, wie in Afrika, große mit hohen Pflanzen besetzte Ebenen an, damit das Vieh zarteres Futter bekomme. Möglich ists, daß auf diese Weise mancher zarter Pflanzensame untergehe. Azara traf eine Ebene von 200 Stunden Länge, die auf diese Weise abgebrannt war.

Holzbäume fehlen in mehrern Gegenden, man brennt daher verschiedene Distelarten, Thierknochen und die absichtlich dazu gepflanzten schnellwüchsigen Pfirschenbäume. In andern Gegenden sind große Wälder.

Unter den Fruchtbäumen sind die verschiedenen Arten der Algaroba oder des Johannisbrodbaums sehr nützlich, weil die Frucht nicht nur dem Viehe gegeben, sondern auch häufig von den Wilden gegessen wird; ja, durch Gährung wird auch eine Art Chika daraus, welche tüchtig berauscht. Von der weißen Art, deren Holz selbst zum Schiffsbau dient, hat man ganze Wälder voll. — Von Orangen findet man große Wälder. Der Baum Tatare hat ein gelbes überaus festes Holz, angezündet aber gibt es niemals Flamme, es schwält nur und läßt fast keine Kohle zurück. Eine Art Tanne bringt eine Kindskopf große geschuppte Frucht mit den wohlschmeckendsten Samenkörnern. Der Ybaro bringt eine markige klebrige Frucht, die statt der Seife dient und daher von den Jesuiten sehr häufig angepflanzt wurde. — Ein seltsamer großer Schmarotzerbaum ist der Papamondo, der sich auf den Zweigen der höchsten Bäume, ja selbst auf Pfählen oder Balken erzeugt und dann seine Wurzeln, die sich immer dichter mit einander verwachsen, auf die Erde senkrecht herabfallen läßt. Der Baum bringt eine eßbare Frucht.

Höchst nützlich ist der Theebaum von Paraguay — mehr Strauch, als Baum *) — dessen Blätter in Südamerika eben so, wie Chinas Thee bei uns, gebraucht werden. Man findet denselben überall in Wäldern, pflanzt ihn aber auch an und verkauft in die andern Provinzen an 50,000 Centner Blätter. Man bereitet mehrere Sorten Thee aus den Blättern; der mit der größesten Sorgfalt blos aus Blättern zubereitete heiß Caimiri-Thee und hat einen köstlichen Geruch, der noch dadurch erhöht wird, daß man die gepulverten Blätter oder Rinde des Quabira-miri-Strauchs hinzusetzt, auf dessen Blättern die Ameisen ein schneeweißes, sehr wohlriechendes, aber weiches Wachs in kleinen Körnern bereiten. — Schade, daß dieser Thee das meiste von seinem Geruch (und also auch Geschmack) verliert, wenn er nach Europa gesendet wird.

Palmenarten, herrliche Cedern und Tannen, verschiedene Harzbäume u. s. w. trifft man in verschiedenen Gegenden. Der Mangaysis, der nur in einigen Gegenden wächst, gibt das bekannte elastische Gummi, welches dünn und flüssig aus den in den Baum gemachten Einschnitten fließt. Ein großer hochwüchsiger Baum gibt durch Auskochen der Blätter einen sehr kostbaren Balsam. Ein anderer Baum liefert ein goldgelbes Harz, so rein und durchsichtig, wie Krystall. Da es sehr leicht an der Luft härtet, machen sich die Indier Ohrgehänge, Kreuze und andere Zierrathen davon, die aber leicht zerbrechen.

Der Copaivabalsam wird durch Einschnitte aus jungen Bäumen gewonnen.

Der Lianen, die sich auf die höchsten Bäume hinaufwinden und dann benachbarte Bäume umschlingen, oder aber wieder hinabsteigen, sind viele. Eine Art entsteht auf den Bäumen selbst und ergötzt durch ihre überaus schönen duftenden Blumen Auge und Geruch. Eine andere Art, die Guembé, erzeugt sich auf den höchsten hohlen Zweigen sehr hoher Bäume und senkt dann ihre fingersdicken Wur-

*) Wiewohl einige ihnen sogar die Größe eines Apfelbaums zuschreiben.

zeln zur Erde herab, aus deren Rinden sehr feste Stricke und Schiffstaue gemacht werden. Die melonenförmige, 6 Zoll lange Frucht sitzt um einen holzigen Stiel (wie der Mais) und hat ein sehr saftiges, süßes und für Abgemattete ungemein erquickendes Fleisch. — Mehrere Pitas — d. h. solche Gewächse, die ein krystallhelles Wasser in ihrem Innern tragen — gehören ebenfalls zu den Schmarotzerpflanzen. Sie sind eine Wohlthat für die wasserlosen Gegenden, und von einer Art, die zu den Aloes gehört, werden Segel und Seile verfertigt, weit haltbarer, als die von Hanf.

Wie viel mögen der nutzbaren und besonders auch eßbaren wild wachsenden Gewächse seyn! Eine Art Pflaumen bringt Früchte, nicht an den Zweigen, sondern am Stamme und selbst an den blosliegenden Wurzeln, und der auf Anhöhen wachsende Mbokayay eßbare Trauben, wie Datteln, aus welchen man auch Oehl preßt. Er ist auch darin der Dattel ähnlich, daß aus seinen Fasern überaus feste Stricke gefertigt werden und daher den Wilden auch zu Bogensehnen und Angelschnuren dienet. — Ein Baum mit prächtigem weißen und auch rothen Holz ist der Quebracho oder Axtbrecher. Nur wenn er noch grün ist, kann er gefällt und zugerichtet werden. Ausgetrocknet zerspringen die besten Aexte an ihm.

Mehrere selbst beim Bauen nützliche, theils schenkelstarke Rohrarten, deren einige die Jesuiten mit Leder überzogen zu Kanonen sollen gebraucht haben, wachsen häufig an Flüssen und Sümpfen.

Unter den kultivirten Gewächsen findet sich etwas schlechter Weitzen, der auch vom 1sten bis 24sten Grad kein Klima zum rechten Gedeihen findet; dagegen gerathet der Mais und der Manihot trefflich, desgleichen auch der Taback. Zuckerrohr- und Baumwollenbau wird nicht stark betrieben und die Weinpflanzungen, die einen üppigen Wuchs hatten, sind größtentheils eingegangen.

Merkwürdig ists, daß Mandeln und Pflaumen zwar gewaltig blühen, aber keine Früchte bringen, wie doch der

Pfirsich thut (mit Ausnahme Paraguays) und der erst seit einigen Jahren durch Zufall hierher gekommene Aprikosenbaum. Unsere meisten übrigen Gartenbäume haben zwar trefflichen Wuchs, aber der Ertrag ist gering und schlecht; Orangen aber gedeihen vorzüglich. Die großen Erdbeeren (Erdbeere von Chili oder Riesenerdbeere) sind auch hier in ihrem Vaterlande eben so geschmacklos, als bei uns. — Melonen taugen nur in einigen Gegenden.

Unter den Bienen ist eine Art, deren Honig betäubend und schmerzerregend ist, und unter den Wespen zwei einsam und ungesellig lebende Arten. Fast alle Arten Ameisen und Termiten scheinen sich zu finden, mehrere, welche Nester bauen an den Bäumen, die, welche die Zweige der Bäume und das Gebälke der Häuser aushöhlen*), die, welche alle kleine Thiere, Spinnen, Käfer, Mäuse aufzehren u. s. w. Unter den Käfern ist eine kleine Art (wahrscheinlich eine Waldwanze) zu Zeiten so häufig, daß sie die Dächer, Wände, Stuben und Straßen fingersdick überdeckt; bei einer Art Leuchtkäfer (man nennt fünf Arten) könnte man lesen. Eine Spinne verfertigt einen orangefarbenen Cocon, welcher wie Seide gesponnen wird; eine andere lebt in Gesellschaft und bauet ihr Nest auf Bäumen oder Dächern und läßt aus dem Nest ein Netz herabfallen, dessen Längenfaden an 60 und mehr Fuß betragen. Eine Art Fliegen findet sich nach einem Gußregen in ungeheurer Menge; die kleinste Wunde wittert sie sogleich und legt ihre Maden hinein. Ein Nachtfalter sogar legt seine Würmer mit einer Art Geifer in die Haut der Menschen, die sich dann darin entwickeln. Sie sind aber nicht gefährlich. Blutigel kommen nach einem Regen in unzählicher Menge aus der Erde und setzen sich an die Beine an. Unter den Heuschrecken verschont eine Art selbst der Tücher und Zeuge nicht, kommt aber nicht alljährlich und trifft meistens nur die unbebaueten Gegenden. Ihre

*) Das Missionshaus der Jesuiten und die Kirche derselben wären beinahe durch die Geschäftigkeit dieses kleinen Insekts eingestürzt.

Züge sind vielleicht eben so groß, als in Afrika, denn sie verdunkeln ebenfalls Sonnen- und Tageslicht.

Unter den Kröten, die zum Theil mehrere Pfunde wiegen und in unglaublicher Menge vorhanden sind *), findet sich die sogenannte gehörnte und die Pipa und eine ganz kleine, die das Geschrei eines kleinen Kindes macht. Von den Schlangen und Nattern ist der Biß einiger sehr giftig. Die größesten sind nicht über 10 Fuß lang. Unter den Eidechsen findet sich auch der Leguan.

Unter den Vögeln nennen wir nur den hier eingebornen Casuar (Straus), der in manchen Gegenden Heerdenweise umherzieht.

Die vierfüßigen Thiere sind großentheils die schon beschriebenen — der Tapir, mehrere Arten Hirsche, die vielleicht nicht alle zum Geschlecht der Hirsche gehören, 9 und wahrscheinlich mehr als 9 zum Katzengeschlecht gehörige Thiere, unter welchen der sogenannte Tiger oder die Yaguarete so stark beschrieben wird, daß sie einen Ochsen oder Pferd fortschleppen könnte; die Guazuara zwar nur Kälber, Schafe u. s. w. tödtet, aber doch schädlicher ist, indem sie mehr würgt, als frißt; der noch kleinere Chibiguazi Alles umbringt, was schwächer ist, als er selbst, junge Hunde, Katzen und insonderheit Vögel aller Art. Man macht ihn zwar zahm, aber nimmer verlernt er das Würgen des Hausgeflügels. Affen, Füchse in unglaublicher Zahl, Wiesel- und Marderarten, größer, als die unsrigen; eine Art Stinkthier, von welchem ein einziger Tropfen Feuchtigkeit ein ganzes Haus mit unerträglichem Gestank verpestet; Beutelthiere von verschiedener Art; ein unserm Kaninchen ähnliches Thier; der patagonische Hase, der größer ist, als unsere Hasen; mehrere Arten Mäuse, die sich zum Theil unter der Erde Magazine anlegen; Armadillen, Ameisenfresser und Schuppenthiere, hier alle be-

*) Zu Conception, am Flusse Salado, wimmelt es oftmals auf den Straßen von so vielen schlüpfrigen Kröten, daß man auf Eis zu gehen glaubt.

griffen unter dem gemeinschaftlichen Namen Tatus, von überaus verschiedenen Arten und zum Theil so häufig, daß man sie zu Tausenden beisammen sieht und häufig verspeiset; und den Maulwurf, Ykipara, der ein solches Getöse unter der Erde macht, daß man Pauken zu hören glaubt; diese alle können hier nur erwähnt werden, dahingegen weit mehr andere Thiere unerwähnt bleiben. Doch müssen wir des Krabbenfressers gedenken, (Agouara gouazu) ein Thier von 6 Fuß Länge und dem Bären, wie dem Hunde, ähnlich scheinend, doch letzterm mehr, mit 15 Zoll langem Schwanz, in Sumpfgegenden wohnend, vortrefflich im Schwimmen und von Vögeln, Schlangen, Insekten, Wasserthieren und Zuckerrohr lebend. Eine Art läßt sich etwas zähmen.

Eine Merkwürdigkeit müssen wir besonders anführen; die, daß ganze Rattenzüge aus den südlichen Gegenden von Buenos Ayres her einbrechen in Paraguay und Tucuman, über Flüsse und Seen setzen, auf den ungeheuern Ebenen eine gebahnte Straße zurücklassen, nicht nur Aecker, sondern auch Häuser und Scheuern verwüsten und die Landleute nöthigen, ihre Wohnungen und Felder zu verlassen. Hier also, wie in Sibirien; aber auch hier sind diese Züge äußerst selten, machen daher aber einen desto furchtbarern Schrecken. Man zählt zuweilen in Buenos Ayres 500 solcher Ratten auf einem Haufen und in einem frischgeschlachteten Ochsen fand man auf einmal 300 derselben. — Es werden überhaupt 7 verschiedene Arten Ratten, zum Theil uns noch unbekannt, genannt. Merkwürdig ist eine Wasserratte von der Größe einer kleinen Otter, dem Biber in der Lebensweise ähnlich und leicht zu zähmen und zum Fischfang abzurichten.

Welch eine reiche Kraft hier in der Natur waltet, beweisen vielleicht unsere Hausthiere besser, als Alles. Unsere in Paraguay wild gewordenen Hunde haben sich unglaublich in den dortigen Ebenen vermehrt. Sie vereinigen sich in Truppen und greifen den größesten Stier, jegliches wilde Pferd und wilden Esel, ja bei Hungersnoth auch

den Menschen zu Pferde an. Man mußte sogar einmal gegen sie Soldaten aussenden. Diese Thiere findet man vorzüglich vom 30sten Breitengrade nach Süden zu und sie sind allesammt von größerer Race. Sie graben sich Löcher in die Erde, um ihre Jungen hinein zu werfen und sind den Viehheerden sehr nachtheilig.

Unter den gezähmten Hunden findet man fast alle Racen, nur nicht Doggen und Pudel, wiewohl die Spanier bei ihrer ersten Ankunft gerade die größesten Hundearten mitbrachten. Sie bellen unaufhörlich und sind ihren Herren mit äußerster Treue zugethan. Es ist merkwürdig, daß sie nicht nur, wie die wilden, sich Höhlen graben, sondern auch die Hündinnen selten unter 12 Junge werfen.

In eben diesen Gegenden Paraguays findet man Heerden von Pferden von unglaublicher Anzahl, alle von einem Stamm, nämlich von 7 andalusischen Pferden, hergekommen, und zwar in der Race nicht mehr kenntlich, aber doch sonst guten europäischen Pferden gleich, wiewohl nicht an Ausdauer, denn sie ermüden sehr früh — begreiflich, da sie sich in den großen Steppen ihr dürftiges Futter kümmerlich selbst suchen und dabei umhertraben müssen und auch außer dem Mangel des nahrhaften Futters nicht die Wartung unserer Hauspferde in Stallung und Lager erhalten.*) Wartet und pflegt man ihrer, so werden sie stärker, grösser und dauerhafter, als die unsrigen, und daher sind in den Missionen, wo diese Thiere mit der Algaroka gefüttert werden, dieselben vorzüglich. Ehemals standen besonders die Falben und Schimmel in großem Ansehen.

Von der Menge dieser Thiere wird man sich aus der Beschreibung des ehrlichen und verdienstvollen Missionars Dobrizhofer, der noch länger als Azara in diesen Gegenden lebte, einen Begriff machen können. Er sagt: „Die ganze „weite Ebene von Rio de la Plata ist auf einem Umkreis

*) Wohl ist es möglich, daß die Ausartung zum Theil mit darauf beruht, wie Azara meint, daß man mit den Hengsten durchaus keine Auswahl trifft.

„von 200 Meilen ganz mit wilden umherstreifenden Pfer-
„den bedeckt, von welchen jeder so viel einfangen kann, als
„es ihm beliebt.*) In einigen Tagen bringen ein Paar
„Reuter mehrere Tausend nach Hause. Mit Erstaunen
„sahe ich, wie sechs Spanier auf einmal 2000 Stück zum
„Verkaufe trieben. Man bezahlte ein Stück mit ein Paar
„Ellen baumwollen Zeug!"

Noch besser wird sich die Menge der Pferde aus dem Preise ergeben. Vor mehr als einem Jahrhundert kaufte man für zwei Nähnadeln ein schönes Pferd, für eine Pfeife bekam man 3 Pferde, für ein Hufeisen 6 und für einen Thaler 20 Pferde, und noch heutiges Tages sind 2 Thaler ein guter Preis für ein zugerittenes Pferd. Eine Stute mit Füllen gilt 8 Groschen. — Da es zu mühsam ist, diese Thiere in Schlingen zu fangen, so treibt man sie in Umzäunungen ein.**)

Von der Wildheit dieser Thiere hat man kaum einen Begriff. Sie stürzen, wie blind und toll, nach einem Sumpf oder Lache zu und die ersten Ankommenden werfen sich hinein und werden von den nachfolgenden erdrückt. Azara fand wilde Pferde zu Tausenden, die auf diese Art ums Leben gekommen waren. Dies ist die Folge von dem Wassermangel dieser Gegenden.

Zu Reisen, Spatzier- und Kirchgängen, zum Holz- und Wasserholen, zum Austreten, d. i. Dreschen des Weizens und zu tausend andern Dingen benutzt man das Pferd. Viele Wilde leben fast nur auf Pferden und nähren sich von ihrem Fleische, und die Spanier schlachten eine Menge Stuten, blos um ihr Fett beim Gerben der Hirschhäute zu benutzen.***)

*) Welches ebenfalls, wie bei den Ochsen (selbst bei den Bären, s. vorher) mit Schlingen geschieht.

**) Seltsam ists, daß diese Thiere, wenn sie stallen und misten wollen, die Heerstraße aufsuchen, wo daher auch große Haufen von Exkrementen liegen.

***) Es verdient hier eine Note, daß hin und wieder Pferde mit 3 Zoll langen Hörnern hinter den Ohren vorkommen, die, höchst merkwürdig, auch mit den Hörnern, nicht mit dem Hufen, gegen Ochsen kämpfen.

Auch der Reichthum an Maulthieren ist höchst bedeutend, und wiewohl dieselben ihrer Falschheit wegen weniger beliebt sind, zieht man sie doch auf schroffen, steinigen und Gebirgswegen aus bekannten Ursachen den Pferden weit vor. Man hat so reiche Zucht, daß jährlich allein nach Peru 80,000 Stück verkauft werden.

Um Maulthiere zu halten, muß man Esel halten, daher sich denn auch viele wilde Esel finden. Man macht von diesen Thieren so wenig Gebrauch, daß sich selbst ein Neger darauf zu reiten schämt. Vier Groschen ist der theuerste Preis, womit man einen Esel bezahlt. Viele Esel schlachtet man des Felles wegen.

Die Schafe und Ziegen werden eben so groß, als in Europa und werfen des Jahres wenigstens 3 Jungen in 2 Würfen. Die Hirten derselben sind die unter dem Namen Quejeveros bezeichneten Hunde, die ganz allein die Heerden früh hinaus und Abends zurückführen und sie auf dem Felde bewachen und vertheidigen.

Das Hornvieh macht den Hauptreichthum dieser Provinzen und stammt von einigen wenigen europäischen Vorfahren ab. Es ist von der Größe des ungarischen Rindviehes, verschiedenfarbig, und, weil es wild geworden, trägt es den Kopf trotzig und hoch. Es war sonst in solcher Menge, daß Reisende in den großen Savannen erst Reuter voraussenden mußten, um mitten durch die Heerden hin Bahn zu machen, und daß, wenn ein Spanier seine Meiereien vergrößern wollte, er sich nur für einige Ellen Zeug einige Reuter miethete, die ihm dann dafür in wenigen Wochen an 10,000 Stück Ochsen und Kühe in Schlingen fingen und einlieferten; ja, daß man ehedem diese Thiere zu vielen Tausenden würgte, blos der Haut, des Fetts und allenfalls der Zunge wegen. Sonst nahmen die Schiffe Ladungen von 80, ja 100,000 Häuten mit, jetzt aber kaum von 30,000. Dessen ungeachtet haben einzelne Meiereien noch an 100,000 Stück Rindvieh; ein einziger Flecken, der Papeyu am Uraguay besaß an 500,000 Stück und die Mission St. Michael noch mehr. — Immer noch muß

man die wilden Heerden von Kühen und Schafen unzählich nennen und die Heerden des zahmen Rindviehes 12 Millionen Stück schätzen.

Wie groß war aber auch der Verbrauch dieser Thiere! Die 7000 Guaranier, welche St. Michael bewohnten, erforderten täglich 40 Stück Ochsen zur Speisung und außer den zu Schiffsladungen bestimmten Häuten wurden zu Riemen, Zäumen, Schläuchen, zum Einpacken des Thees und Tabacks und zum Nachtlager statt der Betten eine unglaublich große Anzahl erfordert.

Die sämmtlichen, jetzt bekanntlich auch für ihre Selbstständigkeit im Aufstand begriffenen Einwohner kann man nicht höher mit den in den Kolonien wohnenden Indiern, als 280,000 Seelen, annehmen.

An Städten und Ortschaften ist wenig anzuführen.

Assumption, die Hauptstadt vom eigentlichen Paraguay, am Flusse Paraguay mit 7000 Einwohnern (nach Azara. Die frühern Angaben geben höchstens 500 E.) *). Eine schlechtgebauete Stadt, die aber außer der Kathedralkirche noch drei andere Kirchen, einige Klöster, einen Inquisitionskommissar und ein Kollegium oder Schule für Theologie, Philosophie, Grammatik und schöne Wissenschaften hat. — Sie treibt einen starken Speditionshandel zwischen Potosi und Buenos Ayres.

Santa Fè, ein kleiner übelgebaueter Ort, aber mit bedeutendem Handel mit Paraguay-Thee.

Corrientes ist noch unbedeutender, liegt aber trefflich zum Handel.

Monte Video, ein kleiner, aber befestigter Ort mit einem Hafen. Der Handel mit Getreide, Vieh und Ochsenhäuten ist lebhaft und fremde Schiffer versorgen sich hier mit frischen Lebensmitteln. — Die Einwohner werden auf 15000 angegeben, von welchen aber nur die Hälfte in den Ringmauern derselben lebt.

Cordova und Salta, beide in Tucuman, die erste mit 5600 Einw., unter welchen 4000 Neger, die andere mit 2000 Einwohner. Die erstere hat ein Bisthum, eine Universität und treibt starken Handel mit Maulthieren, welcher, nebst dem Handel mit Zugstieren, auch die Hauptnahrung der zweiten Stadt ist.

*) Ist vielleicht die große Differenz dadurch zu heben, daß die meisten Spanier außerhalb der Stadt auf ihren großen Meiereien leben?

Buenos Ayres, unfern der Mündung des la Plata, ist die wichtigste Stadt dieser weitläuftigen Landschaften, hat 40000 Einw. in 3000 Häusern und ist regelmäßig mit großen, breiten Straßen gebauet, die Kirchen groß und schön und der Handel bedeutend. Die Residenz des Vicekönigs, der Sitz eines Bischofs, eine Akademie u. s. w. finden sich hier. Die Stadt wird durch eine nicht bedeutende Festung geschützt. Es gehen von hier ordentliche Posten nach Lima und San Jago und es kommt alle 2 Monat ein Paquetboot von Spanien an.

San Sacramento liegt der Stadt gegenüber und kann als ihr Hafen betrachtet werden. Sie hat, wiewohl wenig Häuser, doch große Niederlagen und reiche Kaufleute.

Anmerk. Eine Menge kleiner Ortschaften, dem größern Theile nach von Guaraniern bewohnt, wäre sehr überflüssig anzuführen, da für uns nichts davon, als die bloßen Namen und die Zahl der Einwohner, anzugeben gewesen wäre.

Die Ureinwohner.

Wie viele hundert oder funfzig, oder mehr oder weniger Stämme von Indier, die zu einem großen Theil noch völlig frei und unabhängig leben, auch in diesen Ländern wieder genannt werden, kümmert uns hier wenig und noch weit weniger haben wir es mit Aufsuchung der in Benennungen und Abtheilungen der Stämme vorkommenden Irthümer oder Möglichkeiten zu thun. Für unsern Zweck reichet vollkommen hin, was wir nach den neuesten und besten Nachrichten anzuführen im Begriff sind.

Selbst nach den Sprachen, diesen Hauptunterschieden der Nationen, diese verschiedenen Völkerschaften zu unterscheiden, ist unendlich schwer, da diese Indier nicht nur überaus leise sprechen, meistentheils nur durch Kehle und Nase und mit geringer Bewegung der Lippen, so, daß es dem Europäer nicht möglich ist, ihre Laute mit seinen Buchstaben zu bezeichnen, sondern auch durch ihre Geberden und Gestikulationen, wie so viele wilde Völker, durchaus nichts verständlich machen.

Welche Sprachen! Die Abiponer haben einzelne Worte von 20 Buchstaben. Und wie mags um die Sprache der Völker stehen, die sich Gotocoguedeguis und Lichacotegodeguis nennen? — Bei den Abiponern heißt:

Napagranatranak ein Lehrer: Hapagiankatapegeta ich lehre dich, und Hemokachiuätapegioà: du lobest mich.

Solcher Sprachen mußten die Missionare nur in Paraguay allein an 14 studiren und in einigen derselben predigten sie.

Man hat nicht unrecht, die hierher gehörigen Nationen in berittene und unberittene abzutheilen. Zu den erstern gehören die Abiponer, Mocobies, Tobas, Mbayas, Amocobis, Quaycurus und Quenoas, von welchen wieder die Charruas eine Unterabtheilung machen. — Zu den unberittenen gehören die bekanntern Guaranies und viele andere, vorzüglich viele in Wäldern wohnende, als die Qua jaki. Manche Völkerschaften ließen sich auch wohl mit gleichem Rechte zu beiden Völkerschaften rechnen, als die Payaquas. — Uebrigens werden allgemein die berittenen Nationen für stärker und lebensdauernder gehalten.

Die beiden wichtigsten Nationen unter den berittenen und unberittenen Indiern sind wohl die Abiponen und die Guaranier.

Die Abiponen wohnten ehemals in der Provinz Chako, aber in den langwierigen und blutigen Kriegen mit den Macobis mußten sie zum Theil über den Parana gehen und sich unter spanischen Schutz begeben, aber auch diese Schützlinge Spaniens sind noch jetzt, was sie ehedem waren und mehrere der hierher gehörigen Nationen sind ihnen an Gestalt, Sitte und Lebensweise sehr ähnlich.

Feste Wohnsitze haben sie nicht, denn sie schweifen stets zu Pferde umher, aber sie kommen doch über gewisse Grenzen, vom 23sten bis 32sten Breitengrade, zwischen den Flüssen St. Fè und Rio Vermejo und von Osten nach Westen von dem Parana bis gegen Cordova hin, nicht hinaus.

Sie sind hochgewachsene Menschen, voll lauter Sehnen und Muskeln, breitschultrig, einnehmend an Gesichtsbildung, mit gebogener Nase, schwarzem, aber kleinem Auge und

bräunlicher Farbe. Die Weiber, die sich nicht aller Witterung aussetzen, sondern sogar Sonnenschirme tragen, sind viel weißer.

Es ist der Frauen Geschäft, die Haare, selbst die Augenbraunen und Wimpern auszureißen. Sie lachen über die starken Augenbraunen der Europäer und nennen sie Straußenbrüder. Auch das Kopfhaar wird an der Stirn fast bis an den Scheitel weggerissen und das übrige Haar rund geschoren. Die sogenannten christlichen tragen einen Zopf. Den Wittwen wird zur Trauer der ganze Kopf geschoren, welches unter vielem Wehklagen geschieht. Bis zur neuen Verheirathung tragen sie Kappen von schwarzen und grünen Fäden.

Ihre Lebensart ist rauh und hart. Bei ihrem wochenlangen Umherreiten auf den hart ledernen Sätteln werden ihre Pferde weit eher wund, als sie selbst, auf feuchtem Boden bringen sie die Nacht zu, halten Tagelang mit unbedecktem Kopf die Sonnenhitze ohne Nachtheil aus, schwimmen durch die mächtigsten Flüsse plaudernd und scherzend und erkranken nicht. Einen ins Fleisch gedrungenen Dorn schneiden sie ohne ein Zeichen des Schmerzes aus, ihre Knaben schon zeritzen und zerstechen sich die Arme und die Männer fordern sich bei Schmausereien heraus, wer den meisten Schmerz ertragen kann, wobei sie die allerempfindlichsten Stellen und Glieder zerfetzen.

Ihre Gewandtheit ist groß und selbst 90jährige Greise schwingen sich ohne Steigbügel auf das wildeste Pferd. Der höchste Baum ist, um des Bienenhonigs willen, leicht erklettert, in einer großen Entfernung ein Gegenstand ausgespäht und der Geruch äußerst fein.

Ihr Wohlseyn dauert bis ins höchste Alter, und, wenn Jemand von 80 Jahren stirbt, sagen sie, er sey jung gestorben. Aber keine Art Wollust entnervt den Abiponen in der Jugend und wenn er verheirathet ist, ist er auch da noch mäßig im Genuß. Nie findet man Jünglinge und Mädchen in Gesellschaft und beim zufälligen Zusammentreffen

entfernen sich die erstern. Jedes Geschlecht hat zum täglichen Baden seinen eigenen Platz.

Das neugeborne Kind wird, wie bei unsern alten Stammherrn, mit welchen diese Nation an Kraft und Sitte viel Aehnliches hat, sogleich gebadet, in altes Zeug oder in eine Seeotterhaut gehüllt und kriecht sehr bald auf der Erde herum. Die Mutter, die eben auch im Reiten geübt ist, nimmt auf Reisen das Kind in einem Sack oder Haut mit, wo es an der Seite des Pferdes neben jungen Hunden und Kürbissen herabhängt; oder der zärtliche Vater nimmt selbst seinen Säugling vor sich aufs Pferd.

Die Mutter nimmt beim Baden schon den Säugling mit in den Fluß und lehrt den jungen Knaben schwimmen. Bald kommt derselbe so weit, daß er mit Bogen und Pfeil auf Vögel und andere kleine Thiere Jagd macht und nach dem Ziele schießt, sich aufs Pferd schwingt und Wettrennen anstellt. Dabei trinkt der Knabe Fluß- und selbst Morastwasser, ißt frisches Wildpret, Vogel und Fisch — Alles höchstens nur geröstet.

Der Abiponer fastet auf langen Zügen, fast wie ein Raubthier, und erträgt den Hunger lachend, entschädigt sich aber nachmals durch sehr reiche Mahlzeiten.

Eine Binsendecke über ein Paar Stangen befestigt, macht die Hütte dieser festen Menschen, um welche in der Regenzeit ein Graben gezogen wird, damit das Wasser abfließe. — Ihre Pferde gehen frei umher. Man gesellt ihnen aber eine zahme Stute zu, mit einem Glöckchen am Halse, um welche sich die übrigen Pferde sammeln.

Eine ungehäutete, unzugerichtete Ochsenhaut, an den vier Seiten etwa eine Spanne hoch aufgestülpt und in dieser Lage durch Riemen so lange gehalten, bis diese Form dauerhaft geworden, macht ihr Kanot oder Pelota, mit welchem sie Ladungen über die reißendsten Ströme bringen, indem einer, der voran schwimmt, mit einem Strick zwischen den Zähnen das Fahrzeug zieht und ein anderer, in der Mitte desselben stehend, das Gleichgewicht erhält. Selbst Menschen setzen sie auf diese Weise über.

Der Abiponer hüllt sich in ein viereckte, von den Weibern aus Baumwolle oder Wolle gewebtes, vielfarbiges Stück Zeug, welches für die kältere Witterung aus Otterfellen zusammengenäht ist. Zuweilen wird noch ein Mantel darüber hergenommen. Man weiß nichts von Schuhen, Strümpfen und Beinkleidern; auch der Kopf wird nur von einigen auf langen Reisen mit einer rothen wollenen Binde verhüllt. Einige fangen auch an, die Hüte der Europäer zu schätzen.

Alles tättowirt sich; die Männer mit einem Kreuze an der Stirn, einigen Strichen an den Augenwinkeln und auf den Wangen, aber die in der Bekleidung den Männern fast ganz gleichen Frauen ritzen sich mit Dornen gar viel und mancherlei Figuren ein und sehen an Armen und Beinen wundersam bunt aus. — Für mannbare Mädchen ist es eine Schande, wenn sie sich nicht wollen tättowiren lassen, weil die Operation sehr schmerzhaft ist.

Der ebenfalls von den Weibern verfertigte Hausrath besteht in einigen irdenen gebrannten und bemalten Töpfen und einer Art Spaten, um Wurzeln damit auszugraben, aber auch im Nothfall damit gegen den Feind sich zu vertheidigen.

Auf ihren Zügen haben sie eine Menge Hunde mit, die die Pferde in Ordnung halten, das Wildpret, und namentlich Strauße, eintreiben und andere Thiere fangen, von welchen man ihnen Kopf und Eingeweide überläßt.

Die Abiponen theilten sich in drei Hauptstämme, von denen einer durch die Spanier fast gänzlich aufgerieben ist, der andere auf Ebenen, und der dritte in Wäldern, sich aufhält — sämmtliche drei Stämme sollen jetzt nur aus 5000 Köpfen (Kriegern?) bestehen. — Eine Verminderung ihrer ehemals bedeutenden Zahl liegt, außer den schon vielmals angeführten Ursachen, auch darin, daß sie die Frucht umbringen, vornämlich deshalb, weil sich die Frauen während eines fast dreijährigen Säugens der Kinder des Mannes enthalten müssen, in welcher Zeit die Männer denn andere Frauen nehmen. Sie verschonen jedoch

die weiblichen Geburten, weil die Polygamie bei ihnen eingeführt und die Sitte gangbar ist, daß die Mädchen verkauft werden. Daher sieht man auf ihren Zügen weit mehr Frauen und Mädchen, als Männer. *)

Die wild umherstreifenden Abiponer sind immer noch den Spaniern gefährlich, weil sie ein so kriegerisches Volk sind.

Sie scheinen eben so gute Redner zu seyn, als die nordamerikanischen Wilden. — Die Kaziken zweier Stämme lieferten einander ein Treffen. Der Sieger, der dem feindlichen Kaziken nebst fünf seiner vornehmsten Krieger die Köpfe abgehauen hatte, ließ dieselben in einem hohen Galgen aufhängen und hielt nun dem Volke vom Pferde herab eine Rede.

„Sehet da, hieß es, die Strafe für so vielmal gebrochene „Treue! Sehet die Siegeszeichen unsrer Tapferkeit! Weidet „euch an den Köpfen unsrer verderblichsten Feinde, die mich „lange nicht zu Athem kommen ließen, die uns so viele schlaf„lose Nächte gemacht, uns zu beschwerlichen Zügen genö„thigt und viele Wunden geschlagen haben. Dieser (der „feindliche Kazike) konnte uns weder besiegen, noch von „uns besiegt werden, bis der große Tag uns, die wir an „kein Gefecht dachten und es sogar vermieden, den herrli„chen Sieg aufdrang. Laßt aber auch das Glück an unse„rem Siege Antheil haben, dennoch sind wir ihn mehr un„serer Tapferkeit schuldig. Der, welcher unsern Hälsen „drohete, ist durch meine Lanze entseelt und kann weder „mehr drohen, noch gefürchtet werden. Auch soll er nicht „beweint werden, er, der aller Thränen ganz unwerth ist. „Obgleich mit uns dem Blute nach verwandt, war doch „sein Herz entfernt von uns. Seinen Haß, seinen Be-

*) Diese Angaben stimmen nicht recht mit den vorhergehenden und Azara gibt keineswegs eine Auskunft, beide zu vereinigen. Wir lassen sie, wie sie sind, ohne durch Vermuthungen eine Ausgleichung anzustellen. Uns gebührt nur, die Treue in den Angaben in Acht zu nehmen.

„trug; seine Wuth und Galle, goß er über uns aus.
„Höhnt nun den Meineidigen, der so viel Verrätherei aus-
„gekocht hat, aber er sey euch auch zum warnenden Beispiel,
„damit euch nicht einst dasselbe Schicksal treffe! Gedenkt,
„daß ihr den Spaniern eure Treue gelobt habt, seyd redlich
„und mir folgsam, der ich für euer Wohl Sorge trage. —
„Den Rest der Feinde achte ich nicht. Die Streitbarsten
„liegen auf dem Schlachtfelde und die übrigen sind feig und
„flüchtig und leben nur darum noch, weil sie unsern Augen
„und Händen entflohen. Ist die Quelle versiegt, so ver-
„trocknen auch die kleinen Bäche. Hat man erst einer
„Schlange den Kopf abgeschnitten, so ist der übrige Körper
„unschädlich, obwohl er sich noch eine Zeitlang regt, und
„verdorrt bald." *)

Wie fast alle hierher gehörende Nationen, haben auch die Abiponer (nach Azara) keinen Begriff von einem Gott und keine Religion, (doch fürchten und verehren sie, wie die übrigen Völkerschaften, einen Teufel?) behandeln ihre Sklaven mit unglaublicher Milde, leiden aus Abscheu den Todten keinen Augenblick in der Hütte, sondern schleppen ihn auf den Begräbnißplatz und begraben ihn in einer Ochsenhaut in den Wäldern mit Allem, was ihm zugehörte, in einer flachen Grube; selbst die Pferde, die der Lebende ritt. **) Vor der Beerdigung werden dem Verstorbenen Zunge und Herz ausgeschnitten.

*) Obwohl der referirende Pater Missionar die wörtliche Wahrheit dieser nicht einmal vollständig gelieferten Rede bezeugt, so scheint doch europäische Kunst und Witz einen sichtlichen Antheil daran zu haben.

**) Fällt ein Kazike in einem Treffen, so schneiden sich die Männer das lange Haar ab, die Weiber heulen, ein Todtenmahl mit Singen, Trommeln und Trinken wird gehalten, die Pferde werden nebst Lanzen um das Grab gestellt und ein Topf darneben gesetzt, damit der Verstorbene nach Belieben reiten, jagen oder trinken möge. Die abgeschabten Gebeine eines außer Landes gefallenen Feldherrn führt man mit Pracht und Gesang zu den Begräbnißstellen der Väter.

Die Guaranier oder Guaranys waren in diesen Gegenden ausgebreiteter, als keine andere Nation und hatten den größten Theil des portugiesischen Brasiliens in Besitz, nebst mehrern andern Gebieten. Jetzt wohnen sie meistentheils in großen Flecken oder Ortschaften und werden noch, trotz ihres gewaltigen Abnehmens, zu 100,000 Seelen geschätzt.

Sie sind großentheils den Spaniern ergeben, von welchen sie unter allen Nationen zuerst den Gebrauch der Pferde lernten, und diese haben ihnen, die oftmals mit mehr als 8000 Mann gegen die übrigen Wilden zu Hülfe kamen, den Besitz des Landes zu danken. (Im Kriege bedienen sie sich ebenfalls der Pferde.) Doch ziehen noch viele wilde Guaranier umher und wahrscheinlich ist deshalb ihre Sprache sehr ausgebreitet. Diese letztern sind meistentheils in kleine Horden eingetheilt.

Die freien Guaranys leben größtentheils in Wäldern, oder in der Nähe derselben. Sie lebten sonst von Honig, wilden Thieren, Affen u. s. w. und Fischen, die sie mit Pfeilen erlegten. Manihot, Mais, Bohnen, Kürbisse, erbaueten sie selbst und hatten Magazine für ihre Ernten, um in der schlimmen Zeit gedeckt zu seyn.

Ihre Sprache, die für sehr reich gehalten wird, ist doch, der Nasen- und Kehllaute wegen äußerst schwer und man zählt in derselben nicht über vier. Für viele Laute mußten die Jesuiten eigene Zeichen erfinden.

Sie werden kleiner, als die Spanier, als eine fleischige, untersetzte, dunkelröthliche, aber häßliche Nation beschrieben. Man will bemerkt haben, daß ihre Knochen auf den Begräbnißplätzen weit schneller verwesen, als die der Spanier. Aeußerlich sind sie ernsthaft, finster und niedergeschlagen, sprechen nur wenig und leise, lachen nie laut und zeigen im Gesichte keine Spur von Leidenschaft. Nie sehen sie dem ins Gesicht, mit dem sie sprechen.

Von Gesetz, Pflicht, Lohn, Strafe, Gottheit und Religion sollen sie nichts wissen. Bei ihren Heirathen gehen sie gleichgültig und ohne alle Gebräuche zu Werke und

sind so wenig eifersüchtig, daß sie ihre Weiber und Töchter den ersten Eroberern willig Preis gaben, welches die Bekehrten selbst noch heutiges Tages thun. — Die Mädchen heirathen schon im zehnten oder zwölften Jahr.

Daß sie Tänze haben, bei denen sie aber wenig von der Stelle kommen und die mit einer Klapper aus Kürbisschale und Maiskörner gemacht begleitet werden, ist wohl gewiß.

Jede Horde hat ihren eigenen Kaziken, dessen Würde zwar erblich ist, der aber in Kleidung und Lebensart sich keinesweges unterscheidet und keine Art Tribut oder Dienstleistung erhält.

In der gespaltenen Lippe trägt man ein Stück Harz, der Kopf hat eine Tonsur, wie bei den Priestern der Katholiken, und der Leib ist mit nichts bekleidet, als einem kleinen Beutel, um die Zeugungstheile zu verbergen, und selbst die Weiber scheinen keinen andern, als einen ähnlichen Putz, zu kennen. Doch schneiden sie die Haare nicht ab und tättowiren sich mit einigen blauen Streifen von der Stirn an bis über die Nase herunter.

Alle verschiedenen Stämme der Guaranier sollen in mancherlei Sitten sehr verschieden seyn, indem sie wenigen oder gar keinen Verkehr mit einander haben. Es soll sonst einige gegeben haben ohne gespaltene Unterlippe, andere, die sich zu beiden Seiten die Nasen mit kleinen Stückchen von blauen und weißen Steinen belegten; einige verfertigten baumwollene Matten, andere nicht; fast Alle aber beerdigten ihre Todten in Gefäßen von gebrannter Erde.

Ihre Waffen sind Pfeile und Bogen, mit welchen sie äußerst gut treffen, und eine Keule von 3 Fuß Länge. Ihre Kinder wissen mit Kugeln von gebrannter Erde auf 30 und 40 Schritt Vögel und kleines Wild zu erlegen. Uebrigens scheinen die wilden Guaranier allen Verkehr mit andern Nationen aufs sorgsamste zu vermeiden.

Die Payaguas oder Payaquas, längs dem Parana und Paraguay, gehören zu den wildesten Indiern, die ehedem mit ihren großen Kähnen den Spaniern Schiffe wegnahmen, und sind im Schwimmen, Fischen und im Schiffen ungemein geschickt. Selbst im Sturm befährt der Payaqua den großen Strom, und, wenn der Kahn umstürzt, setzt er sich reitend auf die andere Seite desselben. Sie tauchen bis in die Tiefe hinab und kehren mit einem gefangenen Fische wieder zurück. Mit ihren durch Feuer ausgehölten, 40 Mann fassenden Kriegskähnen fuhren sie an 400 Meilen und verheerten die spanischen Kolonien. Ein großer Theil derjenigen, die sich noch nicht in eine Mission haben zusammendrängen lassen, setzt die alte Feindseligkeit gegen die Spanier noch fort, dahingegen der Stamm Tacunbu, der sich zu Assumption niedergelassen hat, den Spaniern sehr ergeben und durch Fischfang, Verfertigung von Kähnen, baumwollenen Decken, sehr nützlich, aber keineswegs denselben unterworfen, noch auch von seinen alten Sitten abgewichen ist, außer, daß er gelernt hat gern und viel Brantewein trinken und den größesten Theil des Erwerbs in demselben verwenden. Wollte man diese Menschen irgend einmal zwingen, so würden sie insgesammt fortgehen und die alten Feindseligkeiten erneuern.

Sie sind große und kräftige Menschen, die es mit den Augenbraunen und Wimpern eben so halten, wie die Abiponer. Der Busen der Frauen hängt bis auf den Gürtel herab, welches aber nur durch Kunst hervorgebracht wird. Die Männer gingen sonst durchaus nackt. Jetzt bekleiden sich doch einige, zumal bei schlimmem Wetter, mit einem Stück Zeug, das ihre Weiber aus Baumwolle verfertigen, oder mit einer Art kaum über die Schaam hinabreichendem Hemde, und manche malen sich nur blos ein Hemde, auch wohl noch eine Weste und ein Paar Hosen, auf den bloßen Leib und dünken sich stattlich bekleidet. Der Tembita, oder der Lippenschmuck, eine Eigenheit aller hier beschriebenen Nationen, hängt ihnen bis zur Brust hinab. In das eine Ohr binden sie einen Geierflügel, die Haare erhalten durch Farbe

einen blutrothen Glanz, Schnüre von großen Glaskugeln schmücken Hals, Arm und Beine und der Körper wird mit allerlei Farben bemalt, selbst der After. Die Hinterhaare werden mit einem Riemen zusammengebunden, die vordern aber abgeschnitten.

Die Weiber umhängen sich mit selbst gefertigtem Zeuge. Die mannbaren Mädchen werden mit unvertilgbaren Strichen und Kettchen im Gesicht tättowirt. Frauen tättowiren auch andere Glieder und bemalen sich auch. Der Zustand derselben scheint nicht so schlimm, wie bei so vielen andern Wilden. Doch essen sie kein Fleisch, weil es ihnen, sagen sie, schaden würde.

Beim Essen, zu welchem nur der Hunger die Zeit bestimmt, bedienen sie sich des Zeige- und Mittelfingers als eines Löffels, um Brühen zu genießen, sondern blos durch die Zunge die Gräten vom Fleisch der Fische ab, sammeln diese Gräten in den Seiten der Backen, um sie auf einmal auszuwerfen. Vor Milch haben sie einen großen Abscheu. Von dem Trunk sind sie aber, wie alle hier erwähnte Indier, große Freunde.

Ihre Hütten sind, wie bei den Abiponern. In einem europäischen Hause würden sie um keinen Preis eine Nacht bleiben, aus Furcht, es möchte ihnen über den Kopf zusammenfallen.

Alle Abend werden Versammlungen gehalten, aber weder der Kazike, noch die Versammlung, können etwas befehlen.

Kommt eine Schwangere nieder und es hält schwer, so klappern ihr die andern etwas vor. Nach der Niederkunft geht die Entbundene durch zwei Reihen Weiber, die ihre Mäntel oder Kleider vom Hause an bis an den Fluß ausgebreitet halten, gleichsam, um sie gegen den Wind zu schützen, und badet sich.

Brantewein trinken nur die Männer, welche verheirathet sind, nicht die Jünglinge, und die Frauen nur selten und nur dann, wenn sie ihn sich selbst haben kaufen können. Die Männer trinken aber und essen nie dazu, weil man durch

Essen dem Getränk nur den Platz raube. Den Betrunkenen führt meistentheils die Frau in seine Hütte, wo er es denn sehr großsprecherisch, aber immer nur mit leiser Stimme prahlend, mit der ganzen Welt aufzunehmen sich rühmt. Man hat jedoch kein Beispiel, daß sie trunken Händel anfingen.

Im Junius feiern alle Familienväter ein Fest, welches auch mehrere hiesige Nationen begehen und zu welchem man sich prächtig bemalt und den Kopf in seltsamen Figuren mit auffallenden Federn schmückt. Die Hauptsache dabei ist, tüchtig zu trinken, und, wenn sie betrunken sind, kneipt einer den andern in den Arm, Schenkel und Bein und der geknippene Fleck wird mit einer Gräte oder einem Holzsplitter durchstochen. Dies geht bis gegen den Abend fort und mancher ist über und über bespießt. Zuletzt wird nicht nur die Zunge, sondern auch noch ein weit empfindlicheres Glied, durchspießt, das Blut von der erstern mit hohler Hand aufgefangen und ins Gesicht geschmiert, das Blut des andern läuft in ein kleines mit dem Finger gegrabenes Loch.

Natürlich, daß der ganze Körper eine Zeitlang wie mit Eiterbeulen bedeckt ist, und daß sie mehrere Tage nicht ausgehen und ihren Kindern Unterhalt verschaffen können. Indessen erhebt sie das Bewußtseyn, einen großen Beweis von Tapferkeit abgelegt und einen großen Schmerz ohne Aechzen und Stöhnen, selbst ohne eine Veränderung der Miene, ertragen zu haben.

Ihre Todten werden von alten Frauen nebst ihren Waffen in einen Mantel eingehüllt und durch einen eigenen Menschen sonst in sitzender Stellung beerdigt, so, daß der Kopf aus dem Grabe ragte, welcher denn mit einem Topfe bedeckt wurde; jetzt aber beerdigen sie, wie die Spanier. Man reißt das Gras auf dem Grabe aus und überbaut es mit einer Hütte; ja, bei geachteten Verstorbenen setzt man buntbemalte Töpfe umgestülpt auf das Grab.

Ihre Waffen sind wie bei den Guaranies und ihre Geschicklichkeit im Gebrauche derselben ist sehr groß.

Sonst brachten sie alle eigentlichen Krieger um, die in ihre Gefangenschaft geriethen, Weiber und Kinder aber wurden verschont — eine fast allgemeine in hiesigen Gegenden herrschend gewesene Sitte.

Sehr ermüdend würde es der vielen Wiederholungen wegen seyn, alle bekannte Nationen mit gleicher Umständlichkeit zu behandeln. Einzelnheiten und zum Schluß einige allgemeine Bemerkungen werden uns genügen.

Die Charruas haben einst den Spaniern viel zu schaffen gemacht. Sie wohnen jetzt unter bloßen Häuten, die über ein Paar grüne Zweige ausgebreitet werden. Sie müssen aber in ihre Hütten hineinkriechen, wie die Kaninchen in ihren Bau. Das Fleisch wilder Kühe ist ihr gewöhnlichstes Nahrungsmittel.

Des Abends kommen alle Familienhäupter zusammen und berathen sich, wer des Nachts Schildwache stehen soll, oder hören einem Angriffs- oder Vertheidigungsplan zu.

Ihre Privatstreitigkeiten machen sie dadurch aus, daß sie sich mit Fäusten bläuen, so lange, bis einer von beiden davon geht. Dann ist die Sache aus. Es scheint, daß sie niemals mit Waffen ihre Händel ausführen.

Im Kriege sind sie äußerst vorsichtig und überhaupt sehr mißtrauisch, verschlagen und überaus gewandt. Sie haben den Spaniern mehr zu schaffen gemacht, als die Armeen der Ynkas und der Mexikaner. Jetzt sind sie nur noch 400 Krieger stark, aber auch diese haben noch die alte Tapferkeit.

Sie sind meistentheils Monogamen. Hat aber ein Mann mehrere Frauen, so verläßt ihn diejenige gewiß, die einen Mann allein haben kann. Nichts hindert beide Theile, sich von einander zu trennen, doch geschieht das sehr selten.

Das Ablösen eines Gliedes am Finger zur Trauer über nahe Verwandte ist bei dem weiblichen Geschlecht, Frauen und Töchtern üblich, auch durchstechen sie sich mit dem Messer des Verstorbenen die Arme und selbst Brust und Seiten bleiben nicht verschont. *) Dann halten sie sich zwei Monat in ihren Hütten einsam. Nie aber trauert der Mann über einen Todesfall. Erwachsene Kinder verbergen sich einige Tage in einer Hütte. Dann werden sie von einem Indier von der Handwurzel an bis an die Schultern hinauf mit 4 Linien breiten Rohrsplinten so durchspießt, wie es von der vorigen Nation bei ihrem Feste erzählt ist. Hierauf begibt sich der Leidtragende nackt und allein in den Wald oder auf eine Anhöhe, ohne Furcht vor den Yaguareten. Er gräbt sich hier mit einem mit eiserner Spitze beschlagenen Stock ein Loch, welches ihm bis an die Brust reicht und in welchem er eine Nacht aufrecht stehend zubringt. Mit Tages Anbruch begiebt er sich in eine Hütte, zieht sich die Splinten aus, fastet und schläft einsam zwei Tage, dann bekommt er zehn Tage spärliches Essen und hierauf ist die Trauer vollbracht.

Seltsam ist es, daß man bei diesem Volke, wie bei mehrern andern, keine Spur von Tanz und Gesang will bemerkt haben.

Die Pampas in den unermeßlichen Ebenen gleiches Namens essen nur das Fleisch der wilden Pferde, aber niemals das von wilden Kühen. Sie und einige verbündete Nationen haben lange mit den Spaniern, denen sie das Vieh stahlen, im Krieg gelebt und die Spanier genöthigt, 11 Forts zum Schutz von Buenos Ayres anzulegen.

Wie muthig und entschlossen diese Nation ist? — Fünf gefangene Pampas hatte man auf ein Kriegsschiff mit 650 Soldaten bemannt, gebracht. Als das Schiff fünf Tage in See war, erhielten die Pampas die Erlaubniß, frei her-

*) Auch die Minuanes haben diese Art Trauer.

umzugehen. Einer derselben riß einem Soldaten den Säbel von der Seite, tödtete blitzschnell zwei Steuermänner und vierzehn Matrosen und Soldaten. Im nämlichen Augenblick wollten die andern vier die Waffen der Getödteten nehmen, wäre nicht die starkbesetzte Wache mit Feuergewehr herbeigeeilt. Da stürzten sie sich stracks ins Meer, wo sie umkamen.

Sie leben jetzt mit den Spaniern zwar in Frieden, sind aber stets mißtrauisch, auch wenn nur ein Einzelner durch ihr Land reiset. Sie kommen nach Buenos Ayres, um sich Brantewein, Thee, Zucker, Feigen, Rosinen, aber auch Sporen und Gebisse für ihre Pferde, Messer u. s. w. gegen Salz, Pferdezügel, Strausfedern u. s. w. einzutauschen. Zuweilen kommen ihre Kaziken zu dem Vicekönig, der ihnen Geschenke machen muß. Ihre Reden halten sie dann mit starker und lauter Stimme, da sie sonst doch ebenfalls sehr leise sprechen.

Die Haare binden die Männer auf dem Scheitel mit Riemen zusammen; die Weiber scheiteln und flechten sie in 2 Zöpfe, die über die Ohren herabhängen. Es ist anzeigenswerth, daß die Weiber sich häufig waschen und sehr reinlich sind.

Die Männer tragen im Staat eine Art Hemde (Poncho), das nicht viel über die Hüften hinabgeht und setzen noch einen Hut auf; ja, die Reichen haben auch wohl noch eine Weste und eine um die Lenden geschlagene Decke. Die Kaziken tragen Rock und Weste (meistens Geschenke des Vicekönigs), aber nicht Hemd und Hosen. — Der Poncho der Frauen geht bis über die Knie und sie und die Töchter der Reichen putzen sich mit Ohrgehenken, Halsbändern, Kupferstückchen am Poncho, Striefeln von dünnem Leder und die Zügel der Pferde (denn Mann und Weib sind treffliche Reiter) sind bei ihnen wie bei den Männern mit vielen Silberplattchen überhängt.

Sie sind treu in der Ehe und voll Liebe gegen ihre Kinder, wohnen unter Zelten von Pferdehäuten und schlafen auf Häuten; Bogen und Pfeile scheinen sie nie gehabt zu haben, aber dagegen Wurfspieße oder Lanzen und in Leder

gewickelte mit Riemen versehene Kugeln von runden Steinen, die sie auf hundert Schritte so schleudern, daß sie sich um den Hals oder Fuß eines Thieres oder Menschen herumschlingen und verwickeln. Auch haben sie einzelne mit Leder überzogene Kugeln, die sie auf 50 Schritt weit auf ihre Feinde selbst im Gallopp mit größter Sicherheit in Schlingen abschleudern. Sie haben zuweilen Strohwische darauf befestigt und Häuser in Buenos Ayres, ja selbst Schiffe, damit angezündet. — Einen starken wilden Ochsen tödten sie nicht selten auf einen Wurf.

Ihre Zahl mag jetzt sehr unbedeutend seyn. Es mag jedoch seyn, daß manche Nationen, die sich mit ihnen vereinigen, wirklich zu ihnen gehören — z. B. die großen Tehuelhuets aus Patagonien. — Doch vielleicht ist dies auch nicht der Fall.

Die Tupys, am östlichen Ufer des Paraguays, sollen nach den Sagen der Guaranier Menschenfresser seyn und in einer Art Nester auf Bäumen leben. So viel ist gewiß, daß sie sehr wild und grausam sind.

Man hatte vor 11 Jahren zwei ihrer Mädchen gefangen, die alle Frauenzimmer küßten und überaus zuthätig waren, alle Kleidungsstücke aber meistens ganz verkehrt und an den unrechten Gliedern und Theilen des Körpers anzogen, sich täglich einigemal badeten und gern zusammen tanzten. Ihre Sprache war leicht zu sprechen und zu schreiben.

Nach ihren Aussagen kannte ihre Nation Manihot-, Mais-, Kalebassen- und Bohnenpflanzungen, wußte daraus Brod zu backen, lebte vor der Erndte von Baumfrucht und wildem Honig, deckte die Hütten mit Palmblättern und ging ganz nackt. Schnüre und Bänder von Muschelschalen sind ihr Putz. Ihre Waffen sind wie bei den Guaranies, auch haben sie steinerne Aexte und leben mit allen Nachbarn in stetem Krieg. Körbe aus Rohr geflochten

sind sehr kunstreich und dienen zum Aufbewahren der Lebensmittel.

Sie sehen heller und heiterer, als die Guaranies. Die beiden Mädchen gaben sich alle Mühe, jede Nacht einen Guaranier bei sich zu haben, und waren wüthend, wenn man ihnen hinderlich war.

Die Guanas, östlich am Paraguay, von 21-26 Gr. sind nach den Guaranies am zahlreichsten und bestehen aus 8300 Seelen, die in 6 Hauptstämme vertheilt sind. — Sie wohnen unter großen, gewölbten, mit Stroh gedeckten Hütten, worin für 12 Familien Platz ist, deren Stellen aber nicht durch Scheidewände abgetheilt sind. Täglich werden diese Hütten ausgefegt, durch welche Reinlichkeit sich diese Nation eben sowohl auszeichnet, als dadurch, daß sie in Betten auf Gestellen schlafen. Sie legen Baumzweige auf das Gestelle und Stroh darüber her und decken sich mit Häuten zu.

Die Braut, ehe sie den jungen Mann heirathet, macht erst Alles aus, ob sie Decken verfertigen, die Hütte mit errichten, das Feld mit bestellen, alle Speisen, oder nur die Gemüse, bereiten, mehrere Frauen neben sich leiden, oder sich selbst mehrere Männer halten darf und wie viel u. s. w. Aber freilich, der Weibspersonen sind hier sehr wenig, weil die Mütter die meisten weiblichen Kinder nach der Geburt umbringen und verscharren — blos, sagen sie, damit die Mädchen desto mehr Nachfrage und ein glücklicheres Loos haben mögen.

Die Weiber halten auf Reinlichkeit und die Männer mithin auch, um ihnen gefällig zu seyn. Nicht seine Frau, aber deren Verführer, straft der Mann durch eine Bastonade, die er ihm unter Beihülfe einiger Freunde oft so derb gibt, daß das Leben darauf geht.

Die Guanas verdingen sich bei andern Indiern und bei Spaniern häufig als Knechte. Bei dieser Gelegenheit heirathen sie oft eine Indierin von einem andern Stamme, oder eine Negerin, und bauen sich dann in fremden Gegen-

den eine Hütte, kehren aber, wenn ein Kazike den Aufruf zu ihnen kommen läßt, wieder zurück.

Sind die Knaben 8 Jahr, so ziehen sie am frühen Morgen aufs Feld und kehren ganz nüchtern Abends paarweise zurück, wo sie denn tüchtig durchgehauen, dann von alten Weibern am ganzen Körper gezwickt und geknippen werden, und hierauf es leiden müssen, daß man ihre Arme mit spitzen Knochen durchsticht. Wenn sie Alles ohne eine Aeußerung von Schmerz ertragen haben, geben ihnen die Mütter Mais und Bohnen zu essen.

Ein allgemeines Fest ist das bei den Payaguas beschriebene; überdem berauschen sich die Männer, so oft sie können und ergreifen dazu jede Gelegenheit z. B., wenn ein Sohn geboren ist.

Ihre Aerzte sind blos alte Weiber und ihre Todten beerdigen sie dicht vor den Hütten, um recht oft an dieselben zu denken.

Im Kriege fechten sie tapfer und erwürgen Alles, was männlich und über 12 Jahr ist. Nie aber fangen sie einen Krieg an; gefangene Kinder und Frauen werden als die Ihrigen angesehen.

Die Mbayas wohnten in der Provinz Chaco zwischen dem 20-22sten Grad, begaben sich aber auch aufs östliche Ufer des Paraguays, brachten viel Guaranier um, gingen weiter östlich und zerstörten die spanische Stadt Xerez von Grund aus und vertrieben die Spanier aus einem großen Distrikt, gingen dann nach Süden vor, richteten viele Verwüstungen an bis dicht vor der Stadt Assumption, und tödteten einige hundert Spanier. Von 1746 bis 1796 war Friede, der aber aufhörte, als ein spanischer Offizier einige Mbayas getödtet hatte. Sie wurden aufs neue furchtbar; aber der Friede ist jedoch wieder vermittelt.

Sie sind eine tapfre und kräftige Nation, welche ihr Wort hält, und halten sich für die edelsten unter den Menschen. Sie wandern überall in den andern Provinzen um-

her, leben von dem Ackerbau, den ihre Sklaven treiben, vom Fischfang und der Jagd, fangen auch an Kühe und Schaafe zu halten, aber am höchsten schätzen sie ihre köstlichen Pferde, denn sie sind trefliche Reuter.

Im Kriege haben sie tausend Finten. Sie reiten auf ihrem schlechtesten Pferde, und führen das beste Streitroß, welches gleich vor der Schlacht bestiegen wird, am Leitseile hinter sich. Sie suchen den Feind unversehens zu überfallen, und wenn das nicht geht, denselben in einer halbmondförmigen Schlachtordnung zu umzingeln. — Steht der Feind in Reih und Glied, so machen sie auf Schußweite Halt und einige steigen von den Pferden ab, gehen nahe an den Feind zu Fuße heran, machen allerlei Sprünge und schleppen die Haut einer Yaguarete auf der Erde hin und her, oder aber schwenken und schütteln dieselbe in der Luft, um die feindlichen Pferde scheu zu machen, wo sie dann sogleich blitzschnell über dieselben herfallen.

Sie, wie die meisten dieser Nationen, begnügen sich zum Glück mit einem einzigen Siege. Verständen sie die Kunst, einen Sieg zu verfolgen, so wären die Spanier längst vertilgt.

Die Frauen, welche in der Reinigung sind, essen nie Fleisch, weil einer Frau, die es gethan, Hörner aus der Stirne gewachsen wären. Auch die Mädchen beobachten, kleine Vögel und kleine Fische ausgenommen, dieselbe Enthaltsamkeit. — Die Frauen sind übrigens höchst gefällig und die Männer nicht eifersüchtig.

Zu Zeiten feiern die Frauen ein Fest. Sie tragen Haar, Knochen und Waffen der Feinde auf den Lanzen der Männer um die Hütten herum und preisen die Thaten der Männer und am Ende fallen sie sich untereinander an, schlagen sich Mund und Nase blutig und wohl oft die Zähne aus, wozu ihnen dann die Männer, bewiesener Bravheit wegen, gratuliren und sich dann tüchtig betrinken, woran die Frauen nicht den mindesten Antheil nehmen.

Schrecklich und selbst lebensgefährlich ist die Art, wie Frauen noch nicht geborner Kinder sich entledigen.

Kann ein Kranker auf ihren Zügen nicht mit, so lassen sie ihn, wo er ist, ohne weiter für ihn zu sorgen. Uebrigens beweint die Verwandtschaft den Todten, beerdigt ihn mit seinen besten Pferden, Waffen, Kleidern u. s. w. und betrauert ihn nebst Weibern und Sklaven durch Fasten (Enthalten von Fleich und Fischen) und Stillschweigen an drei bis vier Monate.

Die Guaicurus, sonst so berühmt, sind jetzt wahrscheinlich bis auf einen einzigen Mann ganz vertilgt, welcher sich einem andern Stamm einverleibt hat.

Die Lenguas bestanden 1794 noch aus 14 Manns- und 8 Weibspersonen. Da ihr Lippenstück wie eine Zunge aussieht, so haben sie davon bei den Spaniern ihren Namen erhalten.

Ihre Kranken schleppten sie in der That noch vor dem Tode bei den Beinen aus den Hütten bis 50 Schritt weit, wo sie ihn mit dem Hintern über ein absichtlich gegrabenes Loch stellen, damit er sich darin entledigen möge. Zu einer Seite zünden sie ihm Feuer an, zur andern stellen sie ihm einen Topf mit Wasser hin und sehen von Zeit zu Zeit hin, ob er todt ist, wo ihn dann alte Weiber in alle seine Kleider einwickeln, bei den Beinen 100 Schritt weiter schleppen, ihn oberflächlich in ein Loch verscharren, wo dann, nachdem er einige Tage beweint ist, Niemand seiner weiter gedenkt, oder doch gewiß nicht benennt, falls auch eine höchst merkwürdige Handlung von ihm erzählt würde.*) — Sie scheinen nach einem Todesfall die Namen zu verändern, damit der wiederkehrende Tod keinen herausfinden möge, auf den er es etwa abgesehen hätte.

Von den 19 Stämmen der Machicuys nannte sich einer, so gut es nämlich für einen Europäer auszudrücken möglich: Guibanaelmayesma; ein anderer: Gui-

*) Sonderbar, wie das nordöstlichste Asien hier und in manchem andern mit diesen Sitten so zusammenstimmt. (S. Asien.)

guailyeguaypon; ein anderer Sanguotaiyamoctoc.

Einer der Stämme wohnt in selbst gegrabenen unreinlichen Höhlen, andere unter Zelten oder Hütten. Erst seit Kurzem haben sie Hunde, die sie so sehr lieben, daß sie ihnen sogar einige Schafe fressen dürfen.

Die Gentuses stechen mit spitzen Stöcken Löcher in die Erde und legen Samenkörner hinein. (Die Guanas nehmen einen Schulterknochen von Pferd oder Stier zu ziemlich nämlichem Behuf. *)

Die Macobis mögen noch an 2000 Krieger ausmachen und leben ohne allen Ackerbau, und meistens zu Pferde.

Jetzt noch zu einigen allgemeinen Bemerkungen. Fast alle Nationen erreichen ein hohes, sehr hohes, kräftiges und gesundes Alter. Achtzig Jahre scheint ihnen noch gar nichts. Fast alle Nationen tragen den Barbot oder Lippenschmuck, reißen Augenbraunen und Augenwimpern aus und die Weiber werden von dem Eintritt der ersten Reinigung an tättowirt.

Fast alle führen ihre Kriege durch Beschleichen und Ueberfall.

Daß sie ohne alle Gesetze und Regierungsform leben sollten, wie ihnen Schuld gegeben wird, ist nicht denkbar, da sie Kaziken und Rathsversammlungen haben und bei einigen Völkerschaften die Kazikenwürde sogar erblich ist.

Ihre Fähigkeiten sind wenigstens nicht ganz gering, wiewohl mehr zum Nachahmen, als Erfinden, gebildet. In dem nicht zum Vortheile der Kultur jener Gegenden aufgehobenen Reiche der Jesuiten fand man unter den Guaraniern Tonkünstler, Maler, Bildhauer, Uhrmacher, Weber, Glockengießer u. s. w. Sie wurden bald geschickte

*) Auch die mehr Feldbau treibenden Nationen schweifen umher und erst zur Reifezeit kehren sie zu den besteckten Feldern zurück.

Abschreiber der Aufsätze in ihrer eigenen, als auch in der lateinischen Sprache; ja, sie druckten Bücher und gossen sich selbst die Lettern dazu.

Ihr Gedächtniß ist so vortreflich, daß einige Oberhäupter dem auf dem großen Platze versammelten Volke die angehörte Predigt des Paters wörtlich wieder hielten, und daß eine einigemal von ihnen durchgespielte Symphonie nun aus dem Kopfe ohne allen Fehler gespielt werden konnte.

Daß sie völlig ohne religiöse Begriffe wären, ist schwer zu glauben. Die Arten, ihre Todten zu beerdigen, die Aerzte und Zauberer mit ihren Trommeln, Klappern, die sie haben, die Furcht vor einem bösen Wesen, die mehrern Nationen gemein scheint, lassen eine solche Annahme nicht wohl zu, selbst nicht die Antwort eines Indiers, dem der Pater sagte: Er könne sich Gott vertrauen, da dieser Alles bemerke, und der ihm erwiederte: „Pater! ich verlange aber einen solchen Gott gar nicht, der Alles sieht, was ich thue, und sich um Alles bekümmert."

Die Mbayas sagen, Gott habe gleich alle Nationen in ihrer jetzigen Anzahl erschaffen und auf Erden ausgebreitet. Zuletzt hätte er ein einzelnes Paar Mbayas, Mann und Frau, geschaffen, da aber die Erde schon vertheilt war, ließ er ihnen durch den Vogel Caracara wissen, es thue ihm Leid, daß er kein Land mehr für sie habe und darum habe er auch nur zwei erschaffen; sie sollten aber, was sie auch treulich thun, in den übrigen Ländern umherziehen und alle Nationen bekriegen.

Bei Mondfinsternissen finden sich auch hier Spuren von den mehrmals beschriebenen Sitten. Die Payaguas kommen nach dem Tode, die Bösen an einen Ort, wo lauter Kessel und Feuer sind, die Guten aber unter Wasserpflanzen, wo sie viel Fische hätten.

Die Abiponer halten die Plejaden für das Bild ihrer Vorfahren. Während es einige Monate nicht sichtbar ist, sagen sie, der Großvater sey krank und feiern bei der Wiedererscheinung ein Fest mit großem Lärm und Tanz.

Die seltsame uralte Sitte, daß der Mann statt der Frau die Wöchnerin spielt und schwere Fasten halten muß, ist bei mehreren der hiesigen Nationen und die Weiber keifen den Mann aus, wenn dem Kinde etwas fehlt, weil er sich nicht ordentlich gehalten habe.

Ist einem Kaziken ein Sohn geboren, so gibts bei manchen Völkerschaften, namentlich bei den Abiponen, achttägige Feier, wo die Mädchen um die Kabane des Neugebornen tanzen und mit Palmen an die Wände und Dekken derselben klopfen. Dann läuft die stärkste Frau, von Hüften bis auf Waden mit einem Reifen von Straussedern umsteckt, nebst den Mädchen in die Hütten, peitscht mit einem ledernen Kolben alle Männer und die Mädchen thun mit ihren Zweigen das Nämliche.

Am nächsten Tage ringen Jünglinge und Mädchen, jedweder Theil nur mit seinem Geschlecht, der dritte Tag gehört dem Tanze, den vierten ringt jene starke Frau mit jedem Weibe in jeder Hütte einzeln. Diese Vergnügungen werden die nächsten Tage nebst tüchtigem Trinken und Schmausen, unter Gesängen und Lärmtrommeln fortgesetzt.

So grausam diese Wilden im Kriege gegen die Streiter sind, so mild behandeln sie die Gefangenen und verleiben sie meistentheils ihren Familien ein. „Wenn du willst," sagt der Abiponer zu seinem Sklaven, „so sattle mir mein Pferd"; oder wohl gar: „Erbarme dich über mich und bringe mir mein Pferd." — Eben so behandeln die Mbayas ihre Knechte. Einer derselben, welchem es fror, suchte seine Decke, als er aber sahe, daß der Knecht von der Nation der Guanas sich bereits hineingewickelt, ließ er sich nicht einmal seine Absicht merken. *) Selbst Genüsse, auf welche man am eifersüchtigsten ist, gönnen diese Nationen ihren Sklaven und Knechten und theilen also Alles mit ihnen.

*) Die Guanas vermiethen sich häufig zu Knechten.

Man hat Fälle, daß Spanier, ja selbst verheirathete Spanierinnen, die von den Abiponen oder Mbayas gefangen worden waren, nicht mehr wieder zu den Ihrigen gewollt haben.

Uebrigens müsse es bemerkt werden, daß die meisten Nationen jetzt andere Wohnsitze haben, als zur Zeit der ersten spanischen Ankunft.

IV.

Brasilien

bildet ein Dreieck, das einen Flächenraum von mehr als 100,000 Quadratmeilen einnimmt und dessen Grundlinie sich am Maranhon hinzieht. Es lauft an 800 deutsche Meilen am Meere fort und erstreckt sich an 500 Meilen ins Innere hinein. Die Einwohner werden (von Raynal) zu 900,000 angegeben, welches nicht herauskommt, wenn man nach ihm 172,828 Weiße, 281,000 Indier und 339,000 Neger annimmt; an andern Orten nimmt er aber etwas über 1 Million Einwohner an, wovon das Sechstheil aus Portugiesen besteht.

Es ist längs der Küste mit einem fast 100 Fuß breiten Riff — wahrscheinlich einem Korallenriff — gegen die einbrechenden Meeresfluthen gedeckt. Nur hier und da ist das Riff unterbrochen, gleichsam, um den Schiffen eine Einfahrt zu gestatten und sichere Häfen zu bilden.

Schade, daß wir das große herrliche Land in seinem Innern, wo es selbst den Portugiesen so häufig eine völlige terra incognita ist, nicht etwas mehr kennen. *) Aber der Arg-

*) Die Nachrichten von Lery sind äußerst dürftig und unbestimmt.

wohn Portugalls erlaubt nicht, über eine Meile weit von der Küste aus dasselbe zu erforschen, und sie selbst, neidisch und mißtrauisch, geben uns auch die Nachrichten nicht, die sie allein geben könnten.

Vielleicht blühen bald günstigere Zeiten auf, zumal jetzt, wo vielleicht nicht so ohne Ursach Brasilien Europa so nahe liegen und in vielen Dingen den Wünschen und Bedürfnissen der Europäer so entsprechen muß. — Doch dergleichen Betrachtungen gehören nicht hierher! — Uebrigens gebührt auch hier wieder den Missionaren und namentlich den Jesuiten ein großer Dank, die bis an 500 Meilen beinahe von der Küste nach Peru zu vordrangen und die armen durch die Barbareien der Portugiesen eingeschreckten Wilden durch Milde der Gaben und der Rede in Dorfschaften sammelten und große Wüsteneien mit einigem Leben erheiterten.

Hohe Gebirgsrücken ziehen durch das Innere, besonders durch den südlichen Theil, den man wahrscheinlich als einen hohen Erdbuckel annehmen darf. Es sind östliche Fortsetzungen der Cordilleras, die bedeutenden Flüssen ihren Ursprung geben, von welchen mehrere schon vorher beschriebene in den Maranhon fallen, z. B der Xingu.

Der Gran Para kommt aus den südlichen Gebirgen und gibt dem Maranhon an Größe nicht viel nach, mit dessen Mündung er die große Insel Juanes oder Marajo bildet. Das meiste Wasser führt ihm der Tocantin zu, welcher aus unbekannten südlichen Gebirgen kommt und bei einem Lauf von mehr als 250 Meilen mächtige Flüsse aufnimmt, unter welchen der Araguaya mehr als 150 Meilen durchzieht. Mächtige Flüsse sind auch der Paranaibo, der Acuracu und vor vielen der große Franziskusfluß. Ja selbst unter Flüssen, die man hier zu den kleineren zählen muß, sind manche, die bei der Mündung einige Stunden weit sind.

Mehrere Flüsse, die aus dem Innern kommen, stürzen sich in den eben angeführten Parana und setzen auf diese Weise Brasilien mit den zuvor beschriebenen Ländern

in Verbindung. Andere gehen nach Norden zu, um den Maranhon zu bereichern; andere fließen nach Süden zu ins atlantische Meer. Die meisten derselben kommen aus dem schon genannten Erdbuckel des innersten Süden. — Aber welche Möglichkeiten für künftige Handelsverbindungen geben diese Flußzüge!

Unter den Baien ist die vor jedem Winde sichere Bai Allerheiligen, die an ihrem Eingang drittehalb Meilen breit und 10 Meilen tief ist. Welch ein Stationsplatz für große Flotten!

Wie alle Tropenländer hat auch Brasilien nur zwei Jahrszeiten. Der Sommer ist heiß und bringt gewaltige Regengüsse und Stürme, der Winter hat trockne und stille sturmlose Witterung, der Himmel ist höchstens nur mit leichten Wolken bestreut; man kann beim Mondenlicht lesen und selbst das Meer ist von einem Phosphorglanz überzogen. — In den innern und höhern Gegenden und in den südlichern scheint die Luft vorzüglich gesund, man weiß nichts von Krankheiten und hundertjährige Greise sind keine Seltenheit. Das Uebermaaß von Hitze wird überhaupt durch die Winde, vom Gebirge sowohl, als durch Seewinde, gemäßigt, und die Nächte und die Morgen sind sehr frisch, weswegen denn die Eingebornen nächtliche Feuer in ihren Kabanen unterhalten sollen, wenn das anders nicht der ungeheuern Insektenschwärme wegen ist, die hier die Nächte beunruhigen.

Wir dürfen kaum der Produkte erwähnen, da wir meistentheils nur die bei den vorigen unter gleichen Breiten liegenden Ländern erwähnten wieder antreffen, die Seltenheiten des Landes uns aber sehr unbekannt sind.

Die kostbarsten Hölzer zum Schiffsbau und die herrlichsten Färbehölzer, besonders das Brasilien- oder Fernambuckholz, sind vorhanden. Alle tropische Früchte gedeihen vortreflich und blühen und tragen das ganze Jahr hindurch; mehrere Arten Palmen, zum Theil mit melonenartigen Früchten; mehrere Arten Pfeffer; viele Färbekräuter; Manobis (eine Art Nüsse, unter der Erde wachsend und nur

eine dünne Haut statt der Schale haltend); herrliche duftende Kräuter und Blumen, Zuckerrohr und Baumwolle gedeihen nebst Taback ganz vortreflich.

Unter den Thieren nennen wir nur außer den Rennthieren den Tapir, das Faulthier, die Armadille, die Ameisenbären, die Meerschweinchen, mehrere Arten Affen und den Coendu, welches ein Stachelschwein mit einem Wickelschwanze ist, dessen es sich eben so, wie die Makis, zum Anhängen und Festhalten bedient. Unser zahmes Vieh läuft auch hier zum Theil in großen Heerden wild herum. Ein Ochse im Innern kostet zwei bis drei Thaler.

Die Wälder sind von dem prächtigsten Gefieder belebt und vielleicht allein an Papagaien an 100 Arten vorhanden und nächstdem 17 Arten Toucans, die sich sogar zähmen lassen.

An Amphibien finden sich mehrere Ungeheuer, die Riesenschlange, einige Wasserschlangen. Das Gift der Schlangen scheint hier gefährlicher und durchdringender, als im nördlichen Amerika, wenigstens ist das bei der Klapperschlange der Fall.

Schmetterlinge finden sich in großer Vielartigkeit und Menge. Ein Europäer sahe zu Anfang des Winters (im März) mehrere Tage lang weiße und gelbe Schmetterlinge in solchen Zügen nach dem Meere zu ziehen, daß der Himmel fast davon überdeckt wurde. Die Ameisen finden sich in großen Schaaren; Lichtfliegen (vielmehr Leuchtfliegen, weil sie ja des Nachts leuchten. Lampyris); Skorpione, Tausendfüße, Skolopender und Wolken von Muskiten stören tausendfältig die Nacht.

Die Hauptsache für den Europäer sind immer Gold und Silber und kostbares Gestein.

In der Entfernung von wenigen Tagereisen von der Küste erhebt sich mehr, und je weiter, immer mehr, das Gebirge, wo in neuern Zeiten drei verschiedene Statthaltereien sind gebildet worden, wovon die erste (Minas geraes) an Mineralien die reichste (vielleicht nur am meisten untersuchte), die dritte, entferteste von der Küste die

höchst gebirgige, den erwähnten Erdbuckel enthaltende und Matto grosso (großes Gebirge) benannt ist.

Die der Küste nächsten Goldminen der ersten Provinz liegen etwa von Rio Janeiro (s. nachher) an 40 Meilen entfert und eine derselben liefert auch zugleich die reichste Ausbeute an Diamanten. Die Ausbeute an Gold in allen drei Statthaltereien und einigen Nebendistrikten rechnete man 6 Millionen Thaler. — Die Diamanten befinden sich im Binnenlande, aber auch an den Küsten, sowohl in den Gruben der Erde, als auch zum Theil in den Flüssen, besonders nach starken Regengüssen. Bald nach der ersten Entdeckung der Diamanten führte man 80 Pfund Diamanten nach Europa, wodurch der Preis derselben sehr tief sank, seit welcher Zeit man denn sehr vorsichtig geworden ist.

Die Gruben werden durch Sklaven bearbeitet, deren jeder etwa täglich einen Piaster kostet. *) Man rechnet etwa an 800 dieser Sklaven. Der Bau liegt in den Händen von Unternehmern. Die Krone soll etwa eine Million Thaler Gewinn von diesem Gestein gehabt haben.

Mit Sapphiren, Amethysten, Topasen u. s. w. steht Jedermann gegen eine sehr geringe Abgabe der Handel frei.

In allem Uebrigen siehts hier traurig und düster aus. Vielleicht, daß es jetzt anfängt heiterer zu werden.

Ortschaften hat man nur da und dort angelegt, wo die Gier nach Golde befriedigt zu werden gedachte. Man theilt übrigens das ganze Land in 9 Statthaltereien oder Kapitainereien ein, bei welcher Eintheilung große Länderstriche, namentlich das herrliche Gebiet zwischen dem Tocantin, Xingu und Madera bis zum Maranhon hin uns unbekannte Wildnisse bleiben.

Wir beschreiben, mit Ausschluß des bereits oben angeführten unbekannten portugiesischen Guianas, die merkwürdigsten übrigen einzelnen Punkte.

*) Die Bergwerke, wie der Feldbau, werden von Negern bestritten. Die Feldbauneger müssen sich selbst erhalten, indem man nur 4 Tage in der Woche Arbeit von ihnen verlangt. Ihr Zustand ist nicht so hart, als in andern Ländern. Viele erwerben sich ein beträchtliches Vermögen und halten sich selbst wieder Sklaven.

Para, in der Provinz gleiches Namens, die Hauptstadt, am Gran Para, eine wohlgebauete Stadt mit Statthalter und Bischof. Die Handlung mit Europa sowohl, als mit dem Innern des Landes, war stark.

Maracana und Cayte — ersteres an der Küste.

Im unbekannten sogenannten Amazonenlande ist

St. Paul die äußerste Mission nach Westen, an 400 Meilen von Para entfernt. Die hiesigen Indier fangen an, in den meisten Dingen europäisch zu werden und tauschen europäische Messer, Scheeren, Spiegel u. s. w. gegen den an ihrem Strom wildwachsenden Cacao ein.

Pauxis, ein Fort. (S. vorher.)

St. Louis de Maranhao, auf einer Insel gleiches Namens.

Olinde, im Gouvernement Fernambuco, mit 12000 Einwohnern, mit Bischof und Klöstern und einem eine Meile weit entfernten Hafen. — Hier ist die Hauptausfuhr des Fernambuckholzes.

Bahia oder San Salvador, im gleichnamigen Departement vormals die Hauptstadt, mit 2000 H. und 30,000 Einw., Erzbischof, mehrern Klöstern und (ehedem) unmittelbarem Handel mit Portugal. Man rechnete sonst hier 3000 Mönche und hielt die Einwohner für höchst ausschweifend. — Der Binnenhandel ist äußerst bedeutend und beschäftigt an 800 Boote, auch ist hier der Stapelort für Baumwolle und der Hauptsitz des Wallfischfanges, dessen Werth ehedem an eine Million Livres betrug. — Der in der Gegend umher, besonders bei Cocheira erbauete Taback ist bedeutend. Raynal rechnet für gesammten von Brasilien ausgehenden Taback $7\frac{1}{2}$ Million Livres.

Das erwähnte Cocheira liegt nur 11 Meilen von Bahia in einer schönen Gegend.

Porto Seguro ist der erste Punkt der Entdeckung Brasiliens, in einer lieblichen, mit Gärten, Lusthäusern, Plantagen, Fischerhütten, Kokospalmen und Balsambäumen (dem Copaivabalsam ähnlich und zu dem Nadelholz gehörig) herrlich angebaueten Gegend.

Janeiro (Rio Enero) oder St. Sebastian, ist die Hauptstadt und die Niederlage aller Waaren und Kostbarkeiten des Landes. Sie liegt an einer sichern, bei der Einfahrt von jeder Seite mit einem großen, fast 100 Fuß hohen Granitblock eingefaßten und mit Forts und Batterien gedeckten Bai, die durch eine ebenfalls befestigte Insel in zwei Theile getheilt wird. Die Bai, deren Fahrwasser bei der Einfahrt keine halbe Stunde Breite hat, erweitert sich bis zu 12 Meilen, erstreckt sich an 30 Meilen landeinwärts und ist überall mit Inseln besäet. Eine prächtige Wasserleitung bringt in zwei über einander gesetzten Arkaden das Gebirgswasser in einen großen Behälter, von welchem aus es in die Brunnen der Stadt vertheilt wird. Man nimmt 30,000 Einwohner an, nach andern neuern Schätzungen aber doppelt so viel Und in einer solchen Stadt ward nur vor nicht vielen Jahren erst etwas errichtet, was einem Wirthshause ähnlich war, und der Unternehmer

war — ein Franzose, der zugleich den Dollmetscher, Mäkler und den Arzt machte.

Einige Kaffeehäuser gibt es noch, die aber schmutzig und schlecht aussehen, welches auch in ansehnlichen Privathäusern der Fall ist. Ueberhaupt siehts um die Geselligkeit traurig aus, zumal, da das Frauenzimmer eng eingekerkert lebt, wofür es sich in Kirchen und dadurch zu entschädigen sucht, daß es, wenn es dunkel wird, von den Balkonen der Häuser herab Blumensträußer den Männern zuwirft, die ihm gefallen.

Man bedient sich hier beim Essen der Finger statt der Gabeln, ballt Fleisch und Mehlspeisen zu Kugeln, die nicht eben klein sind, taucht sie in die Brühe und ißt sie. Den Nagel an dem Daumen oder Zeigefinger läßt man ungewöhnlich lang wachsen, und spitzt ihn zu, um beim Guitarrenspiel damit zu prunken.

Der Tanz, zu dem die Neger die Musik machen, ist ein Gemisch des vaterländischen Fandango mit den noch üppigern Negertänzen.

Mit den Wissenschaften und Künsten steht es überaus elend. Ein Vicekönig meinte, als Cook sagte, daß die Absicht seiner Reise sey den Durchgang der Venus zu beobachten, dies sey wohl der Durchgang des Nordsterns (Polarsterns) durch den Südpol. — Ein solcher einziger Zug zeigt oft besser, wie es mit gewissen Dingen steht, als alle Angaben.

Die Insel St. Catharina liegt wahrhaft paradiesisch, in der heitersten mit Orangenduft gefüllten Luft und hat die üppigste Vegetation. Man rechnet, daß in ihrer Nähe an 500 Wallfische gefangen werden, deren Werth 350,000 Thaler beträgt.

St. Paul im Gouvernement gleiches Namens wurde von Verbrechern angelegt, die Portugall hierher sendete. Sie wurden bald der Nachbarschaft, den Jesuiten in Paraguay, den Indiern und den Portugiesen selbst furchtbar und bildeten das Reich der Paulisten. Wiewohl sie sich jetzt an Portugall angeschlossen haben, halten sie sich dennoch für freie Leute.

Villa rica und Villa nova, in deren Nähe die reichsten Diamantgruben.

Dies ist Alles, was wir von einem so großen und herrlichen Lande zu sagen wissen. Es würde wohl mehr seyn, wäre nicht bisher die Regierung des Landes eine so erbärmliche gewesen, daß aller Erwerbsfleiß und alles freiere Denken und Handeln dadurch unterdrückt wurde. Der Aberglaube, die Bigotterie, die Faulheit, die Hemmung und Hinderung aller Betriebsamkeit, die grundelenden Regierungsgrundsätze, und mithin die Bettelei, waren arg

und groß. — Vielleicht gebiert die jetzige Noth der Zeiten viel Treffliches und Edles!

Die Urbewohner.

Nur dürftig und sparsam war Brasilien bewohnt, als vor drei Jahrhunderten die Portugiesen in die Wälder vordrangen. So klein auch die verschiedenen Horden waren, so lebten sie dennoch mit einander in Krieg und jede einzelne hatte ihre eigene Sprache. Es waren gedankenlose, thierisch hinbrütende Menschen, theils nur von der Jagd, theils nur von Fischen und vielleicht gar nur von Muscheln lebend, und nur sparsam wurde von einigen etwa ein wenig Mais gebauet.

Mehrere dieser Stämme sind jetzt freilich verschwunden, denn theils wurden viele von den Europäern niedergemacht, theils erlagen sie den schweren ungewohnten Arbeiten, wozu man sie zwang, und die Kriege, die sie gegen einander führten, gingen dabei immer fort.

Es sind die hiesigen Indier Menschen von mittlerer Größe, kupferfarben, mit langem, schwarzem, straffem Haupthaar (der übrige Körper hat wenige Haare), breiten Kopf und Schultern und bei der Geburt eingequetschter Nase.

Die in der heißen Zone lebenden bedecken nur zum Theil die Schaam. Selbst die Frauen wollten durchaus nicht anders, als ganz nackt, gehen. Verschiedener Putz ist ihnen nicht fremd — eine Art Federkrone von den schönsten Federn der Papagaien trugen die Oberhäupter, mit Strausfedern wurden Schultern und Hüften geschmückt; ja, man beklebte den ganzen Körper mit feinen Federn und bei Feierlichkeiten putzte man sich Stirn und Wangen mit den schwarzen Federn des Toucans, die man ebenfalls mit Gummi befestigte. Steine und Knochen trugen die Männer in der durchbohrten Unterlippe.

Die Haare, wo sie am Körper zum Vorschein kommen, werden ausgerauft, Braunen und Wimpern der Au-

gen nicht ausgenommen. Das Kopfhaar trägt der Mann kürzer, das Weib lang, gescheitelt und auch wohl mit rother Binde aufgebunden. Am liebsten lassen die Frauen ihr Haar umher flattern. Ringe an Arm und Bein und ungeheure Ohrengehänge von weißen Muscheln, Halsbänder von Knochen oder Steinen oder Holzkügelchen gehören zu dem beliebtesten Schmuck, daher denn die europäischen Glaskorallen einen großen Eindruck auf sie machten und sie dafür, wie für kleine Spiegel und Kämme, Alles hingaben, selbst oftmals ihre Waffen.

Das Bemalen des Körpers ist bei den Männern, bei den Weibern aber nur das Bemalen des Gesichts, üblich, indem auf jeder Backe Spirallinien von einem kreisförmigen Mittelpunkt aus über das ganze Gesicht hinlaufen und die ausgerissenen Haare der Augenlieder mit einem feingezeichneten schwarzen Bogen ersetzt werden.

Die Wohnungen bestehen aus Baumstämmen, die zuweilen mit Lehm verbunden und mit Borke gedeckt sind und sind für mehrere Familien groß genug. Wo mehrere Kabanen zusammen stehen und ein Dorf bilden, da schützen sie dasselbe durch Wälle oder Mauern von großen Steinen, um gegen plötzliche Ueberfälle gedeckt zu seyn. Einige schützen ihr Dorf durch Pallisaden und stecken auch Fußangeln von spitzen Holzsplinten in die Erde.

Der Manihot ist ihnen vielfältig zu Brod und Kuchen und der aus der Wurzel gepreßte Saft selbst als eine Art Käse oder Eierkuchen nützlich. Auch wird durch Kochen und Kauen dieser Wurzeln die ekelhafte berauschende Kawa der Südsee (s. Peru) bereitet. Die alten Weiber haben das Geschäft des Kauens.

Nicht eher, als bis der Jüngling einige Feinde erlegt hat, darf er sich verehlichen. Vor der Ehe dürfen die Mädchen sich Jedem hingeben, allein der Ehebruch zieht dem Weibe den Tod zu. Mehrere Frauen zu halten ist erlaubt.

Das neugeborne Kind wird neben der Muttermilch mit Maisbrei gefüttert und bei einigen Völkerschaften hält der Vater das Wochenbett.

Das Weib macht Netze, Hamacks, webt Zeuge, verfertigt und bemalt irdene Gefäße, bestellt auch bei den Akkerbau treibenden Völkern das Feld und trägt dem in Krieg ziehenden Mann die Lebensmittel nach.

Unter sich selbst leben die Völkerschaften verträglich und fast ohne allen Zank; aber mit Beleidigungen und mit der Blutrache scheint es hier eben so zu stehen, wie bei den nordamerikanischen Indiern. Gegen ihre Unterdrücker, die Portugiesen, hegen sie den entschiedensten Haß und alle Eingebornen, die sich für die Portugiesen zum Dienst hingeben, werden von den übrigen verachtet, (wo nicht gar getödtet) daher es schwer ist, dieselben zu irgend einer Verrichtung zu bekommen. — Uebrigens sind diese Völker, wie alle Wilde, höchst gastfrei gegen Fremde, mit welchen sie in keinem feindlichen Verhältniß stehen.

Als vor geraumer Zeit Lery, ein reformirter Missionar hier war, mußte sich der ankommende Fremde in den Hamack legen. Die Frauen des Mussacat oder Hausvaters setzten sich auf den Hacken umher und sagten mit Thränen: „Wie bist du doch so gut; du hast dich bemüht, zu uns zu kommen! Du bist recht hübsch; du bist so tapfer; wir sind dir großen Dank schuldig!" Die Artigkeit erforderte, daß der Gast sich auch stellte, als wollte er Thränen vergießen und wenigstens mußte er seufzen.

Erst, nachdem dieses vollbracht war, trat der Mussacat zum Fremden, fragte, wie er sich befände und wohin er gedenke? und, wenn er zu Fuße kam, mußten ihm die Frauen die Füße waschen; und, wenn er zu essen wünschte, wurden Wildpret, Fische und Getränk herbeigebracht. Blieb er über Nacht, so bekam er ein weißes Inis oder Hamack, um welches Feuer angemacht wurde, gegen dessen Glanz und Licht Schirme vorgesetzt werden. Früh bietet der Wirth seinem Gast einen guten Morgen und entläßt ihn dann. —

Bei vielen Nationen ist indessen diese alte Gastlichkeit eben so wenig mehr, als so manche andere alte Sitte.

Der alte Sinn dieser Völker ersieht sich aus der Aeusserung eines Greises, der Lery befragte, warum sie denn so viel Holz holten (Fernambuck)? Lery erklärte ihm das und sagte, daß ein einziger Kaufmann zum Färben von Tuch und Frieß eine ganze Schiffsladung solches Holzes brauche.

„Aber wenn nun der Kaufmann todt ist, wem hinterläßt er denn Alles?" fragte der Alte.

Seinen Kindern, sagte Lery, und wenn er die nicht hat, seinen Brüdern, Schwestern u. s. w.

„Wahrlich, sagte der Greis, nun sehe ich, daß ihr große Narren seyd. Müßt ihr darum so weit herkommen, um für die Nachlebenden zu sammeln? Als ob die Erde, die euch ernährt, nicht auch jene nähren könnte! Wir haben auch Kinder und Verwandte und lieben sie eben sowohl. Aber wir verlassen uns ruhig darauf, daß die Erde, die uns ernährt, auch sie ernähren wird."

Außer Schmausereien und Kriegsfesten ist der Tanz ihr Vergnügen, der aber in bloßen Bewegungen der Arme und Füße besteht, bei welchen der Ort nicht viel verändert wird. Man begleitet den Tanz mit den bekannten Klappern, die hier zum Theil an die Füße gebunden werden. Die größere Klapper (Maraca) wird mit der Hand gehalten. Eintönige Gesänge, wie z. B.: he he hua; oder: hô, hôra, hôra, hôra wesch, die im Chor wiederholt werden, gehören zum Tanze. Dabei wird tüchtig mit dem Fuße gestampft und ausgespieen.

Es ist keinem Zweifel ausgesetzt, daß sie religiöse Begriffe haben. — Ihr Tupan ist ein hohes Wesen und bedeutet zugleich den Donner, ihr Ainyang ist ein mächtiges böses Wesen, es sind Wahrsager (Zauberer) bei ihnen, es sind Vorstellungen da von einem Zustande nach dem Tode, denn sie hoffen, hinter den Bergen zu ihren Vorfahren zu kommen; ja, sogar Sagen von einer ehemaligen großen Ueberschwemmung, in welcher nur Ein Menschenpaar (Schwester und Bruder) erhalten wurden.

Ihre geheimnißvollen Cerimonien, wobei kein Fremder zusehen darf, werden mit sonderbaren Tänzen und Bewegungen gehalten und die handelnden Personen schäumen dabei vor Wuth. Es scheinen Kriegstänze zu seyn, bei welchen ihnen die Anführer aus langen Schilfröhren Tabacksdampf zublasen.

Ihre Kriege führen sie mit vieler Wuth und blos aus Rachsucht, da für so wenige Menschen unter diesem Himmel es nie an Raum und Unterhalt fehlen kann.

Die Anführer, die einzige Obrigkeit, die sie kennen, die aber nur im Kriege gilt, werden gewählt, man bewaffnet sich mit Keule und Bogen und Schilden aus der Haut des Tapirs. Ihre Pfeile würden einen Brustharnisch von Ochsenhaut durchdringen. — Hörner und Pfeifen aus den Knochen der erschlagenen Feinde sind die Kriegsmusik. Die Weiber tragen den Proviant.

Ihre Kriege führen sie am liebsten durch Ueberfälle und halten sich am Tage verborgen. Daß sie tapfer sind, haben die Europäer bei der Besitznahme des Landes erfahren und die Wuth, mit der sie im offenen Gefecht gegen einander kämpfen, ist nach Lery unglaublich. Ihre Kriegsgefangenen behandeln sie genau so, wie die nordamerikanischen Irokesen, nur, daß das unglückliche Opfer hier nicht erst gemartert wird. Man bemalt den Gefangenen, man legt ihm Steine und Scherben hin, damit er sich rächen könne, jedoch ohne von seinem Platze zu gehen, auf welchem er an einem um den Leib geschlungenen Strick durch 2 Männer gehalten wird, und in der That schützt man sich nicht allezeit glücklich gegen seine kräftigen Steinwürfe. Auch singt der Gefangene das Lob seiner Nation und ihre Tapferkeit. „Du da, spricht er zu diesem, deinen Vater hab' ich gefressen"; „lieber Freund, zu einem andern, deine Brüder hab' ich geschlachtet."

Dem, den man ehren will, gibt der Herr des Gefangenen den Auftrag, ihn hinzurichten. Dieser hat sich dazu vielfarbig bemalt und sich, wie seine Keule, mit Federn geschmückt. Ein einziger Schlag mit derselben bringt dem

Gefangenen den Tod, nachdem dieser keine Steine mehr hat und der Keulenschläger erst zuvor ihn hat angeredet. Der Leichnam wird dann zerstückt im Dorfe erst umhergetragen; dann werden die Theile vertheilt, geröstet und verzehrt. Die Weiber bekommen nur den Kopf und die Eingeweide. Lery sahe, wie die einstweilige Frau eines solchen Gefangenen, die doch über seinen Leichnam mit lautem Klagen hergefallen war, dennoch mit großer Begierde davon mitfraß. — Uebrigens wird bei einer solchen schrecklichen, oft 3 Tage dauernden Feierlichkeit hinlänglich für starkes Getränk gesorgt. Schrecklicher noch ist es, daß sie die von solchen Gefangenen in temporairer Ehe erzeugten Kinder sogleich nach der Geburt zu fressen pflegen.

Ob einige Völker ihre todten Kinder gegessen haben? sey dahin gestellt. Sie beerdigen die Todten aufrecht sizzend mit vielen Klagen und geben den Oberhäuptern Waffen, Hamack und Halsbänder mit.

Unter den verschiedenen Nationen werden uns die Topinambuer, Margajer, die Tupiques und Tapuges genannt. Letztere sollen wohl aus 80 Stämmen bestanden haben, die aber jetzt wohl in einander verschmolzen sind.

V.

C h i l i.

Chili oder Chile ist das anmuthigste und lieblichste Land des gesammten Amerikas und steht auch an Fruchtbarkeit und Güte keinem einzigen der übrigen Länder nach. Es ist im spanischen Besitz.

Längs der Küste streckt es sich im Süden von Peru vom 24sten bis 45sten (nach andern Bestimmungen bis zum 51sten) Breitengrad hin und beschließt einen Flächenraum von fast 24,000 Quadratmeilen. Es ist durch eine Wüste von 60 Meilen von Peru getrennt, die so todt und öde ist,

daß selbst das genügsame, wie der Esel mit den härtesten, rauhesten Gewächsen zufriedene Maulthier aus Mangel an Futter und Wasser oft umkommt. Von den Ländern in Osten, Tucuman und Paraguay, trennt es eine große Kette der hier unersteiglichen eisigen Cordilleras, die von Norden her streichen und nur einige wegbare Päsſe offen lassen, die zu jenen Ländern führen. Ein Ast dieser Cordilleren zieht durch Chili selbst hin und theilt es in das östliche und westliche.

Aus den Gebirgszügen der Andes ragen einzelne sehr hohe Berge hervor, unter welchen sich neune vorzüglich auszeichnen, deren einige dem Augenmaaße nach wohl den höchsten in Peru wenig nachgeben dürften und deren Gipfel mit ewigem Schnee verhüllt sind.

Viele dieser Berge sind theils erloschene, theils noch furchtbar gangbare Vulkane, deren letztere man an 14 zählen will, unter welchen der Pteroa im December 1760 wüthete und einen ganz neuen Krater erhielt. Ein neben ihm liegendes Gebirge ward meilenweit zerrissen; die große Masse Asche und Lava füllte die nahgelegenen Thäler und schwellte den Fluß Tingirica, und in das Flußbette des Lontue-Stroms stürzte ein Stück Gebirge hinab, welches der Strom erst in zehn Tagen überwältigte und zugleich das umherliegende Land furchtbar unter Wasser setzte.

Zwei Vulkane liegen ganz einzeln und ohne augenfälligen Zusammenhang mit dem großen Gebirge. Der eine, welcher nur zu Zeiten blos dampft, an der Mündung des Flusses Rapel; ein anderer aber am See Villa rica brennt immerdar fort. Er muß eine beträchtliche Höhe haben, da er auf 30 Meilen sichtbar und immerdar mit Schnee bedeckt ist. Die Wurzel desselben soll viertehalb Meilen Umfang halten. Zum Theil ist er mit Waldung bedeckt und gibt mehrern Flüssen den Ursprung.

Wo Vulkane sind, wird es an Erdbeben nicht fehlen, und sie sind in der That unendlich häufig, wiewohl nicht allezeit heftig und zerstörend. In den Städten hat man sich schon darauf eingerichtet, denn die Straßen sind weit, die Häuser niedrig,

und neben jedem Hause findet sich ein geräumiger Hof, und Gartenplatz. Nur zwei, obwohl ebenfalls am Meere gelegene Provinzen, Copiabo und Coquimbo, haben noch nie einen Erdstoß empfunden, welches noch seltsamer wäre, wenn der Grund davon in vielen unterirdischen Höhlen und Kanälen liegen sollte, wie vorgegeben wird.

Solche Gebirge, als wir hier antreffen, können nicht ohne Flüsse seyn. Es entstehen mehrere derselben, die aber, da sie nach einem kurzen Lauf in die Südsee fallen, zwar das Land vortheilhaft bewässern, aber nicht bedeutend zum Befahren werden können. Die große Flußwelt nähert sich hier schon ihrem Ende. Nur einige der hiesigen Flüsse sind bedeutender, der Copiabo, Maypo, Cauten, Tolten, Valdivia und der bei seiner Mündung meilenbreite Biobio, deren letzterer größere Schiffe trägt.

An Seen werden nur zwei genannt. Der Laquen oder Villa Rica mit angeblich 18 Meilen Umfang, aus dem der Fluß Tolten kommt, und der südlichere und etwas größere Nagelhuapi, der einen gleichnamigen Fluß dem Nordmeer zuschickt.

Das Klima ist überaus lieblich und mild. Oestlich sind es die hohen Schneegebirge und westlich die Seewinde, welche die Luft kühlen, wozu der regelmäßig allnächtlich fallende Thau viel beiträgt. Die Veränderungen der Atmosphäre sind nicht auffallend; der Himmel ist fast immer heiter, der Regen selten, ein kurz dauernder Nebel nur an der Küste häufig und Schnee, Hagel, Gewitter und Stürme kennt man kaum. Doch findet man eine verschiedene Temperatur. Je weiter man von der See nach den Gebirgen zu aufsteigt, desto mehr merkt man eine Zunahme der Kälte, die zuweilen empfindlich werden mag, zumal, da man so wenig daran gewöhnt ist. — Die herrschenden Winde sind vom Mai bis September südlich und im übrigen Jahre nördlich.

Man hat jedoch hier vier regelmäßige Jahrszeiten und der Frühling tritt mit dem 21sten September ein. — Uebrigens ist zu bemerken, daß im Sommer Sternschnuppen

fast alle Augenblick zu sehen sind, daß Feuerkugeln häufig von dem Gebirge nach dem Meere zu ziehen und daß das Südlicht schon in Chili, wiewohl selten, vorkommt und eben so glänzend und Strahlen spielend ist, als bei uns das Nordlicht. Eins der ältesten (im J. 1640) sahe man vom Februar bis zum April. Sie werden, je weiter nach Süden zu, desto häufiger.

Das Thierreich hat einem großen Theil nach dieselben Geschlechter und Arten, wie Paraguay; den Puma (amerikanischen Löwen), Stinkthiere, Wiesel, Rattenarten, Stachelschweine, Armadillen, Hasenartige Thiere, größer, als unsere Hasen. — Man erwähnt sogar und mit Wahrscheinlichkeit der Vicunnas und wilden Lacmas.

Mit den Pferden verhält es sich in Ansehung der Menge hier eben so, wie in Paraguay, nur sollen dieselben sehr viel vorzüglicher seyn, als jene (ob sogar vorzüglicher, als die andalusischen, die Stammrace?). Eine Merkwürdigkeit, und vielleicht eine ganz neue Thierart, sind die Pferde mit gespaltenem Hufe, welches zuerst in der Magelhaensstraße bemerkt wurde. Es scheint aber im Aeußern mehr mit dem Esel, im Wiehern aber mehr mit dem Pferde, übereinzukommen. — Das Rindvieh wird in den Gebirgsgegenden außerordentlich groß und es gibt Ochsen von 18-1900 Pfund, und die Schafe, welche außerordentlich lange und weiße Wolle haben, lammen zweimal des Jahrs.

Von Vögeln zählt man allein 135 Arten Landvögel, der großen Zahl Seevögel nicht zu gedenken. Man findet 6 Arten Reiher und darunter den größesten ganz weiß mit einem rothen auf den Rücken hinabfallenden Federbusch, den Casuar, den Parra oder Sporenflügel, der am Flügel mit einem Sporen bewaffnet ist und selbst auf den Jäger unversehens losstürzt, der sein Nest aufsucht; einen Schwan, am Kopf und halben Hals schwarz; den Flamant; sehr viele Drosseln und kleine Singvögel; drei Arten Papagaien, von welchen die grüne in unglaublichen Schaaren auf den Feldern Verheerungen anrichtet und daher auch schaarenweise mit langen Stangen getödtet wird. — Unter den

Raubvögeln ist der gewaltige Cuntur zu nennen, der oft von mehrern Kugeln nicht erlegt wird und mehr kühn und stark, als groß, ist. Er liebt die höchsten Luftregionen.

Der Reichthum der Seen und Flüsse mag an Mannichfaltigkeit und Menge überaus groß seyn. — Von Amphibien scheint wenig mehr, als in Europa, vorhanden, vielleicht herrscht aber auch noch hier, wie in der Entomologie, (Insektenwelt) eine große Unkenntniß. — Ein Schmetterling klebt seine Hülse mit einem Harze an, welches aus den Kokons ausgekocht und zum Kalfatern der Schiffe gebraucht wird. Auch eine Gallwespe liefert etwas Aehnliches. Honigbienen gibt es mehrere Arten, und unter den Spinnen eine, deren Leib wie ein Hünerei und dabei so unschädlich ist, daß Kinder mit ihr spielen und ihr als Mittel gegen den Zahnschmerz die Fangzähne ausbrechen. Sie lebt unter der Erde in Höhlen.

Unter den 7 verschiedenen Arten Krebsen bauet eine 8 Zoll große sich eine walzenförmige Wohnung und hat ein sehr zartes Fleisch.

Skorpionen und Schlangen, die gefährlich wären, kennt man nicht. — Fische und Seethiere s. nachher.

In Pracht und Schönheit steht das Pflanzenreich da. Anhöhen, Thäler und Ebenen sind mit immergrünen Bäumen besetzt. Niemand weiß jedoch, wie viel neue Arten sich finden mögen. Ein eingeborner Pflanzenkundiger will deren 3000 gesammelt haben. Ueppig wächst das Gras, und so hoch, daß sich Heerden darin verbergen können. Die meisten bekannten Gartengewächse sind hier einheimisch und wachsen wild. Eine Art Roggen und Gerste war schon vor Ankunft der Europäer vorhanden. Unser Weitzen, der jetzt am häufigsten gebaut wird, gibt funfzigfältigen, ja in einigen Provinzen doppelt so hohen Ertrag. Doch ist der in verschiedenen Abänderungen vorhandene Mais, der auch durch Gährung mehrere Berauschungsmittel (Chica, Chercan und Ulpo) liefert, viel gangbarer. — Die Kartoffeln wachsen wild und es ist wohl möglich, daß hier ihr Vaterland ist. Mehrere Arten Wurzelgewächse geben eine

nahrhafte Speise. — Hanf und Flachs kommen trefflich fort und würden, wie vieles andere, emsiger producirt seyn, hätte nicht tollerweise nach eben so sehr überall allgemein befolgten, als sichtlich fehlerhaften Maximen, das Mutterland die Ausfuhr dieser und so vieler andern Produkte gehemmt.

Färbekräuter sind in großer Menge und Vielartigkeit vorhanden. Wir nennen die 5 Fuß hohe Pannera, deren Saft den Zeugen ein schönes Schwarz gibt und deren Wurzel zum Gerben des Leders gebraucht wird. Das Mark wird als Säure und der holzartige Stamm von Schustern zu Einfassung der Sohlen benutzt. Man weiß übrigens violette, gelbe und grüne dauerhafte Farben, und ein vortreffliches Blau, das selbst die Wäsche nicht auszieht, aus verschiedenen Pflanzen zu gewinnen.

Alle Gewächse der tropischen Länder gedeihen sehr gut.

Unter den Bäumen ist ein tannenähnlicher, 80 Fuß hoher, der eine viereckte Pyramide bildet, und in menschenkopfsgroßen Früchten Nüsse, wie Pinien, liefert, die höchst wohlschmeckend sind. Auch sein gelbes Harz gibt ein vortreffliches Räucherwerk. — Andere Bäume haben olivenähnliche Früchte mit schmackhaftem Fleische und öhlreichem Kerne. Die Rinde dient zum Färben und Gerben. — Eine sogenannte Kokospalme bringt traubenförmige Früchte, die ein sehr gutes Oehl geben, aber auch an sich selbst sehr erfrischend sind. — Der Waschbaum oder Quillai hat ein sehr festes Holz und seine gepulverte Rinde gibt mit Wasser eine schäumende Seife. — Einen Weihrauchbaum, dessen Harz dem besten Arabiens gleich geschätzt wird, eine Art Algarove oder Johannisbrodbaum müssen eben sowohl erwähnt werden, als der Lithi oder Lorbeerbaum, der ein sehr festes Holz und sehr schöne, aber durchaus giftige Bollen hat. Mehrere andere Bäume, die ein treffliches Ebenholz liefern, sind uns fast nur dem Namen nach bekannt. — Ob übrigens ein Zimmtbaum (Canel) von gleicher Güte mit dem Zeilanschen (Ceylon) und wilde Orangenbäume sich finden, untersuchen wir nicht. Die

meisten europäischen Gewächse sollen sehr vorzüglich gut fortkommen, besonders die Fruchtbäume, die meilenlange Wälder bilden, welches auch dadurch bei der Güte des Bodens begreiflich genug wird, daß das Klima dem im südlichen Europa gleich ist. Besonders gedeiht der Wein, der im April und Mai gelesen wird, und der Pfirsich sehr gut.

Nach europäischer Art die Dinge in Rechnung zu nehmen, ist das Mineralreich hier am bedeutendsten. Unter sehr schätzbaren, sehr verschiedenen Steinarten nennen wir Krystalle von 6 bis 7 Fuß, einen schwarzen, zum Färben tauglichen Thon, köstlichen gefleckten Marmor, Türkisse, Amethyste, von welchen sich bei Talca ein ganzer Hügel findet, dahingegen Rubine und Schmaragde nur in Flüssen vorkommen.

Daß sich in einem so vulkanischen Lande Schwefel und Salmiak vorfinden werden, läßt sich ohnehin denken, auch fehlt es an Alaun und an einem kalkartigen Salpeter, mit welchem ganze Gegenden überzogen sind, und an Steinkohlen, Erdharzen und mineralischen Quellen nicht. Kochsalz ist in den Provinzen Copiapo und Coquimbo häufig und in einem Thale finden sich viele Salzquellen. — Aber das Alles schätzt der Europäer weniger, als das Metall.

Die beiden zuletzt erwähnten, aber auch noch einige andere Provinzen haben reiche Eisenminen von vorzüglicher Güte, welche aber nicht bearbeitet werden durften, und die erstern einen reichen Vorrath von Quecksilber, welches zum Theil als Zinnober vorkommt, aber eben so wenig gefördert werden durfte, welches jedoch für das Antimonium erlaubt war, das in einer Grube wenigstens in krystallisirter Gestalt vorkommt. Blei wird nur so weit bearbeitet, als man es zum Schmelzen und zum Verbrauch im Lande selbst nöthig hat, Zinn aber in seltener Güte und Menge vorhanden, gänzlich vernachlässigt.

Das vielvorhandene Kupfer führt viel Gold mit sich und in manchen jetzt des Widerstandes der Eingebornen wegen liegen gebliebnen Minen fand sich gediegenes Kupfer in Stükken von 50 und sogar von 100 Pfund. In einer andern

Mine findet sich das Gold zu gleichen Theilen mit dem Kupfer, und in den Hügeln Quelquikma ist der Zi..k mit diesem Metalle verbunden (natürliches Messing). — Außer einer großen Menge Kupfer, das nach Buenos Ayres und Lima versendet wurde, führte man jährlich an 100 bis 120,000 Centner nach Spanien aus.

Silber findet sich nur in beträchtlicher Höhe auf den Cordilleren und der Minen mögen freilich weit mehr seyn, als jetzt bearbeitet werden.

Alle Arten des in Europa geschätzten Silbers findet man in den hiesigen Gebirgen. Die reichsten Minen sind die von Uspalata in der Provinz Aconguana. Sie sollen in gleicher Reichhaltigkeit an 25 Meilen fortlaufen und nach den Behauptungen Einiger mit Potosi zusammenhängen. Der Hauptgang gibt in 50 Pfd. Erz zwei Mark Silber.

Außer dem im Kupfer enthaltenen Golde gewinnt man dasselbe durch Wäschen fast in jedem Bache mit großem Vortheil. Man hatte auch reiche Goldminen, aber die Arauker verjagten die Spanier und warfen die Gruben zu; dennoch werden 11 Goldbergwerke bebauet; doch sind wohl die wenigsten reich und der Bau der andern zu mühselig und kostspielig. — Mitunter findet man Goldstücke von einem Pfunde.

Ob man hier, wie einige vermuthen, Platina habe, lassen wir dahin gestellt seyn.

Den Reichthum des Landes sieht man zum Theil aus dem ehedem durch Spanien sehr bedrückten und gehinderten Handel. Zwanzig Schiffe von Lima liefen ein und nahmen 110,000 Centner Getreide, fast 4000 Eimer Wein, (der vorzüglich gerathet) 5000 Fässer Fett, 48 000 Centner Talg, 50 000 Korduanhäute, 1000 Centner Rauchfleisch, 100 000 Bretter und Balken, 30 000 Centner Kupfer, nebst Alaun, Harz, Mandeln, Mais, Medicinalkräutern u. s. w. mit. Es kommt dazu, daß Chili auch nach Paraguay an 110,000 Eimer Wein und 16,000 Eimer Bran-

tewein versendet und auch mit Spanien selbst einen starken Handel trieb, der meistentheils Tauschhandel war.

Ost-Chili,

oder die Provinz Cujo, welches jetzt den südwestlichsten Theil von Rio de la Plata ausmacht, liegt an den ungeheuren wüsten Ebenen oder Pampas von Paraguay und ist in vielen Stücken von dem westlichen Chili sehr verschieden, hat kalte Winter, ohne Regen, nicht viel fruchtbaren Boden und nicht viel vollständig ausgewachsene Bäume, wovon die Ursache in den häufigen schnell vorübergehenden Wettern liegen soll.

An Flüssen fehlt es dem Lande nicht. Sie kommen aus den Cordilleras. Einige derselben sind Steppenflüsse. An Seen ist es reicher, als das westliche Chili, und der große See Guanakalhe sendet mehr, als einen Fluß ins Meer. Die Nordhälfte Cujos ist auch sehr morastig.

Ein den Palmen ähnlich seyn sollender Baum trägt eine Frucht, wie die Kokospalme, enthält aber inwendig nichts, als ungenießbare Samenkörner, aber die Häute des Baumes sind schätzbar. Die obersten sind dick, wie Segeltuch und die untern Häute werden immer feiner und endlich so fein, wie Kammertuch. — Die Luftblume, an Gestalt und Geruch der Lilie gleich, kommt von einer Schmarotzerpflanze und hält sich Monate lang frisch, wenn sie mit dem Stiel aufgehängt wird. — Doch es finden sich hier gewiß noch manche Merkwürdigkeiten, die uns aber noch Niemand beschrieben hat.

Die Gebirge können reiche Minen haben, sie sind aber noch nicht bearbeitet.

Das ganze Land ist in 14 Provinzen vertheilt, die von einem Generalgouverneur abhangen, der unter dem Vicekönig von Lima steht.

Es ist schon erwähnt, daß die hiesigen Ortschaften breite Straßen haben (die unter rechten Winkeln laufen) und die Häuser nur ein Stock halten.

Copiapo, auf der Südsee, steht auf einer reichen Goldmine und hat außer den Bergarbeitern nur 700 Einwohner. Die reichen Bleiminen im Süden derselben werden eben so wenig benutzt, als der Fuß hoch auf dem Boden liegende Salpeter. — Ihr Hafen ist gut.

Coquimbo, mit 2 Hafen, besteht aus elenden Lehmhütten, daher sie mehrmals von Engländern und andern Freibeutern geplündert und verwüstet werden konnte. In ihrer Nähe baut man Getreide, Wein und Oehl. Die Gruben von edeln Metallen, Quecksilber und Kupfer, welche sich hier finden, sind reich. Der Handel ist nicht unbedeutend und der Hafen wird von Peru aus fleißig besucht.

Valparaiso, ein großer volkreicher Flecken und der Haupthandelsplatz zwischen Chili und Peru. Die Festung, welche die Stadt schützen soll, mag im schlechten Zustande seyn. Eine erst neulich erbaute Chaussee führt von hier nach der gleich folgenden Hauptstadt, zwischen welchen beiden der Raum sehr schlecht angebauet ist Es ist eine mehrere Tagereisen lange wüste Ebene, ohne Baum und fast ohne Grün. Hier und da eine elende Lehmhütte mit dem schmutzigsten nothdürftigsten, aber immer doch aus Silber verfertigten Hausgeräth, deren Bewohner jedoch eben so gutartig als indolent sind

St. Jago (de Chili), in einem schönen wohlbebaueten Thale, ist eine ansehnliche, eben so gut gebauete, als mit 40,000 Einwohnern stark bevölkerte Stadt. Doch sind die Straßen enge. Aus dem Flusse Mapocho werden selbst die Gärten bewässert und die Kanäle, in welchen er durch die Straßen geleitet wird, befördern Reinlichkeit und Gesundheit. — Kathedralkirche, Klöster, Pallast der Audiencia, Bischof, Universität, mehrere Kollegien u. s. w., wie in andern spanisch-amerikanischen Städten. Der schöne Marktplatz hat eine Fontaine und das prächtige Münzhaus prägt jährlich über 1,200,000 Thaler.

Der Spanier ist hier weder so steif, noch so eifersüchtig, als in dem Mutterlande, der Luxus groß, das weibliche Geschlecht würde, ohne den argen Mißbrauch der Schminke, noch viel reizender seyn, und hat den Ruf einer allzugroßen Leichtfertigkeit. Selbst die Mönche sind wenig züchtig.

Conception, die wichtigste Stadt nach der vorigen, an einer großen Bai mit 10, oder 13,000 Einwohnern. Boden und Luft sind vortrefflich, nur haben die Erdbeben der Stadt schon zweimal den Untergang gebracht, daher man sie auf einem andern Platze gebauet hat.

Valdivia, die südlichste Stadt in Chili, liegt mitten im Lande der kühnen Arauker, daher mehrere Festungswerke angelegt und mit 100 Kanonen besetzt sind, auch stets ein erfahrner Militär als Gouverneur hier sich findet. Man sendet alle Verbrecher von Peru und Chili hierher zum Festungsbau. Der Einwohner sollen 2000 seyn.

Mehrere andere Städte wären überflüssig anzuführen, da man außer den Namen wenig oder gar nichts von ihnen weiß.

In Ost-Chili sind nur sehr wenige Ortschaften. Die Hauptstadt ist Mendoza, angeblich mit 6000 Einwohnern, in einer Ebene am Fuße der Andes. Ihr Handel mit Wein und Früchten nach Paraguay und die Nähe der großen Silbermine Uspallata machen sie bedeutend.

Die Inseln, welche zu Chili gehören,

machen gleichsam einen dritten natürlichen Theil des Landes.

Einige nördlich liegende Inseln sind unbewohnt und halten nicht über anderthalb Meile im Umfang.

Bedeutender sind die zwei

Juan Fernandez-Inseln, Tierra und Fuera.

Die erstere ist etwa drittehalb Meilen lang und ½ Meile breit und in der nördlichen Hälfte mit hohen, rauhen, aber doch bewachsenen Gebirgen versehen. *) Die Bäume stehen aber im lockern Boden so wenig fest, daß sie überaus leicht ausgerissen werden können. Dieser Theil hat klare Bäche, Ziegen, Hunde, die aber spanischen Ursprungs sind, einige Katzen und Ratten, mehrere Vögel, selbst Kolibris, herrliche Myrthenbäume, Palmenarten, Pimentopfeffer, duftende Blumen und wohlthätige Arzneikräuter. Das Gesäme von Küchengewächsen und die Pfirsichsteine, welche Anson auf dieser schönen, aber unbewohnten Insel säete, waren alle sehr gut gediehen. Der südliche Theil der Insel ist wild und rauh.

Die See rings umher hat einen reichen Ueberfluß an Geschöpfen; Seelöwen in 2 Arten, viele Arten Wallfische, Doraden, Seedrachen, Haie, Meerhechte und Stockfische, die bedeutende Handelsartikel ausmachen. Die letztern sind in eben so großer Menge, wie in Terre neue. Viele andere eßbare Fische, von welchen überhaupt das Meer um Chili wimmelt, erwähnen wir nicht. — Zu einer Station für Südseefahrer wäre diese Insel vortrefflich.

Die Insel Fuera oder Masa fuera hat noch wildere Gebirge, Waldungen, frisches Wasser und viel mehr Ziegen, und bietet Seefahrern einen trefflichen Ankerplatz dar.

Der Archipel von Chiloe und Chonos, südlich der vorigen, besteht aus einer Menge Inseln, die fast bis an die Magelhans-Straße hinablaufen. Man will an 82 Inseln rechnen, von welchen Chiloe die bedeutendste ist und 38 Meilen Länge bei 4 bis 10 Meilen

*) Es ist dieselbe Insel, wo Robinson Crusoe (Alexander Selkirk) zwar nicht Schiffbruch litt, aber doch von seinem Kapitän ausgesetzt wurde.

Breite halten soll. Sie ist fruchtbar, holzreich, hat bei vielem Regen doch ein angenehmes Klima und ist in den Produkten mit Chili gleich. Unter den 78 Ortschaften ist die Hafenstadt Chacao, der Sitz des Gouverneurs, und die Stadt Castro, der übrigen Regierung Aufenthalt und der vorzüglichste Handelsplatz des Archipels.

Die Eingebornen,

größtentheils noch unterjochte Bewohner Chilis, besitzen noch heutiges Tages das Meiste vom Lande.

Man nennt zwar an 20 oder 30 Stämme, aber wer kennt sie? Selbst 5 - 6 Hauptstämme, auf welche sie sich vielleicht zurückführen lassen, wer kann sie genau unterscheiden, zumal, da ihre Sprache einerlei ist?

Man nennt als Hauptvölkerschaften die Chilliquanes, Pehuenches (Pequenches), Puelches, Huilliches, Cunches (Huelcher, Cuencher), Araucos. Es sind größtentheils große, kräftige, wohlgebauete und gebildete Menschen. Doch gibt es auch unter den Araukern einen kleinern, aber sehr gedrängten Stamm. Die Gebirgsbewohner sind größer, als die in der Ebene wohnenden, halten im Mittel an 6 Fuß und haben einen starken Knochenbau.

Die Arauker, sie nennen sich selbst Mbuchen, die von Peru bis an die Magelhansstraße wohnen und sich in drei Stämme theilen, sind uns am meisten bekannt. Sie werden als tapfere, muthige, listige, aber auch gastfreie, edelmüthige und worthaltende Menschen beschrieben. Die Rache ist nebst der Leidenschaft sich zu berauschen, bei ihnen und bei den übrigen Nationen heimisch. Für Brantewein, den sie mehr lieben, als ihre Chika, versetzen sie Weib und Kind bei den Spaniern, und, wie der nördliche Amerikaner, begehn auch sie in der Trunkenheit Mord und Todtschlag. Der Brantewein wird sie am Ende dennoch in das Joch der Spanier bringen, zumal, da die Blattern auch unter ihnen fürchterlich gewüthet haben und so gescheuet werden,

daß man die damit Behafteten mitten in den Wüsten ihrem harten Schicksal überläßt.

Ihre Sprache scheint leicht und faßlich und überaus sinnreich. — Es ist nicht ausgemacht, ob sie ein allerhöchstes Wesen oder Seele des Himmels annehmen, von dem alle übrigen Geister, der gute und der böse, abhängen; aber gewiß ist es, daß sie nur bösen Gottheiten opfern, daß die Pillaus oder Seelen der Verstorbenen in gute und böse eingetheilt werden, zu welchen letztern die Seelen aller Spanier gehören. Beide Arten Seelen lebten in stetem Krieg mit einander, woher die Stürme und Gewitter entständen.

Die Zauberer stehen zwar in großem Ansehen, allein man richtet sie zuweilen hin, wenn sie vornehmen Kranken nicht wieder aufhelfen. Ein Kazike war an den Blattern gestorben, dafür ließ der Nachfolger alle Zauberer hinrichten.

Es gibt männliche und weibliche Zauberer. Es ist seltsam, daß die erstern sich weiblich kleiden und noch bemerkenswerther vielleicht, daß auch hier (wie in einigen Gegenden anderer Erdtheile) epileptische Personen, als von Natur zu Zauberern bestimmt, angesehen werden.

Sie haben eine Sage von einer großen Fluth, und retten sich bei starken Erdbeben auf die mit 3 Spitzen versehenen Gebirge, welche bei der starken Fluth verschont geblieben wären, wie ihre Sage vorgibt.

Den Todten werden Speisen, Chika und Hausgeräth um das Grab gestellt, die Leichname durch Weiber skeletirt und die Knochen in Särgen beerdigt. Einige Stämme mögen die Eingeweide verbrennen, und andere die skeletirten Knochen, die sie wieder zusammengefügt haben, in Gewölben beisetzen. — Die Nachrichten sind, aber vielleicht nur nach den Stäm-men, verschieden. — Zur Trauer schwarzen sie sich den Leib.

Das Gebiet dieser von der Provinz Arauco benannten Nation soll in vier Bezirke oder Distrikte getheilt seyn, deren jeden ein Toqui oder Oberhaupt regiert, welches ein

Beil von schwarzem Marmor zum Zeichen seiner hohen Würde führt. Die Unterkönige oder Ulmen der Distrikte sind dann diesem Oberkönig unterthan, und führen als Beamten- und Würdezeichen einen Stock mit silbernem Knopfe. Ihre Aemter sind erblich und fallen auf den Erstgebornen, wenn es ein Knabe ist und die Unterthanen wählen einen neuen Ulmen, wenn die Familie ausgestorben ist. Für wichtige Vorfälle hat man allgemeine Volksversammlungen, wo jeder Einzelne seine Meinung vorträgt. Diese heißen der große Rath.

Aus Prunk oder Spekulation wählt man wohl mehrere Frauen, nicht aus Wollust, wie denn überhaupt die ganze Nation sehr ehrbar und züchtig scheint.

Mord des Vaters (vielleicht in uralter Volkssitte und Nothwendigkeit begründet) und der Ehefrau bleiben straflos, da man ja nur sein eigenes Blut vergösse; hingegen werden Diebstahl und Ehebruch mit dem Tode gestraft.

Gibt es Krieg, so wird vom großen Rathe meistens aus einem der 4 Toquis ein Diktator erwählt. Doch fällt diese Würde oft auf einen viel Geringern, der sodann das marmorne Bei empfängt; ja, dem jeder Toqui Folge leisten und ihm, wie die Ulmen, nach Maaßgabe des Distrikts eine Anzahl Krieger stellen muß. Ein reitender Bote mit Quippu (Quippos?), die in kleinen rothen Stricken bestehen, sagt den Krieg an. (Denn Reiten ist allgemeine Sitte, seitdem die Spanier Pferde hierher brachten.) Die rothe Farbe bedeutet auch hier Krieg. Die Knoten der Stricke bedeuten Zeit und Stunde.

Die Waffen waren ehedem Bogen, Pfeil, Keule und eine Schleuder, die aber jetzt immer mehr dem Schießgewehre nachstehen. Trommeln und Flöten sind die musikalischen Kriegsinstrumente, und ein Rock und Haube aus starker Ochsenhaut die Kriegskleidung. Die Haube ist oft mit schönen Federn geschmückt.

Die Kunst einer regelmäßigen Schlachtordnung ist ihnen nicht fremd. Den rechten Flügel kommandirt der Ober-

feldherr, der Toquilieutnant den linken, die Infantrie bildet das Centrum und die Reiterei deckt die Flügel.

Seitdem sie Pferde und Rindvieh haben kennen gelernt, sind sie viel furchtbarer geworden. Sie machen Züge von hundert Meilen, um ihre Feinde zu überfallen, und haben von ihrem Rindvieh Nahrung, Schilder und Casquets.

Noch sind diese Stämme mächtig genug, und die in der Provinz Conception wohnenden sollen an 10,000 Krieger stellen können.

Auch bei ihnen ist es üblich, den Kriegsgefangenen zu opfern, welcher mit einem Keulenschlag getödtet wird, worauf man ihm das Herz ausreißt, wovon jeder Toqui das Blut aussaugt. Die gemeinen Krieger lösen indessen Arme und Beine ab, machen aus den Knochen derselben Kriegsflöten, stecken den Kopf auf eine Lanze und halten um denselben ihren Tanz, indem sie stets auf die Feinde schimpfen. Auf den Rumpf wird der Kopf eines weißen Widders gesetzt, wenn der Gefangene ein Indier, und, wenn er ein Spanier war, der Kopf eines schwarzen Widders. Dies gilt bei ihnen für die höchste Beschimpfung. Zuletzt räuchert der Toqui die vier Weltgegenden mit Taback, wobei er tausend Flüche gegen die Feinde hermurmelt.

Der Friede wird mit vielen Cerimonien geschlossen, wobei der Toqui eine feierliche bildreiche Rede hält, denn in Reden scheint auch dieses Volk den nordamerikanischen Nationen nichts nachzugeben.

Die hölzernen Hütten der Arauker sind mit Stroh gedeckt und haben keine Oeffnung, außer der mit einer Ochsenhaut bedeckten Thür. So viel Frauen der Hausherr hat, so viel Feuer brennen in der Hütte, denn jede kocht dem Herrn und Gemahl ein besonderes Gericht. — Schafpelze vertreten die Stellen der Betten, ein Paar Bänke und ein Tisch machen das Hausgeräth. Die Teller sind von Holz oder Thon, die Becher von Horn, die Löffel von Muschelschalen. Vornehme aber haben zur Bewirthung der Fremden Silbergeschirr.

Das Korn rösten und mahlen sie, kochen die Hülsenfrüchte, essen Kartoffeln und scheinen sich wenig aus Wild

und Fisch zu machen. Ist das vielleicht die Folge der Bekanntschaft mit Rindvieh, von welchem sie auf ihren Kriegszügen leben? — Sie sollen auf sehr weiten Zügen im Nothfall das Blut ihrer Pferde trinken, welchen sie zur Ader lassen.

Ein großes Gastmahl, bei welchem oft 300 Personen sich einfinden, wird um die Erntezeit gegeben. An Chika und Brantewein darf es dabei nicht fehlen. Ihre Gastfreiheit ist groß und Fremde können sich bei ihnen aufhalten, so lange es gefällt.

Um ihre Feldfrüchte gegen Feldmäuse zu schützen, fangen sie derselben viele und stecken sie in einen Sack, der zugebunden und auf eine Wiese hingetragen wird. Nun stellen sie sich einander in zwei Reihen gegenüber und die Ulmenes stehen zwischen den Reihen. Das Gesicht ist mit einer Larve, der Rücken mit einer Kuhhaut, bedeckt, an welcher klappernde Hölzer befestigt sind. Die beiden Reihen bewegen sich, die eine nach Osten hin, die andere nach Westen, wobei sie auf einander mit Erbitterung schimpfen. Sind sie dadurch recht aufgebracht, so entfernen sich die Ulmenen, worauf sich die andern nun nicht blos mit Schimpfen begnügen, sondern mit Stöcken zu Leibe gehen und bis aufs Blut so lange zerbläuen, bis die Ulmenen Frieden stiften, worauf denn die armen Mäuse mit Prügeln todtgeschlagen werden. — Durch diesen Gebrauch soll der Huecub oder böse Geist versöhnt werden, welcher die Mäuse und alles Ungeziefer schafft.

Der Poncho macht auch hier die Hauptbekleidung aus und wird von verschiedenen Farben getragen. Die Ulmenen tragen den Poncho von besserem Zeuge, aber auch Hüte oder Mützen mit Federbüschen, Sporen, führen messingene Steigbügel und haben Stäbe mit silbernen Knöpfen. Sie gehen größtentheils barfuß, wie die andern.

Die Frauen tragen ein langes, wollenes, ärmelloses Hemde, welches in der Mitte festgebunden wird. Ein kleiner Mantel, vorn mit breitem silbernem Schlosse befestigt, wird darüber geworfen. Das lange Haar wird in 6 Zöpfe

geflochten und hängt den Rücken herab, und der Kopf mit Liankos geschmückt — Steine, die dem Smaragd ähnlich sind, deren Vaterland aber Niemand kennt. Silberne Platten hängen sie in die Ohren, die Finger werden mit Ringen, Hals und Arme mit vielfarbigen Glaskugeln geschmückt. — Das Weib ist übrigens auch hier das Plagethier.

Das Baden ist bei beiden Geschlechtern häufig. Selbst das neugeborne Kind nimmt die Mutter mit ins Wasser.

Man hat Spiele und Tänze. Zu den erstern gehört, daß man einen in einen Kreis gestellten Knaben sich einander zu rauben sucht. Setzt dieses Spiel etwa eine Beziehung auf unnatürliche Liebe voraus? — Bei den Tänzen, wo jedes Geschlecht für sich tanzt, haben sie oft auch Gesang, doch wenn auch dieser fehlt, so darf doch das starke Getränk nicht fehlen, worin selbst die Frauen sich benippen.

Noch unbekannter, als die eingebornen Chilesen, sind die Guarpes, die Ureinwohner von Cujo, die auch eine ganz andere Sprache reden und lange, magere und bräunliche Menschen sind. — In ihrem Lande findet sich ein aufrechter, 150 Fuß hoher, 12 Fuß dicker Stein oder Säule mit vielen eingehauenen Zeichen und Buchstaben, die den chinesischen gleichen sollen.

VI.

Patagonien nebst dem Feuerlande und den Falklandsinseln.

Bedeutende Länder von vielleicht 20,000 Q. M. Flächeninhalt, von welchen Spanien auch that, als ob sie ihm unterworfen wären, wovon jedoch die Einwohner zum Glück nichts wissen.

Rauher und ämlicher wird in diesen südlichsten Ländern Amerikas die Natur, viel rauher, als unter gleichen Brei-

tengraden der Norden ist, welches man gewöhnlich und nicht unwahrscheinlich aus der Abwesenheit einer großen Ländermasse erklärt. — Cook konnte hier im höchsten Sommer nicht über den 72sten Breitengrad vordringen, wo ein unabsehliches Eiskontinent alles Weiterkommen unmöglich machte; ja, schon im 62sten Grade umringten ungeheure Eismassen die Schiffe, da man doch nach den nördlichen Polarländern bis zum 82sten Breitengrade hinkam. Und wenn, wie wir oben erzählt haben, in nördlicher Breite von 80 Gr. der heiße Sommer das Pech der Schiffe flüssig machte, steht hier im wärmsten Sommer der Thermometer unter dem 55sten Breitengrade nicht höher, als 5 Grad Fahrenheit. Bei Cooks erster Weltumseglung wären mitten im hiesigen besten Sommer beinahe die berühmten Banks und Solander mit mehrern Gefährten umgekommen. Sie waren bei gutem Wetter ausgegangen, und in wenigen Stunden trat ein frückterlicher Winter mit Schnee und gewaltiger Kälte ein. Wiewohl sie kaum ein Paar Stunden von dem Schiffe waren, kamen dennoch 2 Bedienten um, denn vor Kälte und Erstarrung und Schneefall waren sie nicht im Stande, den Rückweg nach dem Schiffe wieder anzutreten, ohne eine Nacht unter freiem Himmel bei mühsam unterhaltenem Feuer sich kläglich hingeholfen zu haben. — Je südlicher, desto trauriger das Klima, desto trüber der Himmel, desto nebelvoller die Küsten, desto gräßlicher die Stürme, desto lebloser die ganze Natur!

Die großen mächtigen Flüsse der vorigen Länder sind hier nicht mehr, und nur die nördlichsten Gegenden sind nicht flußarm; aber je weiter nach Süden zu, desto kleiner die Flüsse, unter welchen nur einige das Meer erreichen. Wir nennen nur den Huaranca Leuvu, oder rothen und schwarzen Fluß, in Patagonien, der über die Steppen dahin zieht und Moräste bildet, in welchen keine Schlange, kein Alligator, mehr lebt. — Die Südlichter werden immer häufiger, je weiter es nach Süden zu geht.

Ausläufer von den Cordilleras ziehen von Norden nach Südost; die wellenförmigen Flächen des Binnenlandes

sind übrigens nur durch kurze Bergketten, einzelne Hügel und Sümpfe unterbrochen. — Die Inseln der Magelhansstraße, die Falklandsinseln, das Feuerland, das Staateneiland und die übrigen umherzerstreuten Inseln liegen nur, wie die Splitter einer größern festen Landesmasse, da. Vom nordwestlichen Feuerlande an ist Alles in Inseln zertrümmert, die eigentlich bis zum Archipel von Chiloe hinauflaufen.

Im Innern des festen Landes gibts wenigstens eine große Sandwüste, das Teufelsland, welches die Indier sorgfältig vermeiden; mehrere Salzseen und salpeterreiche Flächen sind vorhanden.

Das wilde Hornvieh weidet in den Thälern in nicht unbeträchtlicher Menge, eine Art Stinkthier, eine Art reissender Thiere des Katzengeschlechts (der Puma?), ja selbst Guanakos bis zu den südlichsten Gegenden herab, finden sich noch, nebst Füchsen verschiedener Art und Hasen, und unter den Vögeln sind Rebhüner und Fasanen(?) und Strauße (ohne Zweifel nur in den nördlichern Gegenden), ja auch der Cuntur nebst Adlern und andern Raubvögeln, eine große Menge Seevögel und namentlich eine unglaubliche Menge Pinguins, vorhanden.

Das Pflanzenreich enthält wohl noch eher, als das Thierreich, manches uns noch unbekannte Erzeugniß. Der in Chili den Araukern heilige sogenannte Zimmtbaum erreicht hier nur 20 Fuß, da er in Chili 30 Fuß höher wird. Es ist ein Baum, der sich selbst im Feuerlande findet und dessen Rinde sehr gewürzhaft ist. Unter den Nadelhölzern findet sich eine Tanne, deren Holzlagen so liegen, daß sie mit Keilen nach ihren Schichten gespalten, glättere Bretter giebt, als man sie mit einer Säge nicht würde erlangt haben. Man sendet sowohl diese Tannen, als manche andere Fichtenart, in Flössen auf den Flüssen zum Schiffsbauholz nach der Bai St. Matthias. — Ueberhaupt mangelt es nicht an Waldungen, doch werden dieselben nach Süden zu immer dürftiger und kleiner.

Die Falklandsinseln,

oder Moluinen, östlich der Magelhansstraße, etwa in 60 Meilen Entfernung vom Continent, bestehen aus 2 großen und mehrern kleinen Inseln, die um die großen her liegen. Es sind zum Theil Inseln mit bloßen Sümpfen und nackten Gebirgen. Von Osten nach Westen zieht eine Gebirgskette durch die großen Inseln und das Klima ist nicht so sehr rauh, der Schnee liegt nicht lange auf den Ebenen und die Flüsse sind nicht lange gefroren; doch sind die Nebel zu häufig, als daß heitere und eigentlich warme Tage statt fänden, und der Wechsel der Witterung höchst unbeständig.

Es wächst hier sehr hohes Gras, mehrere Arten Haidekraut, eine Art wilder Sellerie und mehr als ein antiskorbutisches Kraut: Eine Rankenpflanze, dem Thymian ähnlich, gab einen aromatischen Thee. Am merkwürdigsten aber ist ein Gewächs, welches kleine grüne Hügel bildet von 6, ja mehr Fuß Durchmesser und auf einem 1 Fuß hohen Stiel ruhet. Die kleinen dreizackigen Blätter sind dicht aufeinander geschichtet und das Herz derselben, aber auch der Stiel und die Wurzel, schwitzen eine gummiartige Materie aus.

An vierfüßigen Thieren werden, außer den Mäuseschaaren eine Art Füchse von der Größe eines mittelmäßigen Bullenbeißers und auch Ziegen (Guanakos?) erwähnt. Aber wenn auch dies vielleicht die ganze Fauna des Landes ist, so ist, außer der Menge von Seevögeln, unter welchen die Pinguins in mehrern Arten und großen Schaaren, dagegen die See desto reicher an Seelöwen, Robben und Wallfischen u. a. m. Muscheln und Seeschnecken sind in Menge da, aber Schlangen und ähnliche Geschöpfe und giftige Insekten fehlen. — Nicht übersehen dürfen wir, daß einige Arten Landvögel häufig vorkommen, besonders eine Drosselart, die man dutzendweise mit Stöcken todtschlagen konnte.

Man hat einigemal Forts auf diesen Inseln anzulegen gesucht, jetzt aber sind sie unbewohnt.

Das Feuerland,

welches seinen Namen von den Feuern der Wilden führt, welche der erste Weltumsegler Magelhan darauf erblickte, ist die südlichste Inselgruppe dieses Erdtheils. Die östlichsten dieser Inseln sind klein und voller Sümpfe und Moräste. Mit der gegenüberliegenden Staateninsel bilden sie die Straße le Maire. Der äußerste Punkt derselben ist das Cap Horn, welches die Südseefahrer jetzt lieber umfahren, als daß sie durch die Straßen Magelhan oder le Maire ihren Weg nähmen.

Das Land ist mit hohen Gebirgen und fürchterlichen Klippen überdeckt, die mit dem Schnee, der immerdar auf ihnen liegt, Schauder erregen. Eben so wild und rauh ist Staatenland. In der Mitte des Landes, bis zu welcher Niemand vorgedrungen ist, raucht ein Vulkan.

Ob zwischen diesen Gebirgen die Thäler fruchtbarer sind — wer weiß das? Doch ist es wahrscheinlich. An den Nordküsten findet man keinen einzigen Grashalm; die Thäler sind mit Schnee ausgefüllt und auch der längste Sommertag ist nicht ohne Frost und Schnee; die Ost- und Westküste haben aber Gras und Baumwuchs und bringen auch Löffelkraut und wilden Sellerie. Unter vierfüßigen Thieren wird nur ein Hund (wahrscheinlich der vorher genannte Fuchs) angeführt. Landvögel trifft man wenig. Die See hat Seekälber und Seelöwen, viele Schaalthiere und ohne Zweifel vielerlei Fische.

Die Eingebornen

dieser Länder stehen in einem seltsamen Kontrast mit einander, denn der Patagone ist kolossalisch gebauet und der Feuerländer ist eine verkrüppelte Natur.

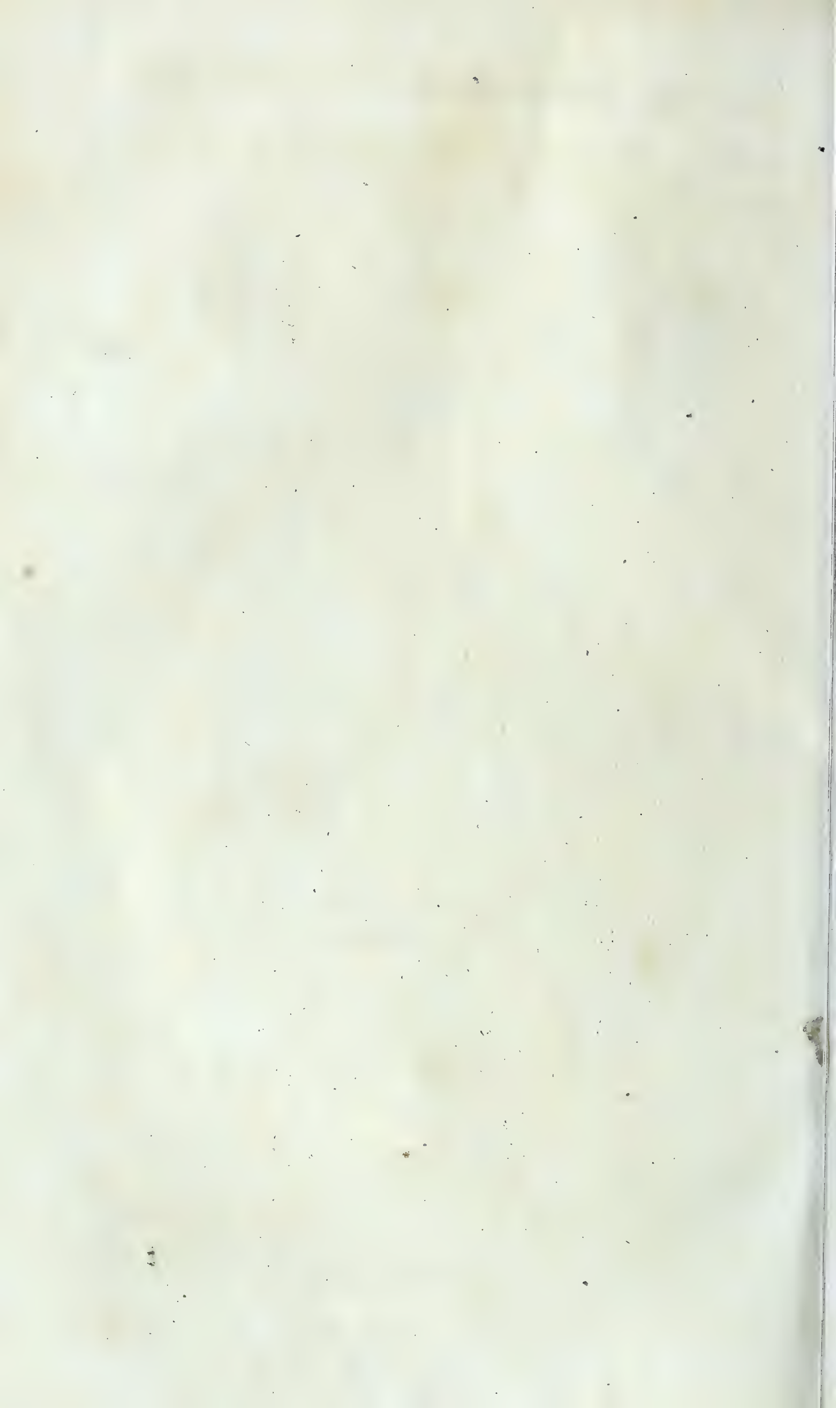
Die Patagonen bestehen aus mehrern Völkerschaften und Stämmen und selbst die Arauker und Abiponen ziehen noch in diesem Lande umher. Mit den Araukern stimmen in Sprache und Sitten die blos in Patagonien







Die Patagonier.



verweilenden Puelches und Cunches überein, und die kolossalen Huilichen, die von Valdivia bis an die Magelhansstraße wohnen, sind ihnen ähnlich in Beidem. (S. Chili.)

Das Volk, was wir unter dem Namen Patagonen meinen, sind die Tehuelhets (Serrauos), die sich wieder in verschiedene Stämme theilen. Sie wohnen in den gebirgigen und doch wasserarmen Gegenden zwischen dem 40sten und 50sten Breitengrade, ohne in einer Ortschaft zu verweilen und leben von Pferdefleisch, Guanakos, Hasen, Straußen; ja, sie verschmähen auch Ratten nicht, ohne gerade diese Speisen zu rösten oder zu braten.

Einige einzelne unter ihnen mögen an 7 Fuß hoch seyn, allein die mittlere Höhe ist noch nicht völlig 6 Fuß; dabei sind sie überaus breitschultrig, stark, muskulös und im wohlgefälligen Verhältniß gebaut. Die Farbe ist kupferbraun und das Haar am Barte sehr dünn. Die Weiber unterscheiden sich von den Männern nicht durch den Bau, sondern durch die hellere Farbe.

Ihre Wohnungen sind, wie bei den Araukern, leichte Binsenhütten, doch mögen sie vielleicht nicht ganz unbekannt mit Zelten seyn. Sie binden mit buntem wollenem Bande die Kopfhaare so, daß die Spitzen aufwärts stehen, tragen einen mit einem Gurt zusammengehaltenen, bis auf die Waden herabhangenden Mantel von Pferdehaut, oder von Fellen der Fischottern, Füchsen u. s. w. Die dauerhaftesten Mäntel aber sind aus Guanakosfellen. Auch das Haar dieses Thiers verstehen sie zu Kleidungsstücken zu verarbeiten und zu färben. Ein breites Leder, durchgezogen zwischen den Beinen und am Gurt befestigt, deckt die Mitte des Körpers; die Frauen haben aber statt dessen eine längere Schürze.

Zum Reiten aber nehmen sie ein Stück Haut oder Zeug, machen in der Mitte einen Schlitz, um den Kopf hindurch zu stecken. Dieses Zeug hängt nur vorn und hinten herab, und scheint ihnen, trotz des rauhen Klimas, der angemessenste Reithabit. Sie tragen dazu Halbstiefeln von Füllen-

häuten, die sie unaufgeschlitzt von den Lenden der Füllen abziehen und mit Fett weich machen. Ein spitzes Holz vertritt die Stelle der Sporen.

Die von den Spaniern eingetauschten blauen Glaskorallen putzen auf Schnuren gereiht Hals und Arme und kupferne zwei Zoll breite Ringe werden unter dem Knie getragen. Am meisten wird durch rothen und schwarzen Anstrich das Gesicht geputzt und um die Augen werden ein schwarzer und ein weißer Kreis gezogen.

Die Frauen sind in ihrer Tracht den Männern ähnlich, reißen aber die Haare der Augenbraunen aus, oder schwärzen dieselben, und haben auch sonst noch manche kleine Auszeichnungen. Zum Reiten setzen sie einen kleinen spitz zulaufenden Strohhut auf.

Von ihren Speisen ist bereits das Nöthige zuvor erwähnt: aber wir müssen hinzufügen, daß sie große Liebhaber von starken Getränken sind und wohl an viererlei Arten Chika bereiten, die aber ihnen nicht so wohl schmecken, als der Brantewein, wiewohl die eine Art Chika, bereitet aus den schwarzblauen büschelförmigen und Johannisbeerähnlichen Früchten eines Baums (Molie genannt) völlige Sinneslosigkeit auf einige Tage mit wildem, stierem Blick hervorbringt.

Oberhäupter scheinen sie allerdings zu haben, wenn man anders den glaubwürdigsten Nachrichten nicht mißtrauen will. Eins derselben hatte außer den gewöhnlichen Kleidungen noch eine Mütze aus der Haut eines Vogels mit hoch hervorragenden Federn.

Der Charakter dieser Menschen? Wer kennt ihn genug! Sie scheinen doch mehr gut, als böse, vielleicht, je nachdem man sie behandelte. Daß sie dem Verlangen, zu besitzen, was ihnen gefällt, nicht widerstehen konnten, haben sie mit fast allen Wilden und Kindern gemein.

Dem Commodore Biron kam ein alter, überaus grosser Mann entgegen. Seine Landsleute, einige Hunderte etwa, hielten sich in Entfernung. Sie fanden an Glaskorallen und an grünen Bandstückchen einen großen Gefallen.

Sie hatten sich auf ein Zeichen Alle niedergesetzt und mehrere Alte sangen sodann Worte in feierlicher Melodie ab. — Andern Reisenden boten sie Waffen und Kleider zu Gegengeschenken an und verkauften ihnen auch Pferde. Wieder andere sagen, sie hätten sehr listig und verwegen geschienen. Sie wären (natürlich!) eher geneigt gewesen, zu nehmen, als zu geben. Einige sagen, ihre Frauen wären keusch und treu; Andere aber, die Männer hätten ihre Frauen selbst dargeboten. Auch dann wäre wohl noch Alles begreiflich, wenn auch nicht von verschiedenen Stämmen die Rede wäre. — Aber Falkoner, der seines langen Aufenthalts wegen diese Menschen wohl am besten kennen mußte, gibt den Tehuelhets eben kein gutes Zeugniß. Sie schweiften, sagt er, gern umher, selbst bei hohem Alter und Blindheit und wären die unruhigsten und entschiedensten Räuber, herzhaft und kriegerisch und ohne Todesfurcht und daher den Araukern, wie den Spaniern furchtbar, nicht eben so genau es mit ihrem Worte nehmend, aber übrigens höflich, artig u. s. w.

Mit Kugelschleudern, mit welchen sie Steine schleudern, auf 400 Schritte tödten und selbst der spanischen Kavallerie furchtbar werden, erlegen sie auch die Jagdthiere. Auch führen sie Lanzen, Keulen, Bogen und Pfeile, welche sie zuweilen dergestalt vergiften sollen, daß der damit Getroffene sich in einigen Monaten bis zum Gerippe abzehrt.

Ihre Vorstellungen vom Entstehen der Dinge und von einem künftigen Leben bezeugen ihre religiösen Begriffe.

Die guten Gottheiten, sagen sie, wohnten in Höhlen und hätten zuerst die Patagonen mit Speeren, Bogen und Pfeilen und Wurfriemen (Steinschleudern) erschaffen, dann die Spanier mit Flinte und Degen.

Nach der Schöpfung der Thiere machten sich die schnelsten zuerst auf und kamen aus den Höhlen heraus. Zuletzt hätten die Bullen und Kühe herausgewollt, aber die Tehuelhets erschraken vor ihren Hörnern und wälzten große Steine vor die Höhlen. Die Spanier waren klüger, und ließen diese Thiere heraus, daß also die Patagonen dieselben erst von

den Spaniern bekommen konnten. Wollten indessen sie nur ihre versperrten Höhlen öffnen, würden viele neue Thiere herauskommen.

Sie hoffen, nach ihrem Tode in diese Höhlen zurückzukehren, nehmen aber (wahrscheinlich andere Stämme) an, daß die Milchstraße ein großes Feld sey, auf welchem ihre Vorfahren Strauße jagen, und die zwei am dortigen Himmel befindlichen Wölkchen seyen Haufen von Straußenfedern.

Ihre Todtencerimonien beweisen den Glauben an ein Fortleben. — Bei verschiedenen Stämmen werden die Leichname von Frauen zu der Beerdigung erst vorbereitet. Ein Weib nimmt dem Verstorbenen erst die Eingeweide aus und verbrennt sie. Dann wird das von dem Fleisch durch Abschaben befreite Knochengerippe noch in die Erde gegraben, damit die Würmer die kleinen Fleischüberbleibsel noch vollends abfressen. (Andere lassen die Knochen auf Schilfhürden an der Sonne recht trocknen und bleichen.)

Innerhalb eines Jahrs müssen die Knochen an einen allgemeinen Begräbnißplatz gebracht werden. Sie beklagen die Todten, gehen während des Knochenschälens um die Hütte des Verstorbenen mit schwarzrußigem Gesicht; die Frauen ritzen sich Busen und Gesicht blutig und die Männer schlagen mit langen Stangen auf die Erde, um die bösen Geister oder Vellichus zu verscheuchen. Einige gehen klagend, heulend, mit zerkratztem Schenkel in des Verstorbenen Wohnung, ihr Beileid zu bezeugen, wofür sie Glaskorallen u. s. w. erhalten müssen. Mehrere Pferde desselben müssen getödtet werden und seine Wittwe muß ein Jahr lang in der Hütte bleiben, darf das berußte Gesicht und die Hände nicht waschen und manche Arten Fleisch nicht essen. Die Gebeine des Todten werden zu seiner Zeit von dem ehemaligen sehr geputzten Lieblingspferde an den oft viele Tagereisen weit entfernten Begräbnißort gebracht, wo man dann noch manche uns unbekannte Zerimonien vornimmt.





Darmstädt sc.

Die Feuerländer

Man spricht von Todtenhügeln, auf welchen sie die Waffen und Pferdeskelette der Verstorbenen aufstellten. Eine ganze nicht unbedeutende Ebene war mit solchen Begräbnissen besetzt.

Einige Stämme sollen große Gewölbe haben. Die Gebeine der Todten werden an einander gebunden, mit Federbüschen (und Knöpfen) geschmückt, ordentlich bekleidet und dann nach der Reihe hingestellt, Bogen, Pfeile und Trinkgefäße in der Hand haltend. Eine alte in sehr großem Ansehen stehende Frau muß jährlich einmal diese Skelette säubern und ausbessern. — Die südlichen Patagonen bringen die Gebeine weit von ihren Hütten fort, stellen sie in Zelten und Hütten auf und die Gerippe ihrer Pferde um dieselben her.

Ein hohes mächtiges Wesen — es ergibt sich schon aus dem Vorigen — scheinen sie nach noch andern Aeußerungen allerdings zu verehren.

Fast nichts weiter wissen wir von diesen Völkerschaften. — Nur ist noch das ausdrücklich anzuführen, daß sie, Mann und Weib, größtentheils auf ihren Pferden reisen und leben und ihre Kinder sehr lieben.

Manche andere Nationen in ihrer Nähe kennen wir, außer dem Namen nach, gar nicht.

Die Feuerländer

finden sich sowohl an den südlichsten Spitzen Patagoniens, als in dem beschriebenen Feuerlande und also an beiden Seiten der Magelhansstraße.

Welche dürftige Menschen hier leben, ist schon gesagt. Es ist, sagen die Weltumsegler, eine kleine, häßliche, halbverhungerte Menschenrace, die, statt daß alle übrigen die Schiffenden mit lauter Freude begrüßten, dicht am Schiffe noch ein tiefes Stillschweigen beobachteten, und von denen man außer dem Worte Pescheräh, weshalb man sie Pescherähs genannt hat, kaum noch zwei oder drei Worte zu hören bekam.

Es waren olivenbraune Dickköpfe mit breiten Gesichtern, platter Nase und stark hervortretenden Backenknochen. Die Augen braun, das Haar schwarz und mit Thran eingeschmiert und wild und zottig um den Kopf herum hangend. Von der Nase floß in das offne garstige Maul der widrige Nasensaft und das Kinn war mit einzelnen Borsten besetzt. Diese Menschen waren breit geschultert und gebrüstet, aber am Untertheil des Körpers ganz eingeschrumpft, die Knie zu stark und die dünnen Beine krumm. Ein Seehundsfell mit einer Schnur um den Hals befestigt, war die einzige Bekleidung der Männer und Weiber, die von Schaam nichts wußten. Doch hatten diese armseligen Menschen noch Zierrath und Putz, und ihre olivenbraune, kupferfarbige Haut war mit rothen und weißen Streifen bemalt. Einige Weiber hatten noch einen spannengroßen Schurz vor der Mitte des Leibes, am Halse ein ledernes Muschelband und trugen eine Mütze von Gänsefedern. Die völlig nackten Kinder froren beim Feuer beständig.

Sie schienen völlig ohne alle Neugierde, selbst ohne Begierde nach etwas, gaben ohne alle Vorliebe ihre Kleidungsstücke hin und nahmen ohne Freude Glas, Korallen u. s. w., sahen auch auf den Schiffen Alles stumpfsinnig an.

Doch manche Pescherähs (andere Stämme oder Familien) waren weder so garstig gebildet, noch so stumpfsinnig, tanzten und sangen am Bord der Schiffe, schienen ein Paar Worte mehr zu sprechen, hatten Vorliebe zu den Korallen und bezeigten beim Anblick europäischer Kleider und Spiegel ihre Verwunderung. Als sie zum erstenmal in einen Spiegel sahen, fuhren sie betreten zurück, sahen die Engländer und sahen sich unter einander an, thaten einen zweiten, gleichsam verstohlnen Blick in den Spiegel, lächelten nachmals, und da sie vom Bilde im Spiegel wieder angelächelt wurden, freueten sie sich und brachen in ein lautes heftiges Gelächter aus. Sie sahen aber auch, wie andere Wilde, neugierig hinter den Spiegel.

Ihre Nahrung war verfaultes Seehundsfleisch, am meisten aber wohl Schaalthiere, die die Weiber von Felsen mit

Stöcken ablösen, oder in geflochtenen Körben fischen. Die Weiber müssen auch die aus Borke gemachten Kanots rudern.

Man sieht hieraus, daß diese Menschen so gar dumm doch nicht sind. Auch ihre Waffen, Bogen und Pfeile sind sehr nett und glatt gearbeitet und die mit Federn besetzten und mit Krystall oder Schieferspitzen bewaffneten Pfeile sind sorgfältig gearbeitet. Die Lanzen haben Spitzen von Fischknochen mit Widerhaken.

Alles nur genießbar Scheinende aßen sie. — Ein Kind hatte ein Stück Glas verschluckt, das ihm unvorsichtig ein Franzose gegeben hatte, und starb unter grausamen Schmerzen. Der Zauberer (also doch Zauberer unter diesem so blödsinnigen Volke?) hatte sich das Haar bepudert und es mit einer Federmütze bedeckt, konnte aber mit allen seinen Grimassen das Kind eben so wenig retten, als der französische Schiffsarzt. Mit wildem Geheule verließen nun die Pescherähs die so gefährlichen Fremden. Man sieht hieraus, ob diese als so roh verschrieene Menschen ohne Gefühl waren.

Die Feuerländer scheinen umherstreifende Völkerschaften, denn man trifft sie bald an der östlichen, bald an der westlichen Küste des Feuerlandes, wohin sie sowohl in Flößen, als in Kanots, fahren; dennoch haben sie (es möge es sich Jeder auf seine eigene Weise vereinigen) festere Sitze oder Ortschaften. Cook fand auf dem westlichen Feuerlande ein Dorf von 14 Hütten. Die Hütte machten ein Paar gegen einander gebogene Stangen und sie hatte die Gestalt eines Bienenkorbes. Die Wetterseite war mit Gras, Zweigen, Seehunds- und Guanakosfellen (also auch hier noch Guanakos) bedeckt, die entgegengesetzte Seite (Leeseite) hatte statt der Thür eine bogenförmige Oeffnung, und hier brannte das Feuer, um welches zitternd die Familie mitten im Sommer umhersaß. (Die Leute scheinen also an unsere Abhärtungsmethode nicht zu glauben; denn sie zitterten dennoch und waren der Kälte gewohnt!) Diese

Dorfschaft enthielt etwa 50 Menschen und der Geruch derselben war nicht auszustehen.

VII.

Westindien.

Diese große Inselwelt, deren Eilande noch nicht genau gezählt sind und sich von Ost nach West 300 Meilen lang erstrecken, liegen unserm Erdtheil so nahe, daß die Fahrt dahin auf einem Post- oder Jagdschiffe bei günstigem Wind in 14-20 Tagen zurückgelegt seyn kann.

Man nimmt diese Inseln für die Ueberbleibsel eines festen Landes, die einem zerstörenden, mächtigen, von Südost nach Nordwest gehenden Strome allein Trotz zu bieten und zu bestehen im Stande waren.

Der Seefahrer hat auf der Reise hierher sowohl den gewaltigen, durch seine größere Wärme und schöne blaue Farbe kenntlichen Golphstrom zu vermeiden *), der 400 Meilen von Florida an bis gegen Europas Grenzen hinströmt, als auch die Untiefen und verborgenen Klippen. Aber bei heiterer Witterung ergötzt sich sein Auge an der spiegelhellen, selbst (gegen alle sonstigen Annahmen) dennoch bis 60 Fuß tief durchsichtigen Fluth. Zwischen den eng zusammenliegenden kleinen und zunächst um die größern Eilande, ist es, als führe man über unterirdische Gärten. Das Boot scheint in der reinen Fluth, wie in der Luft zu hangen, und der nicht daran Gewöhnte fängt an zu schwindeln. Man sieht im Meeresgrund tausendfältiges Gewürm, Seevögel, Seesterne, Schnecken, Fische mit den prächtigsten und verschiedenartigsten Farben, Wälder von Seepflanzen,

*) Dieser Strom hört zwar auf, über Terre neuve hinaus bemerklich zu seyn, ist aber in der That noch vorhanden, denn er treibt zuweilen amerikanische Pflanzen und Thiere bis nach Schottland zu.

Schwammgewächse, Korallen u. s. w., die dem Auge um so viel näher scheinen, daß man oft mit der Hand glaubt ergreifen zu können, was über 10 Fuß unter dem Wasser ist.

Wie in allen Tropenländern, sind auch hier nur der Jahreszeiten zwei, die nasse Jahreszeit, oder der Winter, vom April bis zum November, wo die senkrecht stehende Sonne eine ungeheure Ausdünstung des Meeres bewirkt, die sich in Wolken zusammenballt und in Regenaüssen so gewaltig herabstürzt, daß einiger Orten in einer Woche mehr Wasser fällt, als bei uns in einem Jahre. In dieser Zeit erhebt sich aber das allgemeine Leben; die Pflanzen treiben, die herrlichsten Blüthen düften, die Thiere paaren, Schaalfische und Gewürme häuten sich und die Fische steigen in die Flüsse hinauf. — Alles droht bei der Feuchtigkeit in Fäulniß zu gehen; Eisen rostet in einem Tage, Fleisch verdirbt in wenigen Stunden und selbst Eichenholz dauert nur halb so lange, als anderswo. Der gesammte Wasserfall steigt auf einigen Inseln auf 80 Zoll.

Der Sommer wird in seiner Glut von den Seewinden gekühlt und ist einige Monate so heiter, daß man bei den Mondsvierteln lesen kann, daß die Venus wie ein kleiner Mond strahlt und die Milchstraße mit außerordentlichem Glanz leuchtet. Große Schaaren Leuchtfliegen vermehren noch des Schauspiels Pracht.

Aber die Nächte, in welchen die Dünste wie Reif herabfallen, sind kalt. Im August wird die Hitze drückend, Wolken thürmen sich auf und späterhin umhüllen sie die höhern Gebirge, der Donner bricht mit lautem Brüllen los und die Nächte sind von tausendfachen Blitzen erleuchtet.

Die Gewalt der hiesigen Orkane, mit Regenfluthen, schrecklichen Gewittern, ja selbst mit Erdbeben, vergesellschaftet, übersteigt jede Schilderung. Die stärksten Bäume werden ausgewurzelt, oder wie ein Strohhalm zerknickt, Kirchen, Häuser und Plantagen umgeworfen und verwüstet, der Sand erhebt sich, wie Wellen des Meeres, die

der Sturm peitscht. Bei einem solchen Orkan auf Jamaika verschwanden auf einmal 10,000 Morgen (Acres) Land, in dreihundert entstandenen Schlünden sanken mehrere Menschen hinab, einzelne Berge stürzten zusammen, zwei andere wurden dagegen plötzlich zusammengeschoben und mit einander vereinigt und von einem zersplitterten Gebirge hüpfte gleichsam ein Theil beinahe eine halbe Stunde weit fort und bedeckte eine Pflanzung mit 19 Menschen. Ein Kriegsschiff wurde durch die Wuth des empörten Windes und Meeres über die Gipfel der Häuser hingeschleudert und — wie wunderbar! — ohne daß ein Mensch darin beschädigt wurde. Im Ganzen waren aber 13,000 Menschen umgekommen.

Die Erzeugnisse dieser Inselwelt können im Allgemeinen keine andere seyn, als die bei darüber und darunter liegenden nördlichen und südlichen Theilen des Continents bereits beschrieben sind.

Gold, Silber und Kupfer, vielleicht auch Eisen, mögen die Gebirge wohl verbergen und sollen ehedem häufig gewesen seyn, wird aber nicht darauf gebauet.

Die Pflanzenwelt ist am reichsten und hat Mahagony, Kalebassen, Sandel, Terpentin, Trak (Thik), Eisenholz und andere Bäume, nebst manchen uns wohl noch nicht bekannten Bäumen und Pflanzen, zumal, da das Innere der größern Inseln uns ebenfalls noch nicht bekannt ist. Der Zimmtbaum und die Gewürznägelein, von den Molucken hierher gebracht, und der Brodbaum, aus der Südsee durch Blighs ruhmwürdige Bemühungen herbeigeschafft, sollen, wo sie gepflanzt sind, (die erstern in Martinique, der letztere in Jamaika) erwünscht gedeihen. — Der Kaffeebaum, von Ostindien hierher gebracht, macht nebst Baumwolle, Indigo, Taback, Zukkerrohr und Roucou, dessen Farbestoff aus den Samenkörnern des Orleansbaums gewonnen wird, das Hauptgeschäft der Pflanzungen und den Hauptreichthum der europäischen Kolonien. Uebrigens findet sich der Talgbaum Chinas und der echte arabische Gummibaum (wie am Senegal),

nebst Ingwer, Sassaparille, Mais, Cassave, Yams, Ananas u. s. w. Die hierher gebrachten Orangenbäume sind gut gediehen. — Eine Wohlthat für so viele, der Flüsse und Quellen völlig ermangelnde Gegenden sind mehrere mit schlauchartigen Blättern versehene Pflanzen (Tillandsien). Ein Blatt bewahrt oft ein Quart Regenwasser eine lange Zeit frisch.

Die vierfüßigen Thiere — die europäischen Hausthiere nicht mit einbegriffen, die hier sehr gut fortgekommen und da und dort wild geworden sind — mag es kaum 8 Arten geben, worunter der Waschbär oder Raton und eine Moschusratte die größesten und unsere europäischen Ratten für die Zuckerpflanzungen die verderblichsten sind. — Desto zahlreicher sind die Vögelarten, die Papagaien mit ihren Mannichfaltigkeiten, die Tauben, Kolibris, Flamingos oder Flamants, und die Schaaren von Seevögeln. Schildkröten sind in unglaublicher Zahl vorhanden, so wie es denn auch schöngefärbte bunte Schlangen und Eidechsen (die aber hier größtentheils unschädlich seyn sollen) und an vielen andern Amphibien, Insekten u. s. w. großen Ueberfluß gibt.

Wie beträchtlich diese Inseln für Europa sind (gewesen sind, wird man vielleicht bald sagen müssen), ergibt sich aus folgenden Einzelnheiten.

Die brittischen Inseln führten 1788 fast 42 Millionen Thaler Werth aus, worunter der Zucker allein an 20 Millionen betrug. Zur Produktion dieser Waaren arbeiteten 455,000 Neger (65,000 Weiße nicht gerechnet, da sie nicht arbeiten, sondern nur anstellen). Ueberdies wurden dadurch 1800 Schiffe mit 21,000 Matrosen beschäftigt.

Frankreich gewann in seinen Kolonien kurz vor der Revolution über 46 Millionen Thaler, wovon Zucker und Kaffee *) allein über 33 Millionen und die Baumwolle über 6 Millionen Thaler gab.

*) Man erwäge, was in den angegebenen Zeitpunkten ein Pfund Zucker oder Kaffee bei uns galt, um die Masse der Produktion zu schätzen.

Dänemark erhielt allein von St. Croix an Zucker über 1 Million Thaler.

Die holländischen Inseln St. Eustach und Curaçao producirten an 5 Millionen Gulden an Zucker, Kaffee, Baumwolle, Cacao; Taback, Indigo u. s. w. nicht mit gerechnet.

Wie viel hätte das spanische Cuba, diese größeste, von der Natur so reich begabte Insel, seyn können, wäre sie wie Jamaika bearbeitet worden!

Wir gehen zu dem Einzelnen über.

Die große Inselwelt wird in mehrere Inselgruppen getheilt. Das Wichtigste von denselben findet hier seinen Platz.

I.

Die großen Antillen.

Cuba.

Die größte unter allen Inseln Westindiens, von 130 bis 140 Meilen Länge, bei 14 Meilen (Andere sprechen unwahrscheinlich von 30 bis 50 Meilen) Breite, mit etwa 280,000 Einwohner, worunter höchstens 44 000 Weiße. Nach Andern soll sie 1796 an 500,000, ja sogar 700,000 Einwohner gehabt haben.

Gebirge durchziehen das Land von Ost nach West und geben mehrern kleinen Flüssen von kurzem Lauf ihre Quellen. Der Boden ist herrlich und trägt Alles zusammen, was einzeln die übrigen Antillen erzeugen; Cedern, Eichen, Tannen, Mahagony, Palmen, Kokos und Cacao, Bananen, Limonien u. s. w.

Hornvieh läuft in wilden Heerden herum. Bienen sind erst vor 48 Jahren aus Florida hergebracht, haben sich aber unglaublich vermehrt und geben reiche Ausbeute an Honig und Wachs. Vormals soll die Insel Goldmi-

nen gehabt haben, und auch noch jetzt wird viel Gold in den Flüssen gefunden.

Havana, die jetzige Hauptstadt und der Sitz des Gouvernements ist artig und reinlich gebauet und hält in 2000 Häusern 25,000 Einwohner, worunter ohne Zweifel die 3000 Mann Besatzung nebst 1600 Mann Landmiliz mit begriffen sind. — Es herrscht hier, wie in den übrigen spanischamerikanischen Städten, viel Aufwand und reiche Kirchenpracht.

Höchst bedeutend ist der Hafen, der für 2000 Schiffe Raum und volle Sicherheit gegen den Wind, aber auch Tiefe genug hat, um beinahe dicht am User zu ankern. Der schmale, durch 2 gegenüberliegende Forts gedeckte Eingang des Hafens hat nur für ein Schiff Platz. Alle mit Mexikos Reichthümern nach Spanien zurückkehrenden Schiffe halten hier ihren Sammelplatz und gaben zu einer großen Messe den Anlaß.

Unter den übrigen Städten hat Bajamo 12,000 Einwohner und Guanavaco eben so viel; Porto del Principe soll sogar 30,000 und einige andere 5, 6 und 7000 Einwohner haben. Mehrere dieser Orte sind mit Forts versehen.

Jamaika,

bekanntlich eine brittische Besitzung, mag etwas mehr als 300 Quadratmeilen enthalten und darauf an 4 Millionen und 80,000 Morgen (Acres) Land, wovon am Ende des vorigen Jahrhunderts nur 1,740,000 Morgen bebauet waren. Sie hatte 1791 291,000 Einwohner, worunter 250,000 Sklaven, unter welchen 140,000 blos mit dem Anbau der Zuckerplantagen, 21,000 aber mit Kaffeepflanzungen beschäftigt waren. Im J. 1797 soll sie 320,000 Einwohner gehabt haben.

Von Ost nach West ziehen die blauen Gebirge, von welchen viele kleine Flüsse häufig in beträchtlichen Kaskaden herabstürzen. Einige derselben fließen eine Strecke lang unter der Erde fort. — Aus dem See Riotto wird Salz bereitet.

Die Südseite hat viele Savannen. Die Luft ist nicht gesund und würde es vielleicht noch weniger seyn, gäbe es nicht so viele Stürme.

Unter den Gewächsen nennen wir nur den Seifenbaum, dessen Beeren statt Seife dienen, den Zimmtbaum (erst seit

1782), den Kokosbaum, den Mangrorebaum und den Pimentopfeffer (neue Würze oder allerlei Würze). — Insekten in Schaaren machen das Leben schwer.

Kingston ist die Hauptstadt mit 2000 H. und 14,000 E., worunter nur 3000 Weiße. Die Häuser haben des Luftzugs wegen viele Thüren und Fenster.

Port royal hat, seitdem sie durch Erdbeben und Orkane mehrmals verwüstet ist, nur noch 200 Häuser. Ihr Hafen hat Platz und Sicherheit für 1000 Schiffe.

Spanisch Town 900 H., 3000 E.

Die Regierung dieser Insel ist der des Mutterlandes ziemlich ähnlich.

Von den Maronnegern s. nachher.

Domingo oder Hayti

hat ihren uralten Namen Hayti in den neuesten revolutionären Zeitereignissen nach 1791 wieder angenommen und ist aus einer französischen Kolonie ein Negernstaat geworden. Sie ist an 90 Meilen lang und an 30 Meilen breit. Der Flächenraum wird über 1400 Q. M. angegeben. Die Bevölkerung bestand 1795 aus 42,000 Weißen, 34,000 farbigen freien Leuten und 600,000 Negern.

Die Insel ist sehr gebirgig, aber die Gebirge sind nicht rauh und wild und laufen in fruchtbare Ebenen aus, welchen sie selbst befahrbare Flüsse und viele Bäche zusenden. Seewinde kühlen das heiße Klima, aber die Feuchtigkeit der Luft ist groß und Stürme und Erdbeben nicht selten.

Ein großer unbebaueter Theil der Insel gibt den wilden Heerden des Hornviehes seinen weidereichen Aufenthalt. Sonst wurden diese Thiere zu Tausenden, blos der Häute wegen, erlegt.

Der Boden, der freilich auch sandige und morastige Gegenden hat, ist so vorzüglich, daß der ehemalige französische Antheil an der Insel (vor dem Baseler Frieden 1794), der noch kein Drittheil des Ganzen betrug, doch mehr als Jamaika producirte und allein 163 Mill. Pfund Zucker, 68 Mill. Pfd. Kaffee, 6 Mill. Pfd. Baumwolle und fast

1 Mill. Pfd. Indigo lieferte. Der Totalwerth der gesammten Produktion betrug an 32 Mill. Thaler. Bei dieser Güte des Bodens ist der Baumwuchs hier üppiger, als auf den übrigen Antillen. — Die Bergwerke sollen ehedem über eine halbe Million Thaler eingebracht haben.

St. Domingo hatte zwei Universitäten und herrliche Kirchen und Gebäude. Der Hafen ist trefflich.

Port au Prince (Port republicain) mit (sonst) fast 3000 weißen Einwohnern, soll der gesundeste Ort der Insel seyn. Die von den Hügeln kommenden Bäche geben dennoch kein gesundes Trinkwasser, welches man deshalb weit herholt.

Cap François mit 8000 Einwohner, in einer schönen, aber ungesunden Gegend. Die Franzosen mußten sich hier 1803 an die Negern (und Engländer) ergeben und die Insel war für diese Nation verloren.

Porto Rico.

Eine überaus fruchtbare, etwa 20 Meilen lange und 8 Meilen breite Insel, welche aber die Spanier auch nicht recht benutzten. Besonders häufig wächst hier der überaus giftige Manchinellbaum und wird einer Eiche groß.

Die Stadt Porto Rico hat einen vortrefflichen Hafen und trieb mit Engländern und Franzosen einen beträchtlichen Schleichhandel.

II.

Die kleinen Antillen.

Dieser Gesammtname befaßt alle Inseln des gesammten Archipels, außer den vier aufgeführten. Man theilt dieselben am gewöhnlichsten in die karaibischen oder Zuckerinseln und in die Lukaien oder Bahamainseln. Die Seefahrer haben für die erstern auch noch die Abtheilungen in die Inseln unter dem Winde (Windwardsinseln) und Inseln im Winde (Leewardsinseln), es rechnen aber nicht alle Nationen dieselben Inseln zu derselben Abtheilung.

1) Die Bahamainseln nebst den Bermudasinseln.

Man rechnet, daß nur 7 der Bahamainseln bewohnt sind, wiewohl die Zahl aller an einige Hundert hinauf laufen kann. — Der Boden derselben ist sehr felsig. Man kann zu allen Jahrszeiten säen und erndten.

Die Produkte sind mit denen der größern Antillen größtentheils gleich. Salz bereitet die Natur selbst, wenn in der trocknen Jahrszeit Seen und Pfützen verdampfen. Unter den Bäumen findet sich ein sogenannter indischer Feigenbaum, der ungeheuer groß werden soll, der Pisang und herrliche Cedern zum Schiffsbau. Lianen sind überaus häufig. An einheimischen vierfüßigen Thieren findet man nur den Waschbär und das amerikanische Murmelthier. — Der Hauptausfuhrartikel bestand in 3000 Centnern Baumwolle. Alle 7 Inseln hatten 1773 nur 4240 Einwohner, worunter 2000 Weiße waren.

Die Bahamainsel soll 16 Q. M. enthalten und wird blos zum türkischen Weitzenbau benutzt.

Abaco oder Lucayo hält an 5 Q. M. und hat 2 Ortschaften.

Auf der 8 Q. M. haltenden Providence ist das Fort Nassau der Hauptort, wo der brittische Gouverneur sämmtlicher Bahamas seinen Sitz hat.

Die Bermudasinseln,

oder Sommersinseln gehören kaum zu Westindien, denn sie liegen außerhalb dieser Inselgruppe, sehr viel nördlicher. Indessen müssen sie irgendwo eine Stelle haben.

Man rechnet die Zahl derselben an 100, aber kaum 8 sind darunter bemerkenswerth. Sie sind alle im brittischen Besitz.

Die Luft ist angenehm und gesund, daher sich Kranke von andern Kolonien hierher begeben; allein es fehlt an Quellwasser und man sammelt deshalb das Regenwasser in Cisternen.

Außer einer Art wilder Palmen, deren Früchte sehr angenehm sind, ist kostbares Cedernholz vorhanden, welches die dauerhaftesten Schiffe gibt. Den größten Theil des ur-

baren Landes (1300 Morgen) bepflanzt man mit diesen Bäumen.

Seehandel und Fischerei sind die Hauptbeschäftigungen. Die Zahl sämmtlicher in 9 Kirchspiele vertheilter Einwohner betrug 1792 an 10,400, worunter fast die Hälfte Neger waren.

Auf der Insel St. Georg, die gleichsam aus einer zusammenhangenden Dorfschaft besteht, ist Georgetown der Hauptsitz des Gouverneurs sämmtlicher Inseln.

2) Die karaibischen Eilande.

Die Jungferninseln,

worunter St. Thomas, St. Jean und St. Croix den Dänen gehörten (jetzt von den Engländern genommen).

Die erstere hat auf 4 Q. M. eine Bevölkerung von mehr als 5000 Menschen, worunter 4600 Neger. Die Stadt St. Thomas liegt in einem geräumigen Hafen und hatte bedeutende Niederlagen. Die Brüdergemeinden haben hier zwei Missionen zur Negerbekehrung. *) — Die Insel St. Jean hat auf 3 Q. M. 2[illegible]00 Einwohner, worunter 200 Weiße. — St. Croix hat 8 Q. M. mit 28,000 Einwohnern, worunter 3000 Weiße. Man muß das Regenwasser in Cisternen sammeln. Die ganze Insel ist in 356 Plantagen (jede zu 150 Acker) vertheilt. Der hiesige Zucker, auf welchen allein 150 Plantagen 150,000 Centner bauen, ist von außerordentlicher Güte und wird in reichlicher Menge gewonnen. — Christianstadt ist die Hauptstadt.

Die engländischen Inseln, die zu den Jungferninseln gehören, als Anegada, Spanischtown, oder Virgin Gorda, und Tortola nebst noch etwa 12 bis 15 kleinern Inseln haben 9000 Einwohner, worunter 3000 Weiße. Die letztere hält 4 Q. M. — Die Ausfuhr dieser Eilande betrug 1788 für Zucker, Baumwolle, Färbeholz u. s. w. über 1 Million Thaler.

Anmerk. Sämmtliche Jungferninseln können 50 bis 60 betragen.

*) Zu St. Thomas gehört die Krabbeninsel, welche Spanien, England und Dänemark gemeinschaftlich benutzten.

Die Inseln St. Eustach, Saba und St. Martin.

Eustach, sonst zu Holland gehörig, besteht fast nur aus zwei hohen, an den Seiten bebaueten Bergen, zwischen welchen ein Thal sich hinzieht, und soll, so klein sie ist, dennoch 15,000 Einwohner haben.

Saba, ebenfalls holländisch und auch nur 1 Q. M. groß und sehr unbedeutend.

St. Martin hat viele Berge, Gummibäume und erbauet vortrefflichen Taback. Der holländische Antheil hatte 1780 über 4000 und der französische über 1500 Einwohner.

Anguilla und Barbuda

sind unbedeutende brittische Inseln. Die erstere hält etwa 4 Quadratmeilen.

St. Barthelemi,

etwa 2 Q. M., erkaufte Schweden 1784 von Frankreich. Sie erzeugt vorzüglich Baumwolle und ist ihres Freihafens Carenage wegen zu bemerken.

St. Christoph, Nevis, Montserrat, Antigua.

St. Christoph (oder St. Kitts), hält, sämmtlich brittische Besitzungen, 4 Q. M. und ist im Innern sehr gebirgig. Einer der Berge hält 3700 Fuß, ein anderer, der immerdar raucht, hat auf seiner höchsten Spitze Höhlen mit Schwefel. Die kleinen Bäche der Gebirge versiegen in trockner Jahreszeit. Sie hat viel Salz, besonders in einem See, der in der trocknen Jahreszeit verdampft und reine Salzkrystallen zurückläßt.

Basse terre ist ein artig Städtchen und nahe dabei das Fort Londonderry. Die ganze Insel ist mit Landhäusern besäet.

Die winzige Insel Nevis hat Schafe mit Haarwolle (wie in Afrika), die jährlich zweimal auf jeden Wurf 3 und 4 Junge bringen, Eidechsen von 10 Fuß Länge. Charlestown ist der Hauptort.

Montserrat hält etwas über 2 Q. M. und baut über 5 Millionen Pfund Zucker. Seine Einwohner werden zu 10,000 Neger und 1300 Weiße angegeben (?).

Antigua ist die wichtigste unter diesen vier Inseln und hält 5 Quadratmeilen mit 60,000 Morgen Landes, von denen aber nur 34,000 angebauet sind. Man gibt an 50,000 Einwohner an, die größtentheils Zucker und nächstdem Taback bauen. Im. J. 1785 wurden 284,526 Centner Zucker exportirt.

St. Johnstown, eine der schönsten Städte Westindiens, hat 1800 Häuser, einen bequemen Hafen und der Sitz des Generalgouverneurs aller Inseln unter dem Winde.

English Harbour ist ebenfalls gut befestigt und hat einen durch die umgebenden Berge sichern Hafen, ein Arsenal und eine Schiffswerft.

Guadeloupe, Desiderade, les Saintes, Marie galante, Martinique, St. Lucie, Tabago,

ehedem blos französische Besitzungen.

Guadeloupe, mit welcher die unbedeutenden Desiderade und les Saintes, gleichsam nur eine Insel ausmachen, hält an 50 Q. M. und 1788 an 102,000 Einwohner, worunter 85,000 Sklaven und über 3000 Mulatten und freie Neger waren und führte im genannten Jahr weit über 3 Mill. Thaler an Zucker, Baumwolle, Cacao, Indigo und Orleans aus.

Ein Meeresarm, der Salzfluß genannt, theilt die Insel in die östliche und westliche, oder in Grand terre und Basse terre, eine Eintheilung in hohes und niedriges Land, die bei vielen der nachfolgenden Inseln statt hat, nur daß statt Grand terre lieber Cabesterre gesagt wird.

Basse terre, mit einem Fort, ist der offne, niedliche Hauptort, dessen Hauptstraße mit einer Tamarindenallee bepflanzt ist, der

sogar auch gesündes Trinkwasser hat. Er ist mit lieblichen bewässerten Gärten umgeben.

Point a Pitre, am Salzfluß, ist regelmäßig gebaut und wird durch ein Fort und eine Batterie vertheidigt.

Marie galante ist östlich mit einem Felsenkranz umgeben und eine hügeliche, mit vielen Bächlein und Teichen versehene Insel. Sie soll viel wilden Zimmt erzeugen, und 12,000 Einwohner im J. 1788 gehabt haben, worunter 10,000 Sklaven.

Martinique hat zahlreiche sturmsichere Hafen, um derentwillen sie allein schon für den Handel wichtig ist, rechnet man auch die 30,000 Centner vorzüglichen Kaffe und die 4 Mill. Pfund Zucker, die sie producirt, nicht mit.

Die Küsten sind von dem Meere vielfältig eingeschnitten. Vierzig Flüsse bewässern den fruchtbaren Boden. Bei funfzig Lieues Umfang hat die Insel 1792 an 100,000 Einwohner.

St. Pierre soll an 30,000 Köpfe und 2000 meist steinerne Häuser haben, worunter auch ein Schauspielhaus ist.

Fort de France (sonst Port Royal) liegt in einer Gebirgsreihe und war der Sitz des Gouverneurs aller französischen Inseln.

Fort Trinité hat einen bequemen Hafen.

Die Insel St. Lucie hält zwischen 6 und 7 Q. M. mit 14,000 Einwohner (1789). Unter ihren Gebirgen sind mehrere ausgebrannte, die reich an Schwefel sind.

Der Hauptort und Hafen, welcher eine ganze Flotte aufnehmen kann, ist Port Castries.

Die Insel Tabago, die südlichste unter den Antillen, soll 14 Q. M. enthalten, von welchen aber nur ein unbedeutender Theil angebauet ist. Der Einwohner sind an 14,000, worunter 650 Weiße und Mulatten.

Der nicht unfruchtbare Boden hat Quellen, und die hierher verpflanzten Zimmt- und Muskatnußbäume gedeihen.

Scarborough ist der Hauptort.

Vor einigen Jahrzehenten lebten noch einige Familien echter rother Karaiben auf dieser Insel.

Wir erwähnen nur noch der wichtigsten unter den karaibischen Inseln.

Dominique und St. Vincent.

Dominique, eine brittische Besitzung von 12 Q. M., die sehr gebirgig, aber auch trefflich bewässert und überaus fruchtbar ist. Man rechnet über 16,000 Einwohner. Die Ausfuhr stieg schon an 2 Millionen Thaler. Auch hier wohnen noch echte rothe Karaiben.

Rosseau ist der Hauptort mit 500 Häusern.

St. Vincent ist ebenfalls brittisch und hält 6 Q. M. Das von Süd gen Nord ziehende Gebirge bildet schöne Thäler und gibt dem fetten Boden reichliche Bewässerung. Wenigstens die Hälfte der Insel gehört den rothen und schwarzen Karaiben. Man bauet vorzüglich guten Taback.

Kingston ist der Hauptort und der Sitz des Gouverneurs über die Windwardsinseln.

Barbados, Grenada und die Grenadillen.

Sie sind ebenfalls brittisch.

Die erstere hält 7 Q. M., hat Gebirge, mehrere Quellen und eine überaus gesunde Luft. Der Einwohner sind an 80,000, worunter 62,000 Neger. — An Zukker allein wurde sonst für fast 5 Millionen Thaler exportirt.

Bridgetown hat 1200 Häuser und eine sowohl gutgebauete, als starkbefestigte Stadt, in der ein Gouverneur seinen Sitz hat. Den bedeutenden Hafen machte ein großer Orkan halb unbrauchbar.

Die Insel enthält noch mehrere Orte und hat überall durch ihre Häuser und Pflanzungen ein lachendes Ansehen.

Grenada hat an 14 Quadratmeilen mit 25,000 Einwohner, worunter 1000 Weiße. — Die Grenadillen sind eine Gruppe kleiner, meistens unbebaueter Inseln, die das frische Wasser von Grenada holen müssen. Die Exporten dieser Inseln betrugen schon über 2 Millionen Thaler.

La Trinidad und Curassao,

beide seit den neuesten Zeiten im brittischen Besitz, seitdem die erste von Spanien abgetreten und Curassao den Holländern abgenommen ward.

Trinidad enthält 144 Q. M., ist überaus gebirgig und daher gut bewässert. Ein Asphaltsee, der sich auf einem der höchsten Punkte eines Vorgebirges findet, ist eine Merkwürdigkeit. Es bauen 360 Plantagen auf Zucker, und im J. 1801 wurden 1300,000 Pfund Baumwolle gewonnen.

Ob der Einwohner 60,000, oder nur 22,000 sind — wer weiß das?

Die beiden Orte Spanischhafen und St. Joseph sind elende Orte mit erbärmlichen Hütten.

Anmerk. Die Inseln Marguarita (Perleninseln) und die kleine Salz gebende, sehr unfruchtbare Insel la salsa Tortuga werden hierher gerechnet.

Curassao ist fast nur ein durch holländischen Fleiß bebaueter und sehr tragbar gemachter Felsen von etwa 8 Quadratmeilen Flächeninhalt. Die Insel ist reich an Salz, aber arm an Wasser, denn das Wasser des einzigen Brunnens, den man hat, wird verkauft. Man hilft sich, wie in so manchen andern Inseln, mit Cisternen. Der Einwohner mögen 7000 seyn.

Wilhelmsstadt, eine reinliche, wohlgebauete Stadt mit steinernen Häusern, unter welchen viele als Niederlagen dienen. Der Hafen ist sicher. Am Eingang desselben liegt das

Fort Amsterdam.

Mehrere kleine Inseln in der Nachbarschaft rechnet man zu Curassao.

Anmerkung. Nicht ganz gewiß läßt sich, da wir manche Nachrichten gar nicht und manche zu spät bekommen, angeben, in wessen Besitz jetzt jede Insel ist und wie es mit den übrigen anführenswerthen Umständen steht.

Im Jahre 1791 fanden sich auf allen brittischen Inseln 75,000 weiße, farbige und schwarze freie Leute und 455,000 Sklaven; auf den französischen Inseln 1789 nahe an 65,000 weiße, 14,000 farbige Leute und 476,000 Sklavennegern. Auf den dä-

nischen Inseln im J. 1789 waren 2600 Weiße, 1100 freie Neger und 29,000 Sklavenneger.

Die Einwohner.

Die Indier. Die Karaiben. Die Neger.

Von den Indiern, die sich bei der ersten Entdeckung Amerikas vorfanden, ist kein Stamm mehr auf diesen Inseln vorhanden, wohl aber noch manche Familie von den Karaiben, welche die Feinde jener Indier waren, die als überaus sanfte, gutmüthige Menschen beschrieben werden und daher durch die Gewaltthätigkeiten unmenschlicher Spanier bald vertilgt werden konnten. Man schoß diese Hülflosen wie Wildpret, man ließ sie durch Doggen zerreißen, die wie Soldaten ihre Löhnung empfingen *), und einige Spanier hatten ein Gelübde gethan, jeden Morgen zur Ehre des Heilandes und seiner zwölf Apostel dreizehn Ungläubige umzubringen. Uebrigens ist doch wohl die Angabe mancherlei Zweifeln ausgesetzt, daß Domingo bei Ankunft der Spanier mit anderthalb Millionen soll bevölkert gewesen seyn. Ist sie aber richtig, so ist es fürchterlich, wie die Spanier gemordet haben müssen, indem in 15 Jahren nur noch 60,000 Eingeborne übrig waren.

Diese Indier Westindiens waren nicht mehr roh, sondern baueten Mais und Manihot, bewässerten ihre Felder, pflanzten und webten Baumwolle und verstanden die Zeuge zu färben. Mit ihren steinernen Aexten baueten sie Fahrzeuge mit 8 Rudern, zuweilen so groß, wie spanische Galeeren und bedeckten sie gegen den Regen mit Matten von Palmblättern. Die Vornehmen hatten Ebenholzstühle, deren künstliches Schnitzwerk mancherlei Thiere sehr natürlich abbildete.

Einige Inseln hatten mehrere Oberhäupter oder Kaziken; andere hatten nur ein Oberhaupt, unter welchem die

*) Die fast berühmt gewordene Dogge Bezerillo soll sogar Lieutnantsgehalt gehabt haben.

Unterhäupter standen. Die Regierungsgewalt war monarchisch und erblich. Man setzte die ausgetrockneten Leichname der Kaziken in Höhlen, wo dieselben wie Götter verehrt wurden. Auf einigen Inseln mußte auch die Lieblingsfrau dem Verstorbenen in den Tod folgen.

Allgemein nahmen sie ein höchstes Wesen an und verehrten es nach ihrer Weise.

Wie es mit ihrer Bildung stand, sieht man in der Anrede eines Oberhaupts auf Cuba, der dem Colon einen Korb mit Früchten überreichte. Wenn auch höchst wahrscheinlich diese Anrede, da sie zu sehr römisch klingt, ein wenig verschönert ist, bleibt sie dennoch sehr merkwürdig.

„Ob ihr Götter, oder Sterbliche, seyd", sprach der Greis, „ist uns unbekannt. Ihr dringt in unsere Länder „mit so übernatürlichen Kräften, daß es Thorheit wäre, „ihnen zu widerstehen. Wir sind daher völlig in eurer „Willkühr. Wenn ihr aber sterblich seyd, wie wir, so kann „euch nicht unbewußt seyn, daß es nach diesem Leben ein „zukünftiges gibt, in welchem dem Bösen ein ganz anderes „Loos beschieden ist, als dem Guten. Erwartet ihr daher, „so wie wir, den Tod und glaubt, daß Jeder dort den Lohn „erhalten werde, den seine gegenwärtigen Thaten verdie„nen, dann werdet ihr denen kein Uebels thun, welche euch „nichts anthaten."

Besser, als diese zu sanften Menschen, die übrigens der Liebe sehr ergeben waren, erhielten sich

die Karaiben,

die zwar den Künsten der Europäer auch größtentheils unterlagen und sehr zusammengeschmolzen sind, sich doch aber auf einzelnen Inseln erhalten und mit beharrlicher Tapferkeit ihre Unabhängigkeit gerettet haben.

Es ist wahrscheinlich, daß diese Nation mit einigen Völkern Südamerikas und namentlich Guianas, z. B. mit den Galibis, verwandt sey.

Der Karaibe ist gelbbraun, stark und kräftig gebauet, das Haupthaar straff und schwarz, das Auge funkelnd, das Gesicht rund, aber gleich bei der Geburt mit zwei Brettern etwas flach gedrückt. Der Nasenknorpel war sonst durchbohrt, um Federn hineinzustecken, aber auch noch jetzt stecken sie Nadeln durch die Lippe und die Männer putzen sich mit einem halbmondsförmigen Stück Tomback, welches an einer Kette von den Ohren, ja, selbst vom Munde, herabhängt. Einschnitte in die Haut zu machen, ist auch noch üblich.

Erst mit den Jahren der Mannbarkeit bekleidet sich der Karaibe. Ein viereckters Stück Zeug um die Hüften, die Camisa, bekleidet Weib und Mädchen, und ein viel kleineres Stück den Mann, der an einem um die Hüften gebundenen Strick ein Gehenk für sein großes Messer hat. Der Körper wird mit Roucou so überzogen, daß sie ganz die Farbe eines gesottenen Krebses haben; auf diesen rothen Grund tragen sie aber Figuren von Weiß, Schwarz und Blau auf.

Diese Menschen sind ungemein reinlich und überaus tapfer. Ihre Feindschaft und Rache ist so unauslöschlich, wie bei den nordamerikanischen Wilden.

Wird der Knabe geboren, so legt sich der Vater statt der Wöchnerin in den Hamack, wo er fasten muß. Die Schultern werden ihm mit scharfen Thierzähnen zerfetzt und mit dem herauströpfelnden Blute der Säugling besprengt, damit er ein tapferer Mann werde, welches nicht geschehen würde, wenn der Vater die Operation nicht mit lachendem Muthe aushielte.

Der Knabe muß schwimmen, Fische fangen, die länglichtrunden Hütten oder Karbets errichten lernen, welche mit Blättern bedacht werden, und wird schon in früher Zeit geübt, richtig das Ziel zu treffen. Wie bei einigen alten Völkern, hängt man ihm sein Frühstück an einen Zweig, den er zerschießen muß, ehe die Kost für seinen Hunger herabfällt.

Ehe der Jüngling unter die Krieger, d. i. Männer, aufgenommen werden kann, muß er sich tüchtig den Rükken zersetzen lassen und strenge Fasten halten.

Nur Einiges davon, wie es unter den Karaiben mit den Proben steht, die der auszuhalten hat, der etwas werden will.

Wer ein Oberhaupt oder Kazike werden wollte *), hatte sonst an 80 Proben auszuhalten. Er mußte im Tragen, Schwimmen und in allen körperlichen Fertigkeiten alle Mitbewerber übertreffen, mußte schon mehrere Feinde erlegt haben und sechs Wochen lang strenge Fasten halten, in welchen er kein Fleisch, sondern nur etwas Mais und Cassave bekam. Dabei gaben ihm täglich zweimal die übrigen Oberhäupter tüchtige Peitschenhiebe, bei welchen er die Hände über den Kopf hielt. Mit einer aus den Wurzelfasern des Palmbaums gemachten Peitsche erhielt er nur drei Streiche, weil mehrere ihm ohne Zweifel bald den Rest würden gegeben haben. Das Blut rinnt dabei in Strömen von dem Körper herab, aber der Kandidat darf nicht thun, als ob er etwas fühle, sonst wäre die Prüfung zu seinem Schimpf beendigt.

Nach den ersten sechs Fasten- und Peitschenwochen bleibt er 6 Wochen, gleichsam zur Erholung, in seiner Hängematte, über welcher als Siegeszeichen alle Peitschen aufgehängt werden, die auf seinem Rücken gearbeitet haben.

Nach Abfluß dieser Zeit verstecken sich alle Oberhäupter um die Hütte des Bewerbers, brechen unter fürchterlichem Geheul hervor und tragen ihn mit dem Hamack in den Wald, wo er zwischen zwei Bäumen aufgehängt wird. Hier wird ihm erst über bisher bewiesene Standhaftigkeit eine Rede gehalten, worauf denn wieder eine tüchtige Peitschenexekution erfolgt. Hierauf legt er sich in den Hamack nieder, unter

*) Gleichwohl sollen sie gar keine Regierungsverfassung haben. Vielleicht gilt dieses nur von Kriegskaziken, vielleicht auch von einigen Stämmen auf dem festen Lande.

welchem ein Feuer angezündet wird, doch so, daß ihn nur der Rauch, nicht aber die Flamme, trifft. Bleibt er dabei nicht todt, so fällt er doch gewiß in Ohnmacht, aus welcher er durch geistige Getränke wieder erweckt wird. Die Oberhäupter sitzen während seiner Quaal im fröhlichen Zechen unter ihm.

Zuletzt legt man ihm mit einer Art Halsband schwarze Ameisen um den Hals, welche entsetzlich beißen. Dann gießt man ihm eine garstige Flüssigkeit über den Kopf, sodann badet er und kehrt in seine Hütte zurück. Hierauf folgt eine Zeit, in welcher allgemach die Nahrungsmittel häufiger und kräftiger werden, bis er endlich wieder bei vollen Kräften ist. Dann gibt man ihm einen Bogen zum Zeichen seiner Würde, und er ist von nun an Kazike; aber nur Unterkazike. Um der erste Anführer des Dorfs oder Stammes zu werden, muß er noch, ohne die mindeste fremde Beihülfe, ein Kanot verfertigen — eine sehr langwierige Arbeit.

Viel schrecklicher noch und quaalvoller sind die Prüfungen, wenn Jemand ein Doktor (Arzt oder Zauberer) werden will.

Zwei Jahre lang muß er von Mais und Cassave leben, im dritten Jahr von einer eigenen Art Brod und kleinen Krabben und im vierten nur von kleinen Vögeln und Fischen. Man gibt aber von Allem gerade nur so viel, daß der Kandidat nicht Hungers sterbe. Dabei muß er alle Monate eine tüchtige Laxanz nehmen.

Hierauf kommt die Hauptprobe, bei welcher die niedlichsten Speisen vor seinen Augen stehen, ohne daß er sich die mindeste Lüsternheit darf abmerken lassen. Es werden ihm rautenförmige Einschnitte vom Kopfe bis zu den Füßen gemacht und mit Roucou gefärbt. Durch die davon übrigbleibenden Narben erhält der Körper das Ansehen, als wäre er mit einem dünnen rautenförmigen Zeuge bekleidet.

Jeder alte Praktikus, der der Promotion mit beiwohnt, gibt dem Kandidaten 60 derbe Peitschenhiebe; auch wird derselbe wohl an einen Baum gehängt, in dessen

Nähe eine Art heftig stechender Wespen ist, die man mit Stöcken reizt, über den Armen herzufallen, wobei jedoch die Augen durch starke Binden geschützt sind. Dies scheint in einigen Gegenden die letzte Prüfung.

In andern Gegenden wird nun aber ein großes Fest angestellt, wo alle Welt schmauset, der Kandidat aber muß eine große Schale voll Tabacksſaft auf einen Zug ausleeren. Erbricht er sich nicht, so bleibt er todt.

Ist aber Alles überstanden, so ist er nun ein graduirter, promovirter und wahrhaftiger Doktor, der mit Singen, Springen, Klappern und Kräutern gegen den Teufel und alle von ihm herrührende Krankheiten zu Felde ziehen darf, an den schmerzhaften Stellen des Körpers Körner aussaugt, und die tollesten Kuren, wo das Leben mit der Krankheit darauf geht, vornimmt, ohne daß sein Ansehen dadurch beeinträchtigt wird.

Die Caraiben erschlugen sonst alle männliche Gefangene, nachdem sie dieselben erst gemästet hatten, und fraßen sie. Mit dem Blute derselben wurden die Kinder bestrichen. Diese und andere Wildheiten haben sich nun zwar gemindert, aber die Nation selbst behauptet, sie sey seit der Bekanntschaft mit den Europäern schlechter geworden. „Wir werden bald so schlecht werden, als ihr Christen", sagen sie. Ihre Karbets ließen sie auf, und war etwas entwendet, so sagten sie: „Sicher ist ein Christ da gewesen!" Sie waren keusch, sehr keusch, und eine Ehefrau die Ehebruch beging, erlitt Todesstrafe. — Sie sagten, daß die Christen das Gold zu ihrem Götzen machten, um dessentwillen sie alle Schändlichkeiten begingen.

Die auf den westindischen Inseln wohnenden Karaiben haben nur im Kriege Oberhäupter, in welchem sie auch eine eigene, den Weibern und Kindern unverständliche Sprache haben, leben polygamisch, und die Weiber haben es eben so schlecht, wie bei den meisten bis-

her beschriebenen Völkern. Ihre Religion hat ein höchstes gutes und ein böses Wesen (Maboye).

Die Vermischung eines kühnen Negerstammes (der Mokos) mit karaibischen Mädchen und Weibern, an welcher der Zufall durch einen Schiffbruch bei der Insel St. Vincent Antheil hatte, bildete die schwarzen Karaiben, die sich auf St. Vincent gegen die Engländer behaupteten. 1763 waren hier nur 100 Familien rother, aber über 2000 schwarzer Karaiben. Sie waren fleißige Ackerbauer und kühne Schiffer, haben dunklere Farbe, als die rothen Karaiben und krauses Haar, leben aber meistens wie ihre Stammväter, und halten sich wirkliche Neger zu Sklaven.

Wie der Weiße in Westindien lebt? Eben so, wie wir es von andern Kolonien schon einigemale beschrieben haben. Und der Neger? — wird in vielen Kolonien mit entsetzlicher Grausamkeit und Härte behandelt, von welcher wir uns enthalten, einzelne Beispiele beizubringen. Die Noth zwingt die Armen, zu entlaufen, und so sind auch zu Domingo, mehr aber zu Jamaika, wie in Surinam,

Maronneger oder Maronen, auch Buschneger, entstanden, die den Weißen unendlich viel zu schaffen gemacht, ihre Plantagen verwüstet und grausam Menschen und Vieh gemordet haben, indem sie selbst hinter dem Dickicht undurchdringlicher Wälder, hinter Sümpfen und im Innern des Gebirgs geschützt waren. — Sie sind eine starke, kräftige Menschenrace, von vieler Ausdauer bei allen Beschwerden und im Nothfall mit der elendesten Kost zufrieden, fein an Sinnen, sicher im Schießen, fleißig im Anbau der Felder, und waren auf Jamaika im Besitz von fünf Ortschaften, unter welchen Trelawny die wichtigste

war. Man hat viele Soldaten gegen sie aufgeopfert; man mußte endlich, um sie zu demůthigen, Hunde mit zu Hůlfe nehmen, die man aus den spanischen Besitzungen kommen ließ, man schnitt ihnen das Wasser ab und man fůhrte nach langem Kampfe 1796 mehrere Hundert in andere brittische Besitzungen, wo man ihnen Ländereien gab. Seit dieser Zeit sind sie noch nicht wieder mächtig geworden.

Dritte Abtheilung.

Australien.



Australien.

Sonst auch wohl Polynesien (Inselwelt) genannt, wovon es jedoch, streng genommen, nur ein Theil ist, heißt auch Südindien und befaßt drei große Inseln nebst vielen Gruppen kleinerer Inseln. Wie viel Flächeninhalt dieselben enthalten (200,000 Q. M. nach einigen) und wie viel Einwohner (anderthalb bis zwei Millionen), darüber kommen alle Vermuthungen noch viel zu früh, wenn man auch davon absehen will, daß doch noch nicht alle Länder der Südsee entdeckt sind.

Ueber die Entstehung dieser Inseln klügeln wir nicht weitläuftig. So viel darf man mit höchster Wahrscheinlichkeit annehmen, daß mehrere derselben vulkanischen Ursprungs, andere aber ohne Zweifel ein Riesenwerk des kleinen Korallenthiers sind, das seine felsenfesten Gebäude vom Meeresgrund an bis auf die Oberfläche desselben ringförmig hinaufführt. In der Mitte des Ringes findet sich dann eine See oder eine Lagune. Es ist möglich, daß nach und nach durch den Fleiß dieser wunderbaren Thiere mehrere kleinere Inseln in nahe Berührung können gebracht werden, und aus mehrern kleinern Inseln eine größere gebildet wird.

Nugnez de Balboa entdeckte wirklich das schon früher vermuthete Südmeer zuerst 1513 von dem Gipfel

eines Berges auf der Erdenge Darien und Magelhans befuhr es 1517 zuerst, als er den Weg nach demselben durch die von ihm benannte Straße an Amerikas Südspitze fand und dadurch die Verbindung des atlantischen Oceans mit der Südsee und mithin mit dem großen Weltmeer eröffnete und also die erste Weltumseglung zu Stande brachte. Nach ihm haben viele diese Gewässer befahren und mancherlei wichtige Entdeckungen gemacht, wobei der Zufall mancherlei bedeutendes Verdienst sich erworben hat. — Es gehört übrigens aber nicht hierher, die Verdienste trefflicher älterer und neuerer Seeleute (wie Mendana, Quiros, Dampier, Jakob le Maire, Schouten, Tasmann, und in neuesten Zeiten Cook, Vancouer, Peyrouse) aufzuzählen, sondern es gehört in eine Geschichte der Seefahrt.

Australiens größester Theil liegt innerhalb der Wendekreise. Das Klima ist im Allgemeinen nur selten sehr rauh, häufiger mild und sanft und die Luft fast überall sehr gesund. — Merkwürdig ist, daß sich Thiere und Menschen in viel auffallenderem Verhältniß vermehren, als in Europa, namentlich in Neuholland.

Von großen Gebirgen und Flüssen ist in Australien nur selten die Rede und an Süßwasser und frischen Quellen ist in sehr vielen Gegenden Mangel.

Das Innere der Inseln ist, mit Ausnahme einiger, die aber auch nicht zu den großen gehören, weniger bekannt, als irgendwo.

So viel ist entschieden, daß, mit Ausschluß der Erzeugnisse des Meeres, die Natur in ihren Produkten sehr dürftig ist, namentlich an Quadrupeden, aber dagegen häufig sehr geeignet, fremde Erzeugnisse aufzunehmen und zu pflegen. Außer Hunden, Schweinen, Vampyren und Ratten hat das Thierreich keine Vierfüßler, wenn man Neuholland ausnimmt. Vögel aber finden sich in mehreren Arten. — Das Pflanzenreich ist verhältnißmäßig am reichsten begabt und hat noch außer dem herrlichen Brodfruchtbaum mancherlei köstliche Geschenke, mehrere

Arten Palmen und Pisang, Gummibäume, einige hochschätzbare Bäume mit Apfelähnlicher Frucht u. s. w. — mehrere Arten Wurzeln, Zuckerrohr, welches das westindische weit übertrifft, viele neue Arten Kräuter und Pflanzen, die noch erst ihren Kenner und Entdecker erwarten, nicht zu gedenken. — Doch wir erwähnen, wie bei in so großen Entfernungen von einander entlegenen Ländern natürlich ist, jedes Wichtige an seinem Orte, und bemerken hier nur, daß zwar das Rind- und Schaafvieh und selbst Ziegen sich auf den meisten Inseln leicht vermehren, daß es aber sehr in Frage zu stellen ist, ob mit diesen Thieren dem Südseeinsulaner ein großes Geschenk gemacht werde, und ob ihm nicht manche Pflanzen — Mais, Ananas, Sago und Kohlpalme — nützlicher seyn würden.

Der Mineralien können nur wenig seyn; da, wo sie sich vorfinden, wie z. B. in Neuholland, haben sie in ihrer Mannichfaltigkeit und Ergiebigkeit noch nicht untersucht werden können, denn wir haben schon erwähnt, daß man das Binnenland in einigen kleinen Inseln nur kennt, die mit Mineralien fast gar nicht versehen sind.

Nur was für unsern Zweck dient, bringen wir bei, ohne uns mit einer Menge für uns unfruchtbarer Namen und Bestimmungen zu belästigen, die freilich in andern Beziehungen und namentlich für den Seefahrer ihren großen Werth haben. — Von Städten und Ortschaften ist hier ohnedies die Rede fast gar nicht.

I.

Neuholland nebst Van Diemens Land

mag nach den besten Berechnungen etwa 150,000 Q. M. betragen und mit der Van Diemens Insel (Land) noch fast um 1200 Quadratmeilen mehr und ist also als ein Kontinent *) anzusehen, welches Europa nur wenig an Flächeninhalt nachsteht.

Nördlich ist die Endeavoursstraße, die das indische Meer mit dem Südmeer verbindet, und südlich die Bassesstraße, wodurch van Diemens Land (eigentlich van Diemens große Insel, die man sonst für zusammenhängend mit Neuholland hielt) abgesondert wird.

Wir erwähnen nicht der Menge von Buchten und Baien, unter welchen die von Carpentaria die grösseste ist, in welche sich auch viele Flüsse ergießen und nicht der unzähligen zum Theil aus bloßem Basalt bestehenden Inselchen, Klippen und Untiefen, welche die Küsten besetzen und den Seefahrern Gefahr drohen; auch nicht der vielen Vorgebirge, welche jegliche gute Karte des Landes angeben muß.

Fünf Meilen von der Ostküste nimmt eine Gebirgskette ihren Anfang, der man tiefer landeinwärts den Namen der blauen Berge gegeben hat, und auch der westliche Theil soll ansehnliche Gebirgsreihen enthalten. — Die blauen Berge, die etwa 30 Meilen von Port Jack-

*) Aber nach welcher Annahme ist denn ein Land Kontinent oder Nichtkontinent? — Doch wir folgen dem gewöhnlichen Sprachgebrauch.







Einwohner auf van Diemensinsel.



son anfangen, erheben sich, wie ein Wall, eine immer höhere Gebirgsreihe hinter der andern, auf welchen sich einzelne Kämme und Spitzen hervorheben, von welchen jedoch kein einziger Punkt mit Schnee bedeckt ist. — Man hat die möglichsten und unglaublich kühnsten Versuche gemacht, über diese Bergketten hindurch ins Innerste zu dringen; man hat sich selbst, wie auf der Vogeljagd in Island und Norwegen, die steilen Felsen an Seilen hinabgelassen, aber vergebens. Man sah hier und da ganze Heerden Kanguruhs und etwa einen einzelnen Binnenländer, aber weiter entdeckte man nichts und brachte keine Gewißheit mit, ob im Binnenlande ein großer See und eine der Abwechselungen des Klimas wegen vermuthete, ungeheuer große Sandwüste vorhanden sey.

Mehrern Flüssen gibt dieses ungeheure Gebirge den Ursprung, unter welchen der aus den Flüssen Grose und Nepran 6 Meilen von seiner Mündung gebildete Hawkesbury zu nennen ist, der vor dem Ausfluß eine bedeutende Breite hat. Mehrere andere Flüsse verschweigen wir, und vielleicht noch mehrere warten noch auf ihren Entdecker.

So weit man jetzt den Boden (an den Küsten) kennt, machen Sand und dürre Felsen die Hauptbestandtheile desselben, doch sind die Grundlagen der Gebirge (die Urgebirge) auch hier allen Anzeigen nach Granit. Uebrigens gibts auch Spuren von Vulkanen.

Es laßt sich denken, daß das Klima eines Landes, das sich an 29 Breitengrade erstreckt, nicht einerlei seyn könne, und eben so wenig werden die Produkte sich gleich bleiben. Im Winter fallen gewaltige Regengüsse mit entsetzlichen Gewitten und mit so großen Hagel- oder Eisstükken, daß sie 24 Stunden nach dem Fall zuweilen noch 8 Zoll in der Länge hielten. Der Hawkesbury schwellt mitunter bis 50 Fuß hoch an und es entstehen Stürme, welche ganze Wälder niederstrecken. Die Trockenheit hält zuweilin 10 Monat an, der Erdboden wird wie Stein, mehre

re Wälder geriethen bei der entsetzlichen Hitze in lohen Brand.

Man findet, außer den gewöhnlichsten Steinarten, bedeutende Kohlenlager und hier und da Salz und auch Eisen unter mancherlei Gestalt.

Unter den Pflanzen haben sich viele neue gefunden. Unsere Kornarten gedeihen herrlich und der Mais trägt 200fältig; die aus Brasilien hierher verpflanzten Gewächse kommen ebenfalls fort, aber den Weinpflanzungen sind die fürchterlichen Stürme tödtlich gewesen. Einheimische Baumfrüchte findet man außer einer kleinen Feige, einer schlechten pflaumartigen Beere und einem wilden rauhen Holzapfel jetzt noch nicht, aber dagegen große Waldungen gummihaltiger Bäume von rother, gelber und blauer Farbe. Eine Art wird Eichengroß. Die Blätter eines andern mächtigen Baumes, der an 30 Fuß Umfang hält, geben ein starkes Pfeffermünzenöhl. Man hat noch mehrere große, selbst mahagonyartige Bäume, einige Arten Palmen, selbst die Sagopalme, den Keulenbaum (Casuarim), einige Arten Pisangs mit sehr schlechten Früchten, eine Art wilden Muskatbaum, einen Theebaum, dessen Blätter zwar herber, als die chinesischen, schmecken, aber gesünd sind, und einen Baum, welcher Terpentin ausschwitzt.

Den großen Reichthum des Meeres können wir hier nicht anführen. Auf dem Lande kennt man schon 120 Arten Käfer, 44 Arten zum Theil prächtiger Tag- und Nachtfalter, 52 Arten Wespen, mehrere Arten Ameisen und Termiten. Unter den Fischen findet sich ein blauer.

Von Vögeln trifft man die bekanntesten Arten Europas, aber bis jetzt nur eine Eulenart, Nashornvögel, 20 Arten Papagaien, worunter ein ganz schwarzer, einen neuen Fasan, den Kasuar und den prächtigen, auch unter uns schon durch Abbildungen bekannten Maenura und andere mehr, unter welchen auch noch viele unbekannte. Auf den Gewässern finden sich ein schwarzer Schwan mit weissen Flügelrändern, Pinguins, Pelikane und an den Küsten unzähliche Schaaren Seevögel.

An Säugethieren kennt man zur Zeit einige 30 Arten. Das Kanguruh in verschiedenen Abänderungen, 8 Arten Thiere mit Beuteltaschen, das rothe und schwarzbraune Schnabelthier, welches sich auf stehenden Teichen aufhält und mit dem Entenschnabel seine Nahrung sucht, übrigens einer Fischotter am Leibe völlig gleich. Ein anderes Thier, die Schnellzunge (Tachyglossus) hat mehr die Gestalt eines Stachelschweins, aber die Einrichtung zur Erhaltung ist, wie bei dem Ameisenbär. Ein fliegendes Eichhorn ist zugleich ein Beutelthier und hat ein feinhariges Fell; auch eine kleine Beutelmaus findet sich. Uebrigens trifft man hier den Hund, der zuweilen bellt und sehr bösartig ist, vielleicht auch wirkliche Wölfe und ein Fuchsähnliches Thier; überdies haben sich die hierher gebrachten Schafe, Pferde und Rindvieh reichlich vermehrt.

Die mehr oder minder bekannten Küstenpunkte Neuhollands findet man mit ihren Namen auf der Karte. Neusüdwales, oder die Ostküste, hat die bekannte Verbrecherkolonie, die von Botanybai nach Port Jackson oder Sidneybucht verlegt wurde Die Kolonie zählte 5547 Einwohner im J. 1801 und die neue Stadt Sidney hatte 3 Schulen. Paramatta, auch eine brittische Kolonie, liegt etwa 5 Meilen landeinwärts. — Von den beiden nahegelegenen Inseln Norfolk und Howeseiland ist erstere auch bewohnt und durch ihr gutes Wasser wichtig.

Der ganze Küstenstrich hat doch auch, außer dem Hawkesbury, noch mehrere kleinere und kleine Flüsse.

Die West-, Nord- und Südküste sind weit weniger bekannt, indem bloße Namen keine Kenntnisse geben.

Van Diemens Land (Insel) ist durch die mit mehrern Inselgruppen besetzte Bassesstraße von Neuholland getrennt, hat mehrere Baien und Vorgebirge, die fast alle wie Pyramiden oder Pfeiler oder steile Felsen aussehen, und ist im Innern unbekannt. Von den Küsten aus bemerkte man, daß sich mehrere Gebirgsreihen über das Land hinziehen, die sich zum Theil über die Schneellinie erheben. Die Hauptkette zieht von Nord nach Südwest. Troz der Gebirge kennt man nur einen ansehnlichen Fluß, den Dalrymple, doch sind der kleinen Flüsse mehrere.

Der Boden soll überaus fruchtbar seyn und nährt ungeheure Wälder mit 150 Fuß hohen Bäumen, das Klima aber wegen der größern Nähe nach Süden rauher, als auf dem Hauptlande. Der Herbst (Mai) hat Frost und Schnee und selbst im Sommer (Januar) sehr kalte Nächte.

Die Urbewohner.

Spärlich und dürftig sind die Eingebornen an den Küsten zerstreuet und es ist nicht glaublich, daß das unbekannte Binnenland stärker bevölkert seyn sollte. Zwar in verschiedene, häufig gegen einander feindselige Stämme vertheilt, sind sie dennoch in Körpergestaltung einander meistens gleich.

Es sind rußig schwarze Menschen von mittlerer Größe, aber mit kleinlichen Gliedmaßen und die Waldbewohner haben längere Arme und Beine, als die Küstenwohner. Das schwarze Haar ist straff und lockig (nicht kraus), die Nasenlöcher sind weit, die Augen tief liegend und mit dikken Braunen beschattet, die dicken Wulstlippen schließen einen überaus weiten Mund, die Kinnladen ragen hervor und der schwarze Bart ist lockig und dick. Die Weiber sind wohlgestalteter, nur hangen die Brüste bis auf die Schenkel herab.

Der ganze, mit Fett eingeschmierte, Sand und Asche bestreuete Körper ist mit einer Schmutzrinde überzogen und sehr übelriechend. Die Haare, mittelst Gummi mit Zähnen von Fischen und Menschen, aber auch mit Federn, Hundsschwänzen, der durchbohrte Nasenknorpel mit Holz, Knochen und Rohr, wohl ausstaffirt. Manche lassen den Bart wachsen, indessen andere ihn absengen, oder mit Muschelschalen abscheeren.

Ueberhaupt sind sie in Sitten, nach Verschiedenheit der Stämme, verschieden. Doch sind sie meistentheils unbedeckt, denn das Stückchen Kanguruhfell, womit sie sich behängen, ist nicht für Kleidung zu halten. Ihre Fühllosigkeit gegen die Witterung ist auch unbeschreiblich groß.

Ihre Wohnungen sind Felshöhlen, die an den Küsten häufig und oft für 50 Personen geräumig genug sind. Hütten von Baumrinde, worin höchstens zwei Menschen Platz haben, sind mehr den Waldbewohnern eigen; an den Seeküsten baut man dieselben von Baumzweigen, aber lange nicht groß genug, um darin aufrecht stehen oder ausgestreckt liegen zu können. Der die Stelle der Thür vertretenden Oeffnung gegenüber ist ein Feuer angezündet; in der Hütte liegen die Menschen, wie Hunde etwa, zusammengekrümmt, und doch ist allerhöchst nur für 5 Personen darin Platz. Und gleichwohl sind dies noch köstliche Hütten, denn weiter nach Norden zu werden dieselben desto schlechter, je wärmer das Klima wird. Wo die wandernden Menschen einer solchen Hütte bedürfen, da errichten sie dieselben, doch nie da, wo sie nur ein Paar Tage zu bleiben gedenken, in welchem Fall sie sich des Nachts unter freiem Himmel lagern.

Das spärliche und schlechte Hausgeräth ist meistens aus Baumrinde gemacht, namentlich ihre Wassergefäße, die aber doch auch aus ausgehöhlten Baumstücken gemacht werden und ihre Körbe. Die Säcke werden netzartig und sehr künstlich aus den Fasern einer Flachspflanze gestrickt. Man hängt sie über den Rücken und bewahrt etwas Schminke (Thon), Harz, Schnüre, Muscheln zu Angelhaken, Spizzen zu Wurfspießen und manche Putzstücke darin auf. — Aus harten schwarzen Kieselsteinen macht man Aexte zum Holzfällen.

Schaalthiere und Fische sind die Speisen der Küstenbewohner. Strandet ein Wallfisch, so gibts ein Götterfest. Wilde Yams- und andere Wurzeln dienen geröstet statt Brods. Desgleichen wird ein Wurm, der sich im Holze erzeugt, Raupen von den Gummibäumen, Ameisen und ihre Eier gegessen. Die Waldbewohner jagen Kanguruhs, Vögel, stellen Fallen auf, fangen auch Aale in ausgehöhlten Röhren. Wilder Honig und manche andere Erhaltsmittel finden sich da und dort. Die meisten Speisen werden nur zuweilen roh genossen, meistens aber etwas

geröstet oder gebraten, d. h. sie verschlingen das etwas am Feuer warm gewordene Fleisch oder Fisch.

Zum Fischfang nimmt man einen zackigen Speer, oder eine Fischgabel, mit welcher man sehr sicher trifft. Die Weiber aber fischen mit Angeln. Diese beiden Arten Werkzeuge sind künstlich und sorgfältig gemacht.

Die elenden kaum für 2 bis 3 Personen Platz habenden Kanots macht man in südlichen Gegenden aus bloßer Baumrinde und in einigen Gegenden wird blos mit den Händen gerudert. Damit der Kahn nach ihrer Willkühr mehr oder minder tief im Wasser gehe, schöpfen sie entweder mit den Händen Wasser hinein, oder wieder mit einer Kürbisschale hinaus. Allezeit ist in solchem Kahn ein auf einem Haufen Sand oder auf einem Büschel Seegras angemachtes Feuer, um sogleich die Fische ein wenig rösten und verzehren zu können. In nördlicher Gegend macht man über 14 Fuß lange Kähne aus Baumrinden, die aber dennoch auch sehr elend sind. Sie ragen oft nicht über 6 Zoll aus dem Wasser hervor.

Um den Kanguruh aus seinen Baumhöhlen zu vertreiben, steigt einer den Baum hinan, indem er Kerben in denselben haut, die nicht viel über Zoll tief sind und wo das ganze Gewicht seines Körpers blos auf der großen Zehe ruhet; der andere macht unten ein Feuer. Oben nun oder unten wird das durch Feuer vertriebene Kanguruh erlegt. Mehrere Jäger setzen auch das Land mehrere Meilen weit umher in Brand, um die dadurch aufgescheuchten Thiere zu tödten, eine Sitte, die Schuld daran ist, daß oft meilenweit alles Buschwerk abgebrannt ist und die Bäume bis über die Hälfte des Stammes schwarz angelaufen sind.

Keule, Speer oder Lanze und ein hölzerner Säbel sind ihre Waffen. Die Lanze hat eine Spitze von Holz, Fischgräte oder vom Stachel eines Rochens und ist mitunter noch mit Widerhaken bewaffnet. Man wirft dieselben aus freier Hand bis 60 Fuß weit, aber im Kriege mit einem Wurfstocke mit großer Gewißheit doppelt so weit und zwar so kräftig, daß sie 6 Zoll tief noch ins Fleisch dringt. Die Keule oder Kolbe von 20 Zoll Länge ist am Griffe durch Einschnitte

rauh gemacht, damit man sie desto fester halten könne. Der runde, eigentlich kolbige Theil besteht meistentheils aus einem Stück Wurzel. Zur Vertheidigung führt man Schilde aus Baumrinde.

Steinbeil, Steinkeile, hölzerne Hammer, Muschelschalen und Korallen sind die Werkzeuge, womit sie alle ihre Geräthe verfertigen.

Der Aelteste jeder Familie ist derselben Oberhaupt und von einem andern Regimente scheint man nichts zu wissen. Der Stamm Kamoraygal jedoch, der an Zahl und Körperkraft die übrigen Küstenstämme übertrifft, scheint wenigstens ein größeres Ansehen zu haben und fordert von den andern einen Tribut in Zähnen.

Ein Mörder muß sich den Speeren aller derer blosstellen, die zur Rache gegen ihn ausgewählt sind und sich in einem halben Mond um ihn herum stellen, und nur mit seinem Schilde darf er sich vertheidigen. Kommt er glücklich durch, so ist man wieder gut Freund mit ihm.

Ihre Kriege entstehen noch öfter aus Eifersucht, denn aus Rache, und werden zwar mit großer Erbitterung, aber dennoch mit einer Art Konvention, geführt. Sie stellen sich auf beiden Seiten in Reih und Glied und stimmen eine Art Schlachtgesang an. Von jeglicher Seite tritt ein einzelner Krieger hervor und wirft auf den andern den geschwungenen Speer. Wenn ihre Lanzen geschwungen und geworfen sind, treten sie in die Reihen zurück und zwei andere Gegner rücken hervor. So geht es fort. Während des Gefechts erwarten die Weiber in Entfernung den Ausgang und schreien laut, wenn sie einen ihrer Partei verwundet glauben. — Sie sollen oft selbst der Preis des Sieges seyn, den man roh und mit viehischer Wollust behandelt.

Traurig ist hier der Weiber Schicksal. Bei der geringsten Veranlassung behandelt sie der Mann unmenschlich und verwundet sie mit Keulenschlägen gefährlich. Selbst die Brautwahl bezeugt ihre Rohheit. Der Bräutigam reißt ein armes Geschöpf, meistentheils aus einem andern Stamme, in ihrer Beschützer Abwesenheit unter Schlägen und

Mißhandlungen durch die Wälder fort und nöthigt sie, Weib zu seyn, das alsdann dem Stamme des Räubers angehörig betrachtet wird und dem höchst eifersüchtigen Manne gewöhnlich sehr treu anhängt. Die Nebenbuhler überfällt man des Nachts auf ihrem Lager im Schlaf und stößt ihnen den Dual, ein hölzernes Werkzeug, in den Leib.

Der Neuholländer darf, wie es scheint, nach Landessitte zwei Weiber nehmen. Die erste Frau mag aber gewisse Rechte über die andern haben. — Züchtige Jungfräulichkeit (vor der Ehe) mag hier wohl unbekannt seyn. Selbst die Züchtigern, die unter den Engländern sich bekleideten, nahmen wieder die Landestracht, d. i. die völlige Nacktheit, an, als sie wieder zu den Ihrigen kamen.

Das neugeborne Kind wird in ein Stück sehr weicher Baumrinde gewickelt; sobald die Haare desselben groß genug sind, werden Fischgräten, Thierzähne u. s. w. mit Gummi darin befestigt, der Körper wird mit Thon bemalt, und den weiblichen Kindern, noch ehe sie von den Schultern der Mutter herunterkommen, die beiden äußersten Gelenke des kleinen Fingers der linken Hand durch Unterbinden abgelöst, welches, wie sie vorgeben, dazu dient, daß sie die Fischleine künftig besser halten könnten.

Den Kindern beiderlei Geschlechts wird nach dem achten Jahre der Nasenknorpel durchbohrt und die Haut durch Einschnitte tättowirt. Dem Knaben wird aber auch noch unter vieler Ceremonie und Feierlichkeit ein Vorderzahn in der obern Kinnlade mit einem Stein ausgeschlagen. Hierauf sollen die Knaben als Männer angesehen werden. Die Operation wird wahrscheinlich durch ihre Aerzte und Zauberer verrichtet, die auch hier mit Saugen und andern Grimassen den Kranken behandeln. — Der Krankheiten sind aber viele und zum Theil sehr ekelhafte.

Die Leichen junger Leute werden begraben, die von ältern Personen verbrannt, wobei mancherlei Gebräuche statt finden, z. B. die, daß man die heulenden Weiber blutig schlägt und Scheingefechte hält. Man sammelt die Asche

und Gebeine und macht einen Grabhügel darüber. Doch mögen nach den Stämmen die Gebräuche verschieden seyn. Uebrigens scheinen sie den natürlichsten Tod an irgend einem Schuldlosen zu rächen (vielleicht als eine Art Opfer?). So schlugen die Verwandten des Bohnda, eines jungen, an Erkältung gestorbenen Menschen, sechs Wochen nachher bei einem Tanze einen Knaben so arg, daß die Hirnschale entblößt war. Der Knabe sagte Tags darauf, daß er nicht wie ein Knabe geschrieen habe und daß die, die ihn so zugerichtet hätten, nicht mehr seine Feinde seyen, sondern nun mit ihm essen und trinken würden.

Außer dem Tanz kennt man keine Art Vergnügungen bei ihnen. Man bemalt sich dazu mit vieler Sorgfalt. Meistentheils tanzt man des Nachts, wobei sich viele Zuschauer einfinden. Der Tanz hat mancherlei regelmäßige Bewegungen. So z. B. tanzen sie Paarweise, oft mit dem Rücken an einander, laufen in geraden Reihen zurück und kommen in derselben Ordnung wieder, setzen sich mit untergeschlagenen Beinen hin und springen, ohne Hülfe der Hände, bei einem bestimmten Worte wieder auf. Das Hauptkunststück beim Tanz ist, durch Anstrengung Schenkel und Beine auf eine seltsame Art zittern zu lassen. Die Musik zum Tanz machen zwei Stöcke, deren einer wie eine Violine gegen die Brust gestemmt wird, der andere aber auf diesen in regelmäßigem Takte schlägt. Auch wird dazu, bald stärker, bald schwächer, gesungen. Mit dem Vorsänger singen oftmals einige Knaben, die mit untergeschlagenen Schenkeln auf der Erde sitzen und taktmäßig auf den durch diese Lage aufgetriebenen Bauch schlagen. — Der Tanz der Weiber soll sehr unanständig seyn.

Rohheit ist der Hauptzug dieser Wilden. Gefühllos scharrt der Vater das lebende Kind mit der säugenden gestorbenen Mutter ein, nachdem er einen großen Stein auf dasselbe geworfen hat, weil es, sagt er, sonst doch verhungern müßte (die Hungersnoth ist oftmals sehr groß): ja, selbst die Mutter verscharrt zuweilen das neugeborne Mädchen. Die meisten Neuholländer haben kein Verlangen,

weder etwas zu wissen, noch auch zu besitzen, daher sie auch fast nur im Hunger den Europäern Eßwaaren nahmen. Nach einer Mordthat sind sie völlig ruhig und kommen unbesorgt selbst zu denjenigen, von welchen sie Rache fürchten müssen. Einige der Stämme im Innern sollen sogar noch Menschenfresser seyn. Fast alle Stämme scheinen auch völlig ungereitzt Fremde zu überfallen, und auch der vorzüglichste, bis jetzt bekannte Stamm Tuckei auf der Südküste, der sogar ein hochgeehrtes Oberhaupt hatte und in Dörfern beisammen wohnte, ist äußerst wild und feindselig.

Dem bekannten Stamme scheint jedoch ein Gefühl von Ehre und Recht beizuwohnen, daher ihre Speerduelle eine ordentliche Regel haben und sich keiner dabei einer zu vortheilhaften Lage des Schildes bedienen durfte. Sie haben selbst sogar Sekundanten, die auf das Recht dabei sehen. — Uebrigens haben sie, wie fast alle Wilde, das mimische Talent in hohem Maaße und können mit großer Biegsamkeit der Zunge fremde Worte nachsprechen.

Man hat ihnen alle religiöse Begriffe abgesprochen; aber sie glauben Geister und Erscheinungen, fürchten sich vor Gräbern, Sternschnuppen und Gewittern, und sagen, daß sie nach dem Tode in Kindesgestalt zu den Wolken kämen.

Daß die Sprachen so vieler Stämme höchst verschieden seyn werden, braucht kaum gesagt zu werden. Die Rechenkunst dieser Wilden aber geht nur bis 3 zu zählen; was darüber ist, heißt: große Menge.

Bei der frühern Bekanntschaft mit den Europäern schlugen sie Alles todt, was unbewaffnet war und, einmal aufgebracht, wollten sie es mit einer überlegenen Zahl aufnehmen. Freilich mochten sie wohl von den hierher deportirten schlechten Menschen sehr gereitzt seyn.

Als Cook auf seiner 2ten Reise hier war, wollten sie einige vorräthige Schildkröten haben. Sie wurden sehr aufgebracht, als man ihre Bitte abschlug. Einer riß Cook das angebotene Stück Schiffszwieback aus der Hand und warf es über Bord, ein anderer stieß Hrn. Banks heftig

einige Schritte zurück und stampfte mit dem Fuße, und, als sie sich vergeblich an Alle gewendet hatten, die ihnen wie Befehlshaber aussahen, versuchten sie mehrmals, sich mit Gewalt der Schildkröten zu bemächtigen, und als auch das vereitelt wurde, sprangen sie wüthend in ihren Kahn, landeten, zogen einen Feuerbrand unter einem den Engländern gehörenden Kessel hervor und steckten blitzschnell das 5 Fuß hohe trockne Gras in Brand, damit die Habseligkeiten, welche die Engländer am Lande hatten, verbrennen sollten, welches auch zum Theil gelang.

Anmerk. Van Diemens Bewohner ist im Wesentlichen dem Neuholländer gleich.

II.

Neuguinea,

das nach Neuholland nächst größte Land der Südsee, ist nur noch von sehr wenigen Europäern besucht und daher auch wenig bekannt und kann nach Verschiedenheit der Berechnungen, die zur Zeit freilich noch sehr unsicher seyn müssen, von 9000 bis 13,000 Q. M. Flächeninhalt geschätzt werden. — Südlich findet sich die neue Oststraße, die sie von Neuholland scheidet; nördlich trennt sie die Dampiersstraße von Neubrittannien und die Pittsstraße westlich von der ostindischen Insel Gilolo. In ihrer Nähe liegen viele Inseln einzeln und in Gruppen.

Ueberall ist das Land vom Meere tief eingeschnitten. Landeinwärts mögen hohe Gebirge seyn. In der Nähe des Kap Dory sind die hohen Gebirge von Arfak, und tiefer landeinwärts zeigen sich drei Gebirgsreihen hintereinander. Selbst ein Gebirge von muthmaßlicher Schätzung von 4500 Fuß wird angegeben; ja, wenn es nach ältern Nachrichten hier so nahe am Aequator wirklich ein Schneegebirge gibt, so muß dieses noch weit höher seyn,

als jene Angabe besagt. — Vom Klima und Witterung und von den Produkten wissen wir äußerst wenig — gar nichts vielmehr.

Das Binnenland soll Gold und Eisen haben. Es versteht sich wohl, daß sich Palmen, Pisang und der Brodfruchtbaum finden, aber auch die Gewürze der Molucken, und namentlich in Menge der Muskatbaum, sind heimisch.

Herrliche Gewächse müssen hier noch vorhanden seyn. Die Chinesen kaufen hier gegen Eisenwaaren die unbekannte Misoirinde und verkaufen sie den Holländern.

Die Paradiesvögel sind in 10 Arten hier heimisch. Man kennt weder ihre Nester, noch auch von den meisten ihre Nahrung. Außer vielen unserer Vögel sind gewiß noch mehrere andere, zum Theil seltene Arten vorhanden.

Von Vierfüßlern trifft man am meisten Hunde und wilde Schweine. — Das Meer ist reich an Geschöpfen, besonders an einem Schleimthier (vielleicht eine Sepie), welches von den Malaien in erstaunlicher Menge gefangen wird und Trepan heißt. Es dient vorzüglich den Chinesen zur Leckerei. — Man findet auch Perlen.

Die Einwohner

sind die schwärzesten Australier und wahrhaftige Neger mit krausem Wollenhaar. Vorzüglich gilt das von den Papous (Papaus), die auch an Wurstlefze und Plätschnase ganz negerartig sind. Es sollen brave, tapfere Menschen, aber mit einem mit Warzen übersäeten Körper, seyn. Die Weiber sind (nach le Maire) häßliche Geschöpfe mit ungeheurem Bauch und darauf herabhangenden Brüsten, dünnen Armen und Beinen und einem Affengesicht. Jede hatte ein Gebrechen. Die eine schielte, die andere lahmte. Sie faueten Betel. Nur die Schaam war etwas bedeckt. (S. jedoch gleich nachher.) Der Kopf ward allein mit Kämmen und zuweilen mit Federn geputzt und die Weiber hatten das linke Ohr durchstochen. Andere Stämme hatten auch den Nasenknorpel durchbohrt und trugen fingersdicke Pflöcke in den Ohren.

Ihre Wohnungen, die für mehrere Familien dienen, ruhen auf Pfählen, und eine Art Brücke, ebenfalls auf Pfählen gebaut, führt so weit, als die Fluth zu reichen pflegt, zu denselben sowohl von der Land-, als Seeseite, hin. In der Mitte geht eine Halle durchs Haus und zu beiden Seiten sind Zellen für die einzelnen Familien. Eine Thür der Halle geht nach der Seeseite, die gegenüberstehende nach der Landseite, auf die Brücke zu. Einige Schritte von diesen Häusern stehen auf stärkern Pfählen Häuser im Wasser, worin nur, wie bei einigen Nationen auf Sumatra und Borneo, unverheirathete Männer leben. — Zwei große, etwa 600 Schritt von einander entfernte Wohnungen hatte jede ihr besonderes Junggesellenhaus. In einer dieser Wohnungen gab es 14 Zellen, also 7 auf jeder Seite.

In der gemeinschaftlichen Halle bereiteten die Weiber zuweilen Matten, oder verfertigten Töpfe aus Thon, indem sie den Thon mit einem Kiesel über einen andern Kiesel breit schlugen und in die gehörige Form drückten und glätteten. Ein Feuer von trocknem Grase und Gesträuche diente, die Gefäße zu brennen.

Ein grobes, dünnes, aus Kokosfasern bereitetes Zeug, vorn um die Mitte des Leibes gebunden und nach hinten zwischen die Lenden zurückgeschlagen, trugen die Männer, und die Frauen trugen ihre grobe blaue Bekleidung auf ähnliche Weise. Knaben und Mädchen gingen nackt.

Die Frauen hieben oft mit einer Art Pfähle zu den Brücken zu, indessen die Männer müßig umhergingen, oder mit ihren fuchsähnlichen Hunden wilde Schweine jagten.

Ihre Hütten sind ohne Rauchfang; der Hausrath besteht aus einigen Matten, irdenen Töpfen und einer Schüssel.

Gern erhandeln sie Glas- und Porcellankügelchen, um sie im linken Ohre oder um die Handwurzel zu tragen, aber auch gegen Sklaven Eisenwaaren und rothe und blaue Zeuge, ein. Die verkäuflichen Sklaven tragen ein Bambushalsband, woran hinten ein zuckerhutähnlicher, 6 Pfund schwerer Holzblock herabhängt.

Ihre Böte tragen 6 bis 11 Leute. — Ihre Lieder sind fast angenehm, so wie sie denn auch Liebhaber der Musik sind. Wie mehrere Bewohner der Molucken und Südseeinseln, schlachten auch sie bei wichtigen Angelegenheiten einen Hahn, der hier ein seltenes Thier ist, z. B. bei Heirathen. Die Junggesellen halten dadurch an, daß sie in die gemeinschaftliche Halle kommen und sich zu der Geliebten setzen. Die in einiger Entfernung stehenden Alten fragen am Ende die jungen Leute, ob sie einig sind, und schlachten dann vor Zeugen einen Hahn und damit ist die Heirath geschlossen.

Die Waffen dieser Nation, die sich meistentheils den Europäern kriegerisch zeigte, sind Bogen und lange Pfeile, auf den nahegelegenen Inseln aber auch Schleudern, Keulen und Lanzen.

Eine Seltsamkeit fand Cook bei den wilden Einwohnern vom Kap Walsh, die völlig nackt waren und die Engländer trotzig herausforderten. Sie schossen, je vier oder fünf auf einmal, aus kurzen Stöcken (wahrscheinlich hohlen Röhren), die sie seitwärts schwenkten, worauf sogleich Feuer und Dampf, aber ohne Knall, hervorging.

Ein Grab der Papuer entdeckte Forrest. Es war nahe am Strande, roh aus Korallenfelsen errichtet, und oben auf lag die hölzerne Figur eines achtjährigen Kindes.

Die Haraforas,

ohne Zweifel eins mit den wilden Alfuriern, die wir schon bei Asien erwähnten, sollen das Innere des Landes bewohnen, von den Papuern gewissermaßen abhängen und doch auch von diesen so gefürchtet seyn, daß sie eben um derselben willen ihre Wohnungen mit Brücken nach der Land- und Seeseite hin versehen, um ihnen, von welcher Seite auch der Anfall geschehe, entfliehen zu können. Sie sollen auf Bäumen wohnen, auf welche sie mittelst einer langen Stange klettern, und Ackerbau treiben. Die Papuer erhandeln ihnen mancherlei europäische Waaren, sonderlich Aexte von Eisen, wofür sie einen Tribut empfangen.

Zerbricht die Axt, so hört der Tribut auf, falls der Papou keine neue Axt gibt. Zerbricht auch diese, so geht der Tribut fort.

Uebrigens halten sich die ebenfalls bei Asiens Inseln erwähnten Badschus oder Cran Badschu an den Küsten auf, aber wahrscheinlich nur des Fischfangs wegen und ohne hier heimisch zu seyn. Sie bleiben daher auch meistens auf ihren Fahrzeugen.

III.

Neubrittannien, Neuirland, Neuhannover

machen nebst mehrern kleinern umherliegenden Inseln eine eigene Inselgruppe und sind durch die Dampiersstraße von Neuguinea getrennt. Von ihnen ist nur hier und da ein Punkt an den Küsten bekannt. Man weiß nicht viel mehr, als daß dieselben mehrere Vulkane haben, wiewohl auch Kalkgebirge, welche hier und da trinkbares Wasser in Bächen und Flüssen liefern. Die höchsten Gebirge mag wohl Neubrittannien enthalten.

Es lassen sich hier alle Früchte und Pflanzen Neuguineas erwarten. Man fand wirklich den sogenannten männlichen Muskatnußbaum, Kokos- und andere Palmenarten, und eine neue Art Arekapalme, mehrere Pisangs, Brodfrucht, eine angenehme pflaumenartige Frucht, die auf einem hohen Baume wächst, Bambus- und Zuckerrohr, mehrere köstliche feste Holzarten, den Betel und andere aromatische Lianen.

Man fand hier wilde Schweine, Hunde und Vampyre; reicher ist die Natur an Vögeln, Papagaien, Tauben, Krähen, Amseln u. s. w. Kaimans, Schildkröten, Schlangen, Seeschnecken und Muscheln in großer Verschiedenheit und Seltenheit und die fast allen Ländern eigenen

Insekten. Unter diesen strickt eine Spinne ein neun Linien langes, kegelförmiges festes Gewebe, an welchem der Regen abläuft und welches sie mit andern Fäden nach allen Seiten zu an den nächsten Zweigen befestigt. Die ein wenig nach Südost gebogene, aufwärts stehende Spitze bewirkt, daß die hier herrschenden Winde nicht so stark darauf einwirken können. Eine andere Spinne webt ein Blatt, auch mit einer nach Südost zu gebogenen Spitze, in dessen Mitte sie ihr Gewebe hat. Andere Spinnen sind mit einer überaus harten und glänzenden Haut überzogen. Sie können alle den hier sehr starken Regenfall abhalten.

Einwohner.

Die Einwohner sind größtentheils den Papous auf Neuguinea ähnlich. Der Bart war stark. Sie gingen fast nackt, nur daß sie an Armen und Beinen einige Muscheln hatten und die Schaam mit einigen Blättern bedeckten. Das Haar war roth oder gelb und weiß gepudert, durch Einschmieren oft zum Aufrechtstehen gebracht und mit Federn geschmückt; bei Feindseligkeiten war der Anführer zuweilen am ganzen Leibe bepudert. Auf den Yorksinseln trug man auch einen Knochen, oder ein Stück Schilf, queer durch den Nasenknorpel. — Das Tättowiren und Bemalen des Körpers ist ihnen nicht unbekannt.

Sie haben Pflanzungen von Pisang, Yams und Zukkerrohr, die eingehegt sind, halten sich Schweine, fischen mit Angeln und Speeren, stellen ihre Hütten in Dorfschaften zusammen, bauen ihre Kanots sehr gut und haben sie mit Schnitzwerk geziert. Die Waffen sind Schleudern, mit denen sie pfündige Steine werfen, und Keulen und Lanzen von einem sehr harten Holze. Seltsam ists, daß man bei ihnen keine Bogen und Pfeile gefunden hat.

Der Kriegsanführer redet und gestikulirt vor dem Angriff. Grüne Zweige sind die Friedenszeichen, womit sie zugleich dem Kapt. Hunter Pisangs, Yams und andere Früchte brachten, die sie pyramidenförmig aufschichteten

und auf deren Spitze sie einige kleine Hunde legten, die an Kopf und Füßen gebunden waren. Mitten aus der Pyramide ragte eine junge Palme hervor, an deren Zweigen breite Schnüre herabhingen, und Baumrindenzeug. Friedenslieder wurden gesungen und dann ertönte, damit sich Jedermann versammelte, das Kinkhorn, worauf denn Alle in einen Gesang einstimmten, der von 500 Menschen so gleichtönig gesungen wurde, daß keine Ungleichheit konnte bemerkt werden. Dann wurde als Zeichen der Treue das Bellen des Hundes nachgeahmt. Sie hatten ein musikalisches Instrument — eine Panflöte oder Papagenopfeife aus Schilf.

Uebrigens sind sie argwöhnisch, scheu und fielen ungereitzt und heftig die Europäer an. Als Ausforderung blasen sie das Pulver, womit sie sich pudern, aus der hohlen Hand heftig vor sich hin.

IV.

Die Admiralitätsinseln

bestehen aus einem, nordwestlich von Neuhannover befindlichen Archipel von etwa 40 Inseln, die nicht alle bewohnt sind. Die größte darunter ist die große Admiralitätsinsel, die vielleicht an 150 Q. M. halten kann.

Es sind uns übrigens dieselben ebenfalls höchst unbekannt. Auf mehrern Inseln haben die Einwohner Pflanzungen, die durch Pfahlwerk abgetheilt sind. Manche Inseln waren nicht unansehnlich bevölkert und bis auf die Bergspitzen mit Kokospalmen besetzt. Eine Art Pfefferwurzel wird wie Betel gekauet.

Die Einwohner sind in Bau und Bildung den eben beschriebenen sehr ähnlich. Auf einer Insel war die Stimme derselben hell und schwach. Das Gesicht hatten einige mit rothen und schwarzen Streifen bemalt und trugen an einem

durch den Nasenknorpel gehenden Strick Zähne aufgehangen. Alle waren völlig nackt, bis auf die vor der Schaam mit einem Stückchen Matte bedeckten Frauen. Die Männer hatten den vordersten Theil des Schaamgliedes in das Gehäuse einer Blasenschnecke oft so gewaltsam eingeklemmt, daß eine Entzündung entstanden war. Sie trugen übrigens Armbänder von großen Seeschnecken.

Der Charakter dieser Insulaner kann aus einigen Vorfällen allein wohl nicht mit Gewißheit entnommen werden, und ist ohne Zweifel nach Verschiedenheit der Inseln sehr verschieden. Doch ist wohl der Hang zu stehlen ziemlich allgemein.

Die Verfassung ist, wie auf so vielen Südseeinseln, aristokratisch, und die Großen zwangen das Volk, die von den Europäern eingetauschten Sachen ihnen ohne Ersatz zu überlassen. Die Anführer sind auch hier die Redner.

V.

Neugeorgien,

auch Salomonsinseln und Arsaciden genannt, machen einen eigenen Archipel aus, von welchem man nur da und dort einen Küstenpunkt kennt. Im Innern ragten Kettengebirge hervor, z. B. auf Bougainvilles Insel, die bis in die Wolken reichten und größtentheils bewaldet waren Viele Punkte schienen recht gut bebauet.

Die unter vorigen beiden Inselgruppen erwähnten Erzeugnisse des Pflanzenreichs finden sich auch hier, vielleicht noch mit manchen andern uns unbekannten. Auch eine Art Zimmt, einige Arten öhliger Mandeln, Gewächse, die Fuß lange Schoten hatten, Citronenähnliche Früchte, mehrere Arten Balsam und wohlriechende Harz- und Gummibäume sind vorhanden.

Auch mit den Thieren verhält es sich hier, wie in den vorher aufgeführten Inseln.

Die Einwohner scheinen von zweierlei Ursprung. Einige sind röthlich schwarz mit krausem Negerhaar und den Papous ähnlich; andere kupferfarbig, braungelb sogar, mit langem schlichten Haar.

Man geht auf einigen Inseln ganz nackt, auf andern hat man einen Schurz vor der Schaam. Allenthalben bemalt und tättowirt man sich, trägt Muscheln, Knochen und Blumen im Nasenknorpel und in den abgelöseten, bis auf die Schultern hangenden Ohrlappen, trägt das Haar in Zöpfe geflochten und mit Gummi aufgesteift, oder auch rund geschoren, oder auch so, daß auf dem Wirbel ein kleiner Schopf stehen bleibt. Allgemein trägt man weiße, trefflich polirte Arm- und Handbänder von Muscheln oder Knochen und auch wohl Halsbänder von Zähnen. Den Bart reißen viele aus.

Ihre Hütten sind zu Dörfern zusammengestellt und ihre Fahrzeuge nicht aus einem Baumstamme ausgehöhlt, sondern bestehen aus mehrern, überaus genau in einandergefügten Stücken, inwendig mit Mastix ausgelegt gegen das Eindringen des Wassers, ja auch wohl mit geschnitzten oder mit Perlmutter ausgelegten Figuren geziert. Sie halten zuweilen 56 Fuß Länge bei fast 6 Fuß Breite, vorn und hinten sehr hohe Schnäbel, um feindliche Pfeile aufzuhalten, und werden mit flachen Rudern leicht fortbewegt. Scharfe Steine, oder Muscheln und Steinhammer, sind die einzigen Werkzeuge, womit sie diese Kähne bearbeiten.

Ihre Waffen sind schwere Keulen, sechs Fuß lange Bögen, deren Sehne aus den Fasern der Schirmpalme gemacht und mit einem Harz gefirnißt ist. Der aus Schilf gemachte Pfeil ist mit einer Knochenspitze besetzt. Die zehnfüßigen Lanzen haben eine sechszollige Knochenspitze mit Einschnitten als Widerhaken. Ihre geränderten Schilde sind aus gespaltenem Rohr geflochten und mit zwei Handhaben versehen, den Arm hindurch zu stecken und an den Seiten mit Troddeln von rothem und gelbem Stroh geschmückt.

Alle ihre Waffen sind überaus sorgfältig gearbeitet. Die Fasern der Schirmpalme scheinen hier sehr nützlich, denn außer dem angeführten Gebrauch macht man auch Säcke und Netze und wahrscheinlich noch manches andere davon.

Die wichtigsten Nachrichten von diesen Nationen erfuhr man von Lova Sarega, einem jungen Menschen, den Surville gewaltsam mit fortführte und der sich in zwei Monaten schon im Französischen verständlich machen konnte. Nach seinen Berichten leben diese Völkerschaften in ewigen Kriegen und machen ihre Gefangenen zu Sklaven. Aber es scheint auch außer Zweifel, daß sie Menschen fressen, denn Bougainville fand in einem Kanot einen halbgerösteten Menschenkopf und ein Wundarzt entdeckte Menschenzähne in den Halsbändern; auch fürchtete sich Lova bei seiner Gefangennehmung, man möchte ihm den Bauch aufschneiden.

Die Einwohner um den Hafen Praslin gaben sich alle Mühe, einige Franzosen ans Land zu locken, um ihnen Stellen zum frischen Wasser zu zeigen. Aber die Landenden wurden mörderisch angegriffen und einige verwundet.

Der Diebessinn scheint im ganzen Maaße vorhanden, doch benahmen sich mehrere im Tauschhandel sehr redlich. Lova gab an, daß sie 12 Tagereisen weit mit ihren Kähnen über das Meer fahren, um Gefangene zu verhandeln, und sich dabei nach den Gestirnen richten.

Ihre Sprache ist sanft und biegsam und konnte die meisten französischen Worte nachsprechen. Auch die Musik nöthigte sie zu taktmäßigen Bewegungen und schien überhaupt einen großen Eindruck auf sie zu machen.

Die Vielweiberei ist auf diesen Inseln zu Hause, aber man versagt die Mädchen schon in frühesten Jahren, von welcher Zeit an sie so lange bei dem künftigen Schwiegervater wohnen, bis daß die Heirath möglich ist.

Die Gewalt des Oberhaupts oder Königs scheint ganz unumschränkt und unter ihm stehen seine Großen oder Vasallen. Er herrscht so unbeschränkt, daß, was ein Unterthan besitzt, dem Könige zu Gebote steht und was dieser

durch Arbeit, Landbau, Fischfang oder Krieg erwirbt, er erst dem Könige zur Auswahl anbieten muß, ehe ers in seine Hütte bringen darf. Hätte ein Unterthan das Unglück, zufällig in den Schatten des Königs zu treten, so wäre das ein Verbrechen, das sogleich den Tod nach sich zöge. Begeht ein Großer ein todeswürdiges Verbrechen, so rettet er sich gewöhnlich mit Aufopferung seines ganzen Vermögens, durch welches man hier, wie bei gebildeten Völkern, ein großes Ansehen gewinnt. — Die Oberhäupter oder Vasallen sind übrigens durch einen Federbusch ausgezeichnet.

Einer Zukunft nach dem Tode hielte man sich gewiß, sagte Lova, es kehrten aber die in den Himmel gekommenen Seelen von Zeit zu Zeit nach der Erde zurück und erschienen den Menschen. — Ob übrigens Billiardiere recht geschlossen hat, daß ein Anführer im Kanot mit seinen heftigen Grimassen und Gesten ein häßliches Bild im Hintertheil des Kahns angerufen und gleichsam übernatürliche Hülfe gefordert habe, lassen wir dahingestellt seyn.

Die Aerzte, wozu nur bejahrte Leute dürfen genommen werden, stehen in großem Ansehen.

Die Leiche eines vornehmen Mannes legt man auf ein Gerüste. Das abfaulende Fleisch fällt in eine darunter gegrabene Grube. Ist Alles abgefallen, so werden Kopf und Knochen in ein gemeinschaftliches Begräbniß gebracht, die Grube aber wird mit Erde bedeckt und eine Hütte darüber errichtet. Bei Kindern jedoch streuet man nur Blumen darauf.

VI.

Der Archipel von Santa Cruz oder die Königin Charlotten-Inseln,

entdeckt vom Spanier Mendana und 200 Jahr darauf von Carteret wiedergefunden, mögen 11 bis 12 Inseln enthalten, unter welchen die

Insel St. Cruz oder Egmontsinsel die grösseste ist und Gebirge von 1000 Fuß muthmaßlicher Höhe hat. Das Innere der Insel ist undurchdringliche Waldung und nur die Küsten sind angebauet.

Wir nennen noch

Lord Howes Insel, die auch gebirgig ist, und

die Volkanoinsel, deren Beschaffenheit der Name gibt. Ein hoher kegelförmiger Berg in der Mitte speit wirklich Feuer und mag 2000 Fuß Höhe halten.

Nach dem Wenigen, was man von diesen Inseln weiß, macht eine schwarze, schwammige und kalkartige Erde den Boden.

Man fand Brodfrucht, Kokos, Pisangs, Yams, Bataten, Mandeln, verschiedene Arten Nüsse, Tannäpfel, so groß, als ein Mannskopf mit Mandelgroßen Kernen, einige Aepfel- und Birnähnliche Früchte, Bäume, aus welchen sich ein wohlriechendes Oehl ziehen läßt, verschiedene Arten Rohr, mehrere noch nicht beschriebene Pflanzen, und wahrscheinlich auch den Papiermaulbeerbaum.

Schweine fand man in Menge, vielleicht finden sich auch Hunde; — Geflügel, wie auf den bisher beschriebenen Inseln; — mancherlei Fische und Schaalthiere.

Die Bewohner

sind dunkelolivenfarb, haben alle eine breite Stirn, krauses Wollenhaar und eine düstere Physiognomie. Beine und Schenkel sind dünn, welches vielleicht vom steten Sitzen in ihren Fahrzeugen herrührt.

Sie reißen die Haare am ganzen Körper aus, bemalen sich weiß, roth und schwarz, tättowiren den Rücken, schnüren den Bauch mit einem Stricke scharf ein und ein Zeugstreif um die Hüften macht die ganze Bekleidung. Sie tragen Arm- und Halsbänder. Die erstern sind von Schilf oder Baumrinde mit dazwischen geflochtenen Muscheln.

Pfeile und Bogen sind ihre Waffen. Die erstern schossen sie sehr regelmäßig ab. Sie haben auch Speere, höl-

zerne Stäbe statt Keulen, und mit Steinen verwundeten sie in Entfernung von 240 Schritt einen Matrosen.

Ihre Fahrzeuge, deren oft zwei aneinander gekoppelt werden, fassen zum Theil an 30 Menschen; andere aber bestehen nur aus einem einzigen Baumstamme. Sie führen Segel und decken sich durch Matten gegen die Sonne. Sie machen troß ihrer elenden Fahrzeuge dennoch sehr weite Reisen.

Ihre geflochtenen Körbe sind sehr gut.

Die Dörfer liegen nahe an der Küste und bestanden etwa aus 20 runden, von Brettern gemachten, auf einem einzigen Pfeiler ruhenden Hütten. Man stieg mit kleinen Leitern hinauf. Die Hütten selbst haben zwei Abtheilungen. — Noch traf man zwei große Gebäude in einem Dorfe, in deren einem sich schlechtgeschnitze Figuren in halb erhobener Arbeit, in einem andern nett mit Matten behangene, aber viele Bündel Pfeile befanden. Auch fand man bei mehrern Dörfern zwei Brunnen, zu deren Wasser Stufen herab führten, und eine andere Ortschaft hatte eine Einfassung von Stein von 4½ Fuß Höhe.

Die Pflanzungen dieser Insulaner sind sorgfältig angebauet und mit Steinen umgeben. Die Fischereien müssen ein Hauptmittel zu ihrem Unterhalt abgeben, und die ostindische Sitte, Betel zu kauen, ist bei ihnen sehr gangbar.

Die Sitte der Societätsinseln, die Namen zu vertauschen, ist hier ebenfalls im Gebrauch, auch scheint die Regierungsform der dortigen nicht unähnlich und ziemlich monarchisch zu seyn.

Bei ihren im Kreis herum sich bewegenden Tänzen bestreichen sie sich einander mit Büscheln vom frischen Grase.

Zum Stehlen und zum Betrug im Handel und Wandel waren sie sehr geneigt. Vor dem Anfang des Handels waren sie überaus vorsichtig und vertauschten zwar ihre Pfeile, stumpften aber denselben erst die Spitzen ab. Nichts war ihnen so angenehm, als rothes Tuch. Man fand sie

übrigens als kühne und unerschrockene Menschen, die aber doch nicht ungereitzt die Fremden angriffen.

Von ihren Weibern weiß man fast gar nichts. Nur einige sahen die Franzosen, als sie sich, wider den Wunsch der Insulaner, von den Küsten entfernten. Sie hatten einen Rock der bis an die Knie reichte, und ein Zeugstück, welches den Kopf und übrigen Körper bedeckte.

VII.

Die neuen Hebriden,

oder die großen Cycladen, oder auch der Archipel von Australia del Espirito santo.

Nach Cook sind der eigentlichen Hebriden, einige sehr kleine Inseln nicht mitgerechnet, etwa zwanzig. Der ganze Archipel mag jedoch mit Ausschluß allzukleiner Inselchen wohl an 37 sein.

Die größeste dieser Inseln ist Tierra del Spiritu santo; und hält an 60 Meilen Umkreis. Mallicolo hat fetten fruchtbaren Boden und schön bewaldete Gebirge, von welchen viele Bäche sich herab ergießen. In den Wäldern lagen die Pflanzungen der einzelnen Besitzer zerstreut. — Die lange schmale Insel Aurora besteht aus einem einzigen lang sich hinziehenden Gebirge. Die Insel Sandwich hat etwa 10 Meilen Länge und 25 M. Umfang. Das wahrscheinlich überall angebaute Erromanga, über welches ein Gebirge sich sanft nach Süden hinzieht, hat gegen 22 Meilen Umfang. — Tanna hat etwa 8 Meilen Länge, und einen Vulkan, der zu Zeiten heftig speit. Rings um denselben her finden sich, wie im Neapolitanischen, Solfataren, vor deren Aufreißen die Einwohner besorgt waren, weil sie fürchteten, es möchte ein neuer Vulkan entstehen.

Die Bevölkerung dieser Inseln (mit Forster) zu 200,000 E. anzuschlagen, wovon 50,000 auf Mallicolo, und 20,000 auf Tanna kämen, ist wohl zu gewagt.

Die Produkte des Pflanzenreichs sind, bis auf einige fehlende, dieselben, welche wir bei den Societäts- und bei den Freundschaftsinseln werden kennen lernen. Wir nennen aber besonders den Pomeranzenbaum, die wilde Muskatennuß, mehrere Arten Feigen, einige selbst mit eßbaren Blättern. Andere Bäume zum Theil von 150 F. hoch, und der in Ostindien heimische Baum der Banianen, oder der große Feigenbaum, sind ebenfalls vorhanden. Außer Schweinen, Ratten und Vampyren kennt man auch hier kein Säugethier, selbst nicht den Hund. Dagegen ist des Geflügels, an Papageien, mehrere Taubenarten, und vielen andern auch bey uns heimischen Vögeln, sehr viel.

Von Insekten und Fischen weiß man nicht viel. Doch die Perlenauster scheint in diesen Gewässern häufig.

Unbekannt ist es, wie es bei so vielen Gebirgen mit den Mineralien stehe.

Die Einwohner nähern sich den Papous auf Neuguinea in größerer oder geringerer Verschiedenheit. Bei einigen ist das Haar schwarz und wollig, in andern Gegenden braun mit gelben Spitzen, und nicht allemal wollig, jedoch auch der Bart stark gekräuselt; einige sind dünngliedrig, auf andern Inseln aber trift man starke Menschen. Kurz: der Verschiedenheiten sind mehrere, selbst in den Sprachen; z. B. auf Tanna, wo Eine allgemein gesprochen ward; eine andere, die mit der Sprache auf den Freundschaftsinseln übereinkam; und eine dritte an der Westseite der Insel sich fand. Man darf also wohl an eine Mischung mehrerer Nationen auf diesen Inseln denken.

Männer und Weiber gingen, letztere bis auf eine kleine Schürze von den Hüften bis zum Knie, fast völlig nackt. Erstere hatten Blätter um die Schaamtheile. Auf Tanna war das Haar zuweilen wohl in 100 kleine steife Zöpfe, die mit den Stengeln einer Winde umwunden waren, ab-

getheilt. Auch Hahnen und Eulenfedern werden ins Haar gesteckt, und dasselbe noch auf mancherlei andere Weise behandelt. Meistens trägt man ein dünnes Stöckchen im Haar, des Ungeziefers wegen.

Man trägt Knochen oder Steine im Nasenknorpel; am Oberarm Bänder von kleinen schwarzen und weißen Muscheln, die wahrscheinlich schon im frühern Alter angelegt waren, indem man sie nicht über den Ellenbogen streifen konnte *). Auf einigen Inseln tättowirte man sich; auf andern wurde das Gesicht roth und schwarz, auf andern sogar Körper und Haar gelb angestrichen. Auf einigen Inseln trug das weibliche Geschlcht Halsbänder von Ringen aus Schildkrötenschalen, welche bis auf die Brust herabhingen. Die ältern Frauen hatten mehr solcher Ringe, als die jüngern.

Am meisten hat man die Tannesen kennen gelernt, und diese scheinen vernünftige gesittete Menschen, gutherzig und gastfreundlich, und höchst friedfertig. Der Hang zum Stehlen äußert sich bei ihnen und auf den übrigen Inseln nur wenig, und Weiber und Mädchen hielten sich in Entfernung, und wiesen die Zumuthungen der Matrosen mit großem Ernst ab. Gegen die Alten beweisen sie Achtung, und gegen die Kinder Zärtlichkeit. Doch schienen sie pflegmatisch und gleichgültig, und behielten immerdar ein gewisses Mißtrauen; litten es auch nicht, daß die Engländer ins Innre der Insel kamen.

Die Mallicolesen waren überaus lebendig und thätig, faßten schnell, waren überaus geschwätzig und hatten so große Gewandtheit der Zunge, daß sie selst das Russische sihtsch nachsprechen konnten. Sie begriffen die Zeichen der Engländer unglaublich leicht, gingen ganz unbefangen auf den Schiffen umher, wollten alles haben, wiewohl sie nicht verdrießlich wurden, wenn man es ihnen abschlug. Mit großer Leichtigkeit kletterten sie die Masten

*) Sie könnten jedoch auch, wie auf den Pelewinseln die Ehren Armbänder der Großen, durch eine besondere Operation angelegt werden.

und Seiten des Schiffs hinauf, und sprangen aus den Kajüttenfenstern. Ihre Gestalt in den Spiegeln gefiel ihnen außerordentlich. Ihre Bewunderung äußerten sie durch ein Zischen, das dem der Gänse ähnlich war. Für ähnliche Fälle hatten die Tannesen das Wort Hibau. Die Gewohnheit Namen zu wechseln (s. nachher) herrscht auch hier.

Die empörende Menschenfresserei, mag wohl allgemein auf diesen Inseln heimisch seyn, denn sie findet sich selbst bei den Tannesen.

Ihre Nahrungsmittel sind meistens vegetabilisch, denn selbst mit der Fischerei scheinen sie sich wenig zu befassen. Da hingegen sind ihre Pflanzungen treflich. Man fand Yamswurzeln von 56 Pfund, und die angepflanzten Kokos sind von vorzüglicher Güte. — Schweine und Hühner sind höchst seltene Gerichte.

Ihre aus schräg zusammenlaufenden Pfählen errichteten Hütten, waren an zwei Seiten offen und nur mit einem Rohrgeflechte von 18 Zoll Höhe umgeben, und die größesten hielten etwa zwischen 30 — 40 F. Länge, bei 9 bis 10 F. Breite. Der Boden ist mit trocknem Grase bestreut, und mit einigen Matten belegt, welche das einzige Hausgerath zu seyn scheinen. Da in jeder Hütte an mehrern Stellen Feuer angelegt werden, so glänzen die beiden mit Matten bedeckten Seitenwände von Ruß.

Ihre Aexte sind aus Basalt, oder aus scharfen Muschelschalen gefertigt; ihre Matten und Zeuge sind grob; ihre Waffen bestehen aus Speeren, Schleudern, Bogen, Pfeilen und fünffüßigen zum Theil am Ende scharfzackigen Keulen, deren beste aus Casuarinaholz verfertigt werden. Mit ihren Speeren, die oft 10 F. lang und mit 8 zölliger Spitze versehen sind, werfen sie auf 40 F. Weite durch einen 4 zolligen Pfahl.

Den Feind fordern sie durch Klatschen auf die Hinterbacken heraus. Als Friedenszeichen trägt man nicht nur grüne Zweige, sondern schüttet auch noch Wasser mit den Händen über den Kopf.

Auf einigen Inseln schien einer der Alten der Oberste zu seyn, ohne jedoch eine besondere Gewalt zu haben. Sein Leibgürtel zeichnete sich dadurch aus, daß die Streifen wechselweise roth und schwarz waren. Auf Tanna schien man nur Familienregiment zu kennen. Die schwersten Arbeiten fallen auch hier dem andern Geschlechte zu.

Von religiösen Gebräuchen hat man nichts bemerkt. Doch wurde mit Tagesanbruch ein feierlicher Gesang gesungen. Vielleicht konnte in dem Dickigt eines Gebüsches von welchem sie die Europäer sorgfältig abhielten, ein heiliger Platz seyn.

Tanz und Musik waren ihnen angenehm, und die einfachen schottischen Lieder machten ihnen besonders viel Vergnügen. Ihre Instrumente sind Trommel und Panflöte.

Uebrigens ist die Beschneidung (Aufschlitzen der Vorhaut) bei ihnen, wie bei vielen Südseeinsulanern üblich.

VIII.

Neucaledonien

wurde von Cook entdeckt, und von Dentrekasteaux weiter untersucht. Eine große Insel streicht von Südost nach Nordwest, und ist ringsum mit kleinern Inseln umgeben. Sie soll nach den Berechnungen der Karten, an 325 Q. M. enthalten.

Längs der Insel läuft eine Gebirgsreihe, unter welcher einzelne Berge 1000 F. halten können. Man sahe nur wenig Feuer im Innern, und selbst an den Küsten nur wenige Piroguen. Die Gipfel der Berge sind dürre, senden jedoch ihr Wasser herab, und bewässern fruchtbare Thäler.

Die umherliegenden Inseln, sind fast alle unbedeutend, und wir nennen davon nur die Insel Beaupré, und das etwa 20 Meilen Umfang haltende Fichteneiland, das

man seiner säulenförmigen Fichten wegen aus der Ferne bald für Rauch, bald für Basalt ansahe.

Man fand auf der großen Insel verschiedene Erd- und Steinarten, Basaltseulen, und Terpentin u. s. w. neue Arten von Pflanzen, nebst den meisten bei den vorigen Inselgruppen erwähnten. Die Blätter des hiesigen Brodbaums sind weniger tief eingeschnitten. Ein vierfüßiges Thier scheint man gar nicht zu haben, doch findet sich der Vampyr. Das Huhn ist das einzige Hausthier. Reicher ist das Land an Vögelarten. Eine Spinne ist merkwürdig, schwarz, mit schmalen Körper und von der Größe unserer Kellerspinne, aber mit 2 Zoll langen haarigen Beinen. Ihre Faden sind so stark, daß die Franzosen (unter Billardiere) in ihren Waldgängen einen merkbaren Widerstand davon empfanden. Man tödtet diese Thiere in einem irdenen Topfe über Feuer, röstet sie auf Kohlen, und ißt sie als einen Leckerbissen.

Einwohner.

Der Neucaledonier ist groß, und zuweilen über 6 Fuß hoch wohlgewachsen, und in Dunkelheit der Farbe, ja selbst in Physiognomie und Charakter den Bewohnern von van Diemensland sehr ähnlich.

Das schwarze Wollenhaar ist, wie der Bart, kraus. Einige hatten auch Wurstlippen und platte Nasen.

Sie sind stark und so gelenkig, daß sie einen Kokosbaum mehr hinanlaufen, als hinansteigen.

Die Männer tragen außer dem Blatte oder Zeugstückchen, welches das Zeugungsglied verhüllt, einen doppelten Strick um den Leib, an welchem bei Weibern und Mädchen Schnüre, bis zu einem Drittheil der Schenkel herabhängen. Armbänder und Tättowiren ist dem andern Geschlecht auch hier nicht unbekannt.

Außerdem was das Pflanzenreich darbietet, essen sie Fische und Austern, und sogar eine Art grünen ziemlich weichen Speckstein, auch ist es wohl keinem Zweifel unterworfen, daß sie recht gierige Menschenfresser sind. Sie

schlitzen den Unglücklichen mit einem ganz eigenen Instrument, Nbouet, den Bauch auf und zerlegen ihn damit in Stücken. Denselben Namen Nbouet, haben auch ihre Gräber.

Ihre Bienenkorb ähnliche Hütten sind nicht 5 F. hoch und haben einen so kleinen Eingang, daß man gebückt einkriechen muß. Das Dach ist von Kokosblättern gemacht, und inwendig die Hütte mit Blättern von einem andern Baum belegt. Einige derselben waren auch von außen mit Pallisaden umgeben; bey andern hatte die Eingangsthür zwey Flügel, und war mit Schnitzwerk geziert. Immerdar brennen in den Hütten Feuer, um die Stechmücken zu verjagen, aber der Rauch hat keinen Ausgang.

Außer Matten haben sie große irrdene Kochtöpfe, welche zum Kochen auf 5 Steine gesetzt werden, wovon einer in der Mitte steht. Ihre Aexte sind aus Stein gemacht, die Hacken zum Feldbau aus Holz, ihre Kopfkämme aus 6 dünnen am Ende zusammengebundenen Federn, und ihre Fischangeln von verschiedener Art.

Bogen und Pfeile scheinen sie nicht zu kennen, aber es sind ihre Streitkolben und Speere *) überaus gut gearbeitet, polirt und mit dem schönsten Schnitzwerk verziert. Die Steine zu ihren Schleudern runden sie mit großer Sorgfalt ab.

Sie haben Oberhäupter, vielleicht von mehr als einer Art. Diese trugen eine hohe, an der Seite mit Federn geschmückte Mütze, und nahmen dem Volke alles ohne Ersatz ab, was ihnen gefiel. Die Weiber sind ihre Lastthiere; die Musik ist wie die Sprache widrig und rauh, und außer einer Pfeife sahe man kein musikalisch Instrument. Ihre Kähne waren wie auf den Sozietätsinseln, aber nicht so geschickt zum seegeln, und gewöhnlich waren ihrer zwei mit einander verbunden.

*) Die letztern werden hier, wie auf den Neuhebriden und mehrern andern Inseln mit einer eigenen Art Wurfriemen geschleudert.

Sie begrüßten die Franzosen mit Kopfnicken, und mit dem Wort Ala avè. Von ihren Spielen und Lustbarkeiten weiß man nichts gewisses; aber einen Kriegstanz scheinen sie zu haben, denn der Insulaner, welcher von dem fürchterlichen Nbouet Erklärung gab, zeigte unter wilden Sprüngen, wie der Gefangene mit der Keule nieder geschlagen, und am mit diesem Instrument zerschnitten und ausgeweidet würde.

Ihre Begräbnißplätze ließen sie nicht nahe besehen. Es waren neben denselben Menschenschädel aufgehängt, und geschnitzte menschliche Figuren daselbst aufgestellt.

Den Engländern schienen diese Menschen fast gutartiger als die Freundschaftsinsulaner. Die Franzosen beschreiben sie als die frechsten Diebe, als wilde streitsüchtige Menschen. Auf ihre Weiber sind sie höchst eifersüchtig.

Viel gescheuter als die eigentlichen Caledonier, waren die Insulaner auf Beaupré.

IX.

Neuseeland.

Erst durch Cooks unermüdliche halbjährige Untersuchungen, weiß man die Bildung dieser Insel und daß sie eigentlich aus 2 Inseln besteht, die durch die Cookstraße getrennt sind, welche zwischen 4 und 5 Meilen breit ist.

Auf der nördlichen so wohl als südlichen Insel finden sich mehrere Vorgebirge. Die erstere ist reicher an Gewässern, und hat nicht so hohe wilde Gebirge, als die südliche, auf welcher die höchsten wohl an 10 000 F. haltendeu Gebirgsgipfel mit ewigem Schnee bedeckt sind. Doch wird der Pic Egmont auf der nördlichen mit dem Pic auf Teneriffa an Höhe verglichen. Die südliche ist auch bei ihrer ausgezackten Küste mit Baien, Buchten und Häfen sehr reichlich versehen.

Die südliche Insel berechnet man zu 2408 Q. M., die nördliche aber zu 525 Meilen weniger.

Diese Inseln sind nicht, wie so viele andere, von Korallenriffen eingefaßt. Mehrere kleinere Inseln, die zu denselben gehören, erwähnen wir hier nicht.

Der Boden ist sehr verschieden und felsige unfruchtbare Striche wechseln mit sehr fruchtbaren Strichen ab. Vulkanische Produkte finden sich verschiedener Orten. Von Erzen hat man bis jetzt nur Eisensand an einem Orte gefunden, und unter den Steinen ist der grünliche Jade (Nephrit), aus welchem die Aexte und Messer gemacht werden, zu bemerken, welcher vorzüglich auf einer kleinen Insel vorkommt. Er ist halb durchsichtig und dunkler, als die Nierensteine anderer Erdgegenden. An Talksteinen scheint ein großer Ueberfluß und man will davon ein ganzes Gebirge entdeckt haben. An Kalksteinen und Marmorarten scheint es keineswegs zu fehlen.

Es ist schon gesagt, wie es mit der Bewässerung der Australinseln überhaupt stehe. Große Flüsse scheinen auch hier zwar nicht vorhanden, aber dafür hat fast jedes Thal seinen Bach und jede Klippe und jede kleine Insel eine Quelle. Der ansehnlichste Fluß ist die sogenannte Themse, die 10 Meilen landeinwärts noch 3 Meilen breit ist, aber höher landeinwärts sich überaus verengt.

Auf einem Berge an der Duskybai fand man einen kleinen See mit klarem, süßem Wasser und mit schuppenlosen, forellenartigen Fischen bevölkert. Hier ist auch ein Wasserfall, der bei 30 Fuß Durchmesser sich 900 Fuß herab ins Meer stürzt. Einige durchlöcherte Felsen gehören ebenfalls zu den Naturseltenheiten. Der größeste bei der Bai Tegada bildete einen 75 Fuß weiten Schwibbogen, durch welchen man auf das Meer und auf die umherliegenden Gegenden die Aussicht hatte.

Das Klima ist gemäßigt und mild. Die dem Aequator näher liegenden Theile sind beträchtlich wärmer, als die übrigen, und die Bäume waren mitten im Winter grün. Dieses Klima und diese Bewässerung lassen für den künfti-







Neuseelaender.



tigen Anbau des Landes sehr viel erwarten, ungeachtet der im Innern immer nach dem Gipfel zu kahler werdenden Gebirge. Doch walten hier ungeheure Orkane, und der südliche Theil ist mit Nebeln stets verhüllt. Stürme erlitten die europäischen Seefahrer von 11 Tagen, und ein mit Sturm begleitetes Gewitter im Mai, übertraf Alles, was die vielerfahrnen Seeleute Cooks jemals erlebt hatten. Tromben scheinen auch nicht selten zu seyn.

Daß hier die lieblichen Früchte der heißern Zonen, Pisangs, Palmen, Zuckerrohr, Brodbaum u. s. w. fehlen, kann nicht auffallen, wenn man die Lage ansieht. Aber die Pflanzenwelt ist hier reich an neuen Arten. Nur an den Küsten fand man 250 neue bei nur 10 bekannten Arten, und das Innre der Wälder konnte vor Lianen und Schlingpflanzen niemand durchdringen.

Man fand wilden eßbaren Sellerie fast überall, und eine gelbe und eine schwärzliche unschmackhafte Pflaumenart. Des Neuseeländers Hauptnahrung bietet die unschmackhafte und holzige Wurzel eines überall wachsenden Farrenkrauts dar, die erst durch Rösten und Quetschen zwischen den Steinen einen genießbaren Saft gibt. Eine andere Art Farrenkraut hat eine schmackhaftere Wurzel, ist aber seltener. Arum und Bataten sind in den mildern Gegenden auch vorhanden; überdies auch Yams. Der hiesige Flachs, der an Güte den Hanf übertrifft, ist schon in Europa sattsam bekannt. Unter den Bäumen, die in großen Waldungen da stehen, und zum Theil für den Schiffsbau selbst zu hart sind, nennen wir die Theemyrthe, deren Blätter einen bittern antiscorbutischen Thee geben, und die Sprossentanne, aus deren jungen Sprossen, mit Zusatz von Würze und Syrup, ein antiscorbutisches Bier gebrauet wird. Auch der Papiermaulbeerbaum kommt vor.

Der vierfüßigen Thiere sind auch auf dieser größern Insel wenige. Außer Ratten, Fledermäusen und fuchsähnlichen Hunden kennt man keine andere; der Vögelarten jedoch gibt es viele, und unter diesen mehrere neue Arten; vor-

züglich zahlreich sind die Seevögel. Eidechsen, die sich Höhlen graben, und Schlangen, beide von furchtbarer Art, sollen vorhanden seyn, jedoch haben die Europäer nur zwei unschädliche Arten Eidechsen gefunden.

Die Küsten umher sind unglaublich fischreich, aber von Insekten fand man nur einige Arten Schmetterlinge und Käfer, einige Libellen und Wespen und einige andere, unter welchen eine sogenannte Erdmücke sehr beschwerlich war.

Einwohner.

Der nördliche Theil hat Menschen, und an einigen Gegenden in beträchtlicher Zahl, der südliche hingegen ist beinahe menschenleer.

Offenbar einerlei Stammes mit dem Taheiter, oder Tongatabuer, ist doch der Neuseeländer zufolge seines Klimas und Landes schmächtiger, fester, stärker an Gliedern, und nervigter, aber auch minder schön, das Gesicht etwa ausgenommen, das sich dem europäischen nähert. Die großen Augen sind schwarz und lebhaft; die weißen Zähne dicht aneinander stehend; das Kopfhaar schwarz und straff; die Barthaare stehn dünne; die Stimme ist stark. Die Weiberstimme ist sanft, aber die Brüste hängen herab. Der Mann ist ernst, das Weib munterer und geschwätzig. Die Hautfarbe ist bei einigen geblich, bei andern braun, und wieder bei andern, die auch krauses Wollhaar haben, wie auf Neuguinea. — Die Launen und Gemüthsstimmungen wechseln urplötzlich, wie bei Kindern. Sie waren verrätherisch, treulos und tückisch, selbst dann, wenn sie mit den Europäern im besten Vernehmen standen. Die Erschlagenen fressen sie. Uebrigens sind sie ausgemachte Diebe. Die Weiber und Mädchen sind nicht so ganz zügellos, am wenigsten die erstern, wiewohl die Vielweiberei hier gar nicht fremd ist.

Eine aus dem hiesigen Flachs bereitete Matte, von 5 Fuß Länge und 4 F. breit, um die Schultern geschlagen, und über der Brust mit einem Knochen befestigt, auch

wohl zum Zierrath mit Hundefellen verbrämt, ist die gemeinste Tracht für beide Geschlechter, unter welcher man noch einen Binsengürtel trägt. Nur zum Staat trägt man kleine Hüte. Die Männer tragen die hinten abgeschnittenen Haare auf dem Wirbel zusammen gebunden, stecken einen Kamm, und oftmals auch Federn hinein. Eben so binden die Frauen die Haare. Beide Geschlechter beschmieren dieselben mit Fischthran, und bestreuen sie mit rothem Ocher. Die Mädchen lassen die Haare auf die Schultern herabfallen. In den Ohren trägt man Federn, besonders vom Albatroß, Knochen, Steine, Holzstücke, und einige hatten auch im durchbohrten Nasenknorpel Federn gesteckt. Halsbänder, die bis auf die Brust herabhingen, bestanden aus Steinen, oder aus Hai oder Menschenzähnen; oft hing nur Ein Knochen am Faden, und bei Männern auch wohl eine aus Steatit geschnittene menschenähnliche Figur herab. Die Frauen trugen auch Bänder von Knochen und Muscheln um Arm und Schenkel. Der größte Putz der Männer ist, mit schwarzblauen Spirallinien das Gesicht zu tättowiren *) (Amoko genannt), da die Weiber meistens nur die Lippen punktirten. Einige Männer hatten auch tiefe Furchen in die Haut gerissen, wodurch sie ein furchtbares Aussehn erhalten. Uebrigens beschmiert man sich noch mit rother mit Oehl geriebener Farbe.

Ihre **Wohnungen** bestehen aus Stäben, welche mit Gras durchflochten, und allenfalls noch mit Baumrinde belegt sind. Durch die Thüre kann nur ein Mensch hineinkriechen, und neben der Thür dient eine Oeffnung als Fenster und Rauchloch. Solche Wohnung hat höchstens 20 F. Breite und 5 — 6 F. Höhe. — In einigen Hütten trifft man neben der Thüre Pfeiler mit grobem Schnitzwerk. Ihre Hippahs oder Dörfer waren an Abhängen und unzugänglichen Felsen angelegt, und auf der Landseite mit einem Graben versehen, der zwischen zwei Reihen Pal-

*) Das Oberhaupt Tacoury hatte auch Lenden und Gesäß auf diese Weise punktirt.

lisaden lag. An der Seite, von welcher ein feindlicher Ueberfall zu fürchten ist, findet sich noch ein verpallisadirtes Viereck, welches Platz für 400 Mann hatte. Am Eingange stand ein Gerüste auf 25 F. hohen Säulen, statts Wachtthurm. Ein Balken mit eingehauenen Stufen diente als Leiter, um hinaufzusteigen. Stets sind 15 bis 20 Mann auf dem Thurme, und haben Steine und Wurfspieße, um den Feind zu hindern über den Graben zu kommen. — Man fand auch in den Hippahs große Magazine, sowohl von Lebensmitteln, als auch von Waffen, wie auch von Fischerwerkzeugen. In den Dörfern findet sich auch auf einem Platze eine häßliche menschliche Figur von Holz, aus deren krötenähnlichen Rachen eine ungeheure Zunge heraushängt.

Auf der nördlichen Insel fand man regelmäßige Pflanzungen von Yams, Bataten, Arum und Flaschenkürbissen. Mühsam brechen sie dazu das Erdreich mit Stangen auf. Zu ihrer Ernährung trägt das Meer viel bei. Ihre Netze, oft 500 F. haltend, sind wie die unsrigen gemacht, und ihre Angeln von Perlmutter oder andern Schalen. Die Fische und große Austern und Schnecken rösten und dörren sie in Erdhöhlen, um sie aufzubewahren. — Sie thun täglich, früh und Abends Mahlzeiten, und aßen beinahe alles ohne Unterschied. Thran war ihnen so sehr ein Leibgetränk, daß sie aus den Lampen der Europäer die Tochte aßen; aber alle hitzigen Getränke sind ihnen eben so unbekannt, als zuwider.

Ihre Böte von Cedernholz sind bis 25 F. lang, und führen 8 Mann. Die Breite beträgt 2½ F. Der Boden besteht aus einem ausgehölten Baumstamm, auf welchen Planken gesetzt sind, in welche man Löcher bohrt, um mit Schnüren von der Flachspflanze die Planken fest mit dem Kahn zu verbinden. Diese Löcher werden dann mit einer Pflanzenwolle dicht verstopft. Die Kriegsfahrzeuge haben 60 F. Länge bei 6 F. Breite, und führen 60 Mann. Sie werden durch Ruder und Seegel getrieben, und das hoch hinauflaufende Hintertheil ist mit künstlichem Schnitzwerk

und herabhangenden Flechtwerk geziert. Am Vordertheil ist eine Art Löwenkopf eingeschnitzt, mit einer ungeheuern heraushangenden Zunge. Die Ruderer halten genau Takt, und singen zum Rudern.

Man fand weder Schilde noch Bogen und Pfeile; aber ihre Lanzen, Keulen, und vorzüglich ihre Pättu Pättu, oder kurze, höchstens 14 zollige Streitkolbe, waren überaus sauber gearbeitet, und mit Schnitzwerk verschönt. Sie hatte am Griff ein Loch, um einen Strick durchzuziehen, und diesen um die Hand zu winden. Häufig war sie aus dem Jade gemacht, und hatte nicht einerlei Form. — Um dieses Steins willen kommen von allen Gegenden der Insel die Neuseeländer nach dem Charlottensund, und erhandeln denselben von den dasigen Bewohnern.

Auch an ihren überaus künstlichen Kästchen, und an ihren Pfeifen und Flöten ist Schnitzwerk angebracht.

Daß die Weiber die Lastthiere sind, braucht kaum gesagt zu werden. Selten hat Jemand mehr als ein Paar Frauen.

Der Neuseeländer in der südlichen Insel lebt nur familienweise, und diese Familien sind immerdar mißtrauisch gegen einander, und betrachten sich fast als Feinde. In den fruchtbarern nördlichen Theilen sind die Menschen in größere Gesellschaften vereinigt. Man traf hier von 40 bis 37sten Breitengr. nur ein einziges Oberhaupt, Teratu, das allgemein anerkannt wurde. Unter diesem großen Oberhaupte standen andere, die überall Respekt fanden, und die die Diebe, über welche sich die Engländer beklagten, abstraften. — Hier waren die Felder besser bebaut, die Fahrzeuge schöner, und die Kleider feiner.

Unter den kleinern Stämmen sind die Kriege unaufhörlich. Ein Stamm überfällt den andern. Größere Stämme haben rothgeschminkte, mit Federn geputzte Heerführer, die eine kostbare Kriegskleidung von Hundepelz tragen, und einen schöngeschnitzten Kommandostab führen. — Sind sie auf feindlichen Boden angekommen, so erhebt sich der Kriegstanz, mit Schwingen der Lanzen, un-

ter fürchterlichem Geschrei und mit gräßlichen Verdrehungen des Körpers, und besonders wird als Herausforderung die Zunge aus dem Munde vorgestreckt, auch zieht man die Augenlieder so sehr hinauf, daß das Weiße im Auge sichtbar ist. Die Schneckentrompete und eine elende Pfeife begleiten das Höllengeschrei, das ohne Zweifel einen Kriegsgesang vorstellen soll. Im Treffen und wenn ein Hippah erobert wird, machen sie selbst Weiber und Kinder nieder, und fressen sie. Niemals machen sie Gefangene.

Sie sind nicht ohne Gefühl, und äußern beim Verlust der Ihrigen große Betrübniß, ja sie erheben ein großes Geschrei, und ritzen sich mit Steinen tiefe Wunden in Stirn und Wangen. *) Sie scheinen auch edel handeln zu können. Gouverneur King brachte einen mitgenommenen Neuseeländer wieder in seine heimatliche Gegend. Ein bedeutendes Oberhaupt dieser Gegend nahm den Wiedergekommenen feierlich unter seinen Schutz, rieb sich mit ihm die Nasenspitzen (der hiesige Gruß und das Freundschaftszeichen) legte dann seine beiden Hände an Kings Schläfe, und bewog diesen, es ihm eben so zu machen, wobei er einige Worte murmelte. Hiedurch wurde der Wiederkehrende gleichsam an Kindesstatt aufgenommen. King äußerte einigen Zweifel an der Aufrichtigkeit des Oberhaupts, da sprach dieses: „Ein Oberhaupt hintergeht nie!"

Ihre Musik ist sanfter als die Taheitische, und ihre Sprache einerlei Ursprungs mit dieser, so wie auch ihre Religion ziemlich mit der taheitischen übereinkommt, selbst im Namen des obersten Gottes, unter welchem andere Gottheiten von verschiedener Macht stehen. Kleinere geschnitzte Menschenfiguren in den Hütten stellen vielleicht Schutzgötter vor. In der Nähe einer Pflanzung war ein Korb mit Farrenkrautwurzeln aufgehängt — er sollte den Göttern ein Opfer seyn, eine reiche Erndte von ihnen zu gewinnen. — Sie haben Ober- und Unterpriester, eine Art

*) Als man in einer Gegend Cooks Tod den Bewohnern erzählte, dichteten sie diesen einfachen Trauergesang: „Gegangen tod! o weh! Tupaja!"

gottesdienstlicher Gebräuche, auch Gebete, und sprechen Oerter und Personen heilig (tabu s. Taheiti) und begraben ihre Todten. Die Seelen der gefressenen Feinde bleiben eine lange Zeit in einem Fegefeuer. Nach der Beerdigung trenne sich das Herz vom Körper, dabei zeige sich ein sanfter Wind, mit welchem eine Untergottheit ankomme, die die Seele zum Eatua, oder obersten Gott führt, der dieselbe in Empfang nimmt. Ein böser Geist sey aber auch schon in Bereitschaft, um den unreinen Theil der Seele längs eines eignen Wegs (den sie sogar auf einer Karte vorzeichneten) ins Nordkap zu führen und dort ins Meer zu stürzen.

Uebrigens ist der Neuseeländer gesund und erreicht ein hohes Alter. Doch werden sie oft schwermüthig bis zum Selbstmord und Frauen erhängen sich, wenn sie vom Manne gemißhandelt sind.

Folgende Züge von dem Charakter dieses Volks mögen hier eine Stelle finden. — Auf Cooks Schiffe schoß Hr. Gore einen Neuseeländer, der ihn betrogen hatte, und nun noch aufforderte, sich Recht zu verschaffen — todt. Alle Insulaner entfernten sich; da man ihnen aber die Ursache verständigte, fingen sie den Handel wieder eben so zutraulich an, als vorher, und äußerten, daß dem Diebe recht geschehen sey.

Ein anderer Neuseeländer wurde mit 12 Hieben für seine Dieberei gezüchtigt. Kaum war er losgelassen, als ihm ein alter Mann — Vater vielleicht, oder Oberhaupt? — ein tüchtige Tracht Schläge aufladete, und ihn dann in seinen Kahn schickte.

X.

Die Freundschaftsinseln

empfingen ihren Namen von der Gutherzigkeit, mit welcher die Europäer hier aufgenommen wurden, und sind uns,

zwar nicht zuerst, aber doch am meisten durch Cook und seine Nachfolger bekannt geworden.

Die Grenzen dieses Archipels sind zur Zeit noch sehr zweifelhaft. Die Inseln liegen in mehrern Gruppen beisammen, welche mit Korallenriffen umgeben sind.

Das Klima ist mild und gesund und die Luft rein. An Gebirgen sind sie nicht so reich, als die nachher sogleich zu beschreibenden Societätsinseln und haben daher auch nicht diese Bewässerung und überhaupt nicht so viel Gewitter und Abwechselungen der Atmosphäre. Die Winde bringen, wenn sie heftig werden, meistentheils Regen. Der Winter ist auf einigen Inseln strenger, als man denken sollte; doch ist ein beständiges Grün vorhanden, da die fallenden Blätter sogleich durch junges Laub ersetzt werden. — Die Hitze, wie man aus der Lage leicht abnehmen kann, ist nicht unbedeutend. Erdbeben sind häufig.

Die Pflanzen und Thiere sind mit denen der Societätsinseln gleich und wir verweisen daher auf diese. Doch ist hier die Fruchtbarkeit beider so groß nicht, als dort; dahingegen finden sich manche eigenthümliche Pflanzen, die auf jenen Inseln fehlen. Z. B. eine Pompelmus mit Früchten von der Größe eines Kindskopfs und von vortrefflichem Geschmack; eine Art Fieberrinde, mehrere neue Gewürzarten, dreierlei Arten Feigen, die Sago- und die Fächerpalme u. a. m.

Außer Schwein, Hund, Ratte und Vampyr gibts keine Landsäugthiere. Der Landvögel und Insekten sind auch nicht viel. Der erstern, unter welchen unsere Hüner, schöne Tauben und Papagaien, sind kaum 20 Arten, und der letztern, unter welchen ein Paar schöne Tag- und Nachtfalter, kaum 30 Arten, beobachtet worden.

Was die einzelnen Inseln dieses Archipels betrifft, so bemerken wir die bedeutendsten.

Margura (Amargura) ist sehr gut bevölkert.

Vavao (Majorka) gehört zu den größesten dieser Inselgruppe (aber darum ist sie noch keine große Insel).

Sie liegt höher, als die andern Inseln, hat daher mehrere Wasser und zugleich einen guten, von mehrern kleinen Inseln gebildeten Hafen, daher wohl der König aller Freundschaftsinseln hier vorzüglich residirt.

Die zerstreut liegenden Happeeinseln sind zwar nicht durch ihre Größe merkwürdig, denn die größesten halten 3 englische Meilen (also $\frac{3}{5}$ einer deutschen Meile) in der Länge. Aber alle sind erhoben, mit steilen Felsenküsten und mit trefflichen Kokospalmen versehen, und liegen, wie Gärten, im Meere.

Tofoa und Kao. Die erstere hält einen immer brennenden Vulkan in ihrer Mitte, ist sehr gebirgig und steil, und hat treffliche Waldungen. Kao hat einen kegelförmigen Berg, der auch wohl vulkanisch und noch eins so hoch, als der auf Tofoa, ist.

Anamoka (oder Rotterdam) ist nach Tongatabu die nächst größeste Insel dieser Gruppen, liegt wie ein Dreieck, dessen längste Seiten noch lange keine deutsche Meile betragen. Sie liegt höher, als die umherliegenden, aber ihre mäßigen Höhen bestehen aus Korallenfelsen und süßes frisches Flußwasser fehlt gänzlich. In der Mitte findet sich ein mit Gesträuch beschatteter Salzsee. Ein anderer Teich mit süßem (weniger salzigem) Wasser ersetzt den Mangel der Bäche nur schlecht. — Von Pisangs, Yams u. s. w. gibt es beträchtliche Pflanzungen. Die Ufer haben Manglebäume und giftige Pfefferstauden.

Tongatabu (oder Amsterdam) ist die wichtigste aller Freundschaftsinseln, hat auch die Gestalt eines Dreiecks, hält etwa 15 Meilen Umfang und liegt niedrig und dem Anschein nach kaum 20 Fuß übers Meer erhöht. In der Mitte ist eine Lagune mit 5 kleinen Inseln. Flüsse und Trinkwasser fehlen — man trinkt das sumpfige Wasser aus einer kleinen am Eingang der Lagune liegenden Insel — dennoch ist Alles überaus fruchtbar.

Eua (Eooa) oder Middelburg, etwas über 7 Meilen Umfang haltend, steigt sanft in die Höhe und von ihrem Gebirge kommen mehrere Bäche herab, daher es an trefflichem

Wasser nicht fehlt. Die Küsten sind mit Palmen und andern Bäumen besetzt.

Happai ist seiner frischen Wasserteiche und seiner tanzkundigen Einwohner wegen zu merken.

Die ganze Gruppe dieser Inseln hat viele völlig unbewohnbare kleine Felsen. Die Zahl ihrer Bewohner anzugeben, ist eine gänzlich vergebliche Mühe und wiewohl einige Inseln ziemlich volkreich seyn mögen, so ist doch die Totalbevölkerung nicht bedeutend und Tongatabu nimmt Cook nur zu 12000 Menschen an.

Die Einwohner

sind Leute, die dem Europäer an Größe und Bildung gleich kommen, schön gebauet und hellkastanienbraun. Auge und Zähne sind schön und das kurz gekräuselte Haar ist schwarz. Das nicht dicke Barthaar wird geschoren. Die Frauen sind völlig so gebildet, als auf Taheiti, aber etwas größer. — Albinos fanden sich hier, wie auf mehrern Südseeinseln.

Ihre Gutherzigkeit geht so weit, daß sie selbst im grossen Hunger die mindesten Nahrungsmittel mit ihren Freunden theilen, und es wird kein Schwein geschlachtet, ohne daß ihre Freunde Theil nähmen. Unter sich sind sie redlich, aber im Diebstahl an Fremden waren sie kühn und gewandt, besonders auf Anomoka, wo sogar die Oberhäupter stahlen, und, da einer dafür durchgehauen wurde, nun ihre Bedienten dazu anstellten, die gegen Peitschenhiebe ganz unempfindlich waren. *) Nur die Mädchen niedriger Klassen waren zu willig; verheirathete Frauen aber aus höherem Range züchtig.

Die Pflanzungen bestehen aus Brodbäumen, Pisangs, Yams, Pompelmusen u. a. m. Die Yams werden am meisten gebaut. Keiner Pflanzung fehlt der Taumelpfef-

*) Auf ein glückliches Mittel fiel Kapt. Clerke Er ließ den Dieben das Haar abscheeren, wodurch diese bei ihren eigenen Landsleuten kenntlich und lächerlich wurden.

ser. Die Pflanzungen sind zum Theil mit lebendigen Befriedigungen eingefaßt, selbst mit Hecken wohlriechender Blumen.

Man fischt, oft 14 Böte gemeinschaftlich, mit Netzen, aber auch mit Angelhaken von Perlmutter. Die Brodfrucht gibt hier keinen so guten Teig, als auf den Societätsinseln. Viele Früchte, sonderlich die sogenannten Aepfel, genießt man roh. — Schweine, Hüner, Schildkröten, und noch mehr die seltenen Hunde, geben seltene und vornehme Gerichte. Der gemeine Mann ißt Vampyr und sogar lebendige Ratten.

Frische Kokosnüsse oder Mandeln geschabt und mit dem Teige frischgesottener Brodfrucht gemischt, wird auf heißen Steinen zu einem Pudding (großen engländischen Kloß) gebacken. Frisches Wasser ist nur auf einigen Inseln und der Kawatrank (s. Societätsinseln) und der Gebrauch der Kokosmilch ebenfalls üblich.

Beide Geschlechter sind ziemlich einerlei gekleidet, nur ist das weibliche etwas mehr verhüllt. Ein Stück Matte aus Maulbeerbaumbast wird unter den Brüsten, wie ein Weiberrock umgeschlagen und mittelst Gürtel oder Stricke befestigt. Er reicht bis an die Waden. Der Theil über dem Gürtel liegt so in Falten, daß er allenfalls über die Schultern kann gezogen werden. — Die Männer schlagen blos um die Hüften ein Stück Zeug. Arme Leute tragen blos einen Gürtel zur Schaambedeckung.

Das Tättowiren ist bei Männern, namentlich am untern Theile des Körpers, üblich, und selbst das empfindlichste Glied bleibt nicht von der nicht unschmerzhaften Operation verschont, die mittelst eines kammähnlichen, in Farbe getauchten Instruments verrichtet wird. Könige und Oberhäupter aber sind nicht tättowirt. Weiber haben blos um den Ellenbogen einpunktirte, aber nicht gefärbte Zirkel.

Männer und Weiber tragen Halsbänder von den Früchten eines Baums, von Blumen, Muscheln, Vogelknochen, Haifischzähnen, und Arme und Finger sind mit Ringen von Schildpad oder Perlmutter geschmückt. — Schöne

Federmützen, vorn einer Krone ähnlich, in welchen vorzüglich rothe Papagaienfedern prangen, sind nur für Oberhäupter.

Die Wohnungen sind, wie auf den Societätsinseln, im Grunde nur ein etwa 12 Fuß hohes Dach, auf wohlverbundenen Pfosten ruhend und mit Blättern gedeckt. Sie sind nicht leicht über 30 Fuß lang und 20 Fuß breit. Ein etwas erhobener Fußboden ist mit Matten bedeckt und ähnliche Matten schützen die offenen Seiten. In einer Ecke befinden sich geflochtene bewegliche Zwischenwände, denn hier ist die Schlafstätte. Das Dach geht bis auf wenige Fuß zur Erde herab und vor dem Hause ist ein Platz mit wohlriechenden Sträuchern und Bäumen, oder auch nur mit Gras, besetzt. Jedes Haus ist mit seiner Plantage umgeben und um das größere Haus eines Vornehmen liegen die kleinern Wohnungen für die Dienerschaft. Man hält das Innere der Häuser äußerst reinlich.

Einige hölzerne Gefäße, Holzkopfkissen, hohle Kokosnüsse und auch wohl irdene Töpfe mit 2 gegenüberstehenden Oeffnungen, um einen Strick hindurch zu ziehen, sind die einfachen und einzigen Geräthe.

Man hält mehrere Frauen, um die man bei der Mutter anhält. Hat der Mann das Ja der Braut, so kleidet er diese ganz neu, kauft Schweine, Brodfrucht u. s. w. und läßt Kawatrank bereiten, um den Einzug der jungen Frau zu feiern.

Verheirathete Frauen leben sehr züchtig; nicht so die Mädchen. Einem jungen Menschen, der mit der Frau eines Vornehmen sich eingelassen hatte, wurden Kopf und Schenkel mit einer Keule zerschlagen. Hierin sowohl, als in der Liebe zu ihren Kindern, sind sie von den Taheitern sehr verschieden. Die Wöchnerinnen halten sich sehr reinlich und bemalen sowohl sich selbst, als das Kind, mit Gelbwurzel (Turmeric). Auch halten sie das Alter in Ehren. (S. die Societätsinseln.)

Unter den mancherlei Krankheiten erwähnen wir nur eine böse Art Eitergeschwüre, wodurch Weiber den Busen

verloren, und eine böse Art Flechte, an welcher die meisten Insulaner leiden. Zum Opfer für die Genesung bringt man den kleinen Finger dar; ja, ein Bruder ließ für die Genesung des Vaters den jüngern Bruder erwürgen (den er aber wohl gern mochte los seyn wollen).

Als Cook hier war, standen alle Inseln unter einem König, der wieder mehrere Oberhäupter unter sich hatte. Mit ihm durfte kein Oberhaupt essen, ja selbst sein Kronprinz nicht, bevor er nicht durch eine feierliche Ceremonie (Natschi) dazu berechtigt war. Es waren bei dieser Feierlichkeit 180 Oberhäupter, die in Procession gingen (nebst mehrern aus dem gemeinen Volke) und entweder wirkliche oder nachgebildete Früchte und Fische trugen. Für den Prinz, den die Priester anredeten, war ein eigener Sitz gebauet. Der feierlichen Gebräuche waren mancherlei. Das Ganze dauerte mehrere Tage und endigt sich damit, daß der Prinz mit dem Vater Yams aß. Eine ähnliche nachfolgende Feierlichkeit war noch größer, und es wurden dabei an 10 Menschen aus den niedern Ständen geopfert. — Die Thronfolge kann, fehlt es an männlicher Abkunft, auch auf die weibliche Verwandtschaft übergehen. Der König hat übrigens seine geheime Räthe.

Niemand spricht stehend mit dem Könige, sondern er hockt mit ausgespreitzten Schenkeln nieder, und beym Weggehen sucht er mit niedergebeugtem Kopfe die Fußsohle des Monarchen zu berühren. Dieser nimmt von Hohen und Niedern, was ihm gefällt, und die Oberhäupter machen es gegen die Geringern eben so, und strafen diese um Kleinigkeiten unmenschlich. Sie lachen, wenn dadurch Jemand in Lebensgefahr kommt. Uebrigens hat man wenigstens 4 Klassen oder Stände unterschieden.

Uebrigens führen sie mit den benachbarten Fidschiinsulanern häufig Kriege.

Die Arbeiten dieser Insulaner sind überaus nett. Sehr vorzüglich sind ihre Zeuge von Bast der Maulbeeren und andere Bäume, welche die Frauen weben und verschiedentlich färben. Die Baumwolle wissen sie noch nicht zu be-

nutzen. Die Männer treiben Landbau, Fischerei, und sorgen für Häuser und Kähne. Mit einem Haizahn bearbeiten sie das so harte Casuarinenholz, versehen es mit Schnitzwerk, und poliren es mit Bimmstein. Ihre schwärzlichen niedrigen Holzstühle sind, wie die Handgriffe ihrer Fliegenwedel mit hartem Bein zierlich ausgelegt, und aus Knochen schnitzen sie Menschengestalten. Selbst Steine bearbeiten und behauen sie mit vulkanischen Schlacken. Ihre Piroguen sind mit wundersamer Genauigkeit gemacht, fast wie auf Neuseeland aneinander gefügt, und an den Seiten polirt. Sie sind sehr schmal, daher man zwei Kähne aneinander befestigt, worauf denn an 150 Mann Raum haben. Keulen und Speere sind ihre Hauptwaffen. Bogen und Pfeile kennen sie zwar, ob aber für den Krieg, oder für die Vogeljagd ist ungewiß.

Die Sprache ist nur ein Dialekt von der Taheitischen, und in Zählen können sie es bis zu einer Million treiben, da sie für 100 und für 1000 eigene Ausdrücke haben.

Ihre Musik ist angenehm, und so wohl Männer als Frauen singen in Chören. Die letztern schlugen den Takt mit Finger Schnippchen und hoben auch die Füße dazu auf, bei den Erstern aber dienten eigene Stöcke, den Takt zu bezeichnen. Man hat zwei Arten Flöten, nämlich außer der mit dem Mund geblasenen, eine Oktave haltenden Panflöte, eine andere, wie sie auf den Societätsinseln sich auch findet, und die mit dem rechten Nasenloche geblasen wird. Ihre Kinkhörner und ihre großen Trommeln werden mehr im Kriege gebraucht. Daß Menschen, die an einfache Musik und an einen geringen Umfang in den Tönen gewöhnt sind, die figurirte künstliche europäische Musik nicht gefallen konnte, ließ sich voraus sehen. Mit 4 bis 6 füßigen, an einem Ende verschloßnen Bambusröhren bringen sie verschiedene tiefe Baßtöne hervor; ein an der Erde liegendes Bambusrohr, welches nur aufgeschlitzt ist, und schnell mit 2 Stöcken geschlagen wird, gibt hohe Discanttöne. Diese Instrumente wurden nur bei ihren Heiwas,

(Tänze mit Gesang begleitet — Ballets die gänzlich als Schauspiele zu betrachten sind) angewendet.

Ihre Tänze bestehen in einförmigen langsamen Bewegungen der Arme, Hände, Füße und jedes Geschlecht tanzt allein. Die Heiwas sind stets mit feierlichem Gesang begleitet, welche von Sängerchören aufgeführt werden. Alles kommt darauf an, daß die Tänzer oder Schauspieler allesamt die Glieder gleichmäßig bewegen, und sich nach dem Tempo der Musik richten, deren Geschwindigkeit so gewaltig wächst, daß ein Europäer erstaunte, daß sie so heftig den Kopf nach den Schultern zu hin und her bewegen konnten, ohne den Kopf zu verdrehen. Diese Heiwas werden auch zur Nachtzeit bei Fackeln aufgeführt, und haben, wie alle Tänze der Südsee sehr unanständige Stellungen und Bewegungen, und selbst die Großen, den König nicht ausgenommen, führten dieselben auf, wobei sie denn reich mit Federn geputzt waren. Auf Happai sahe Cook einen Tanz von 105 Männern aufführen, die mit einer Art dünnen Ruderschaufel mancherlei Schwenkungen machten. Die Männer stellten sich anfangs in 3 Reihen; dann kamen so viele und schnelle Verwickelungen vor, daß sie das Auge nicht unterscheiden konnte. Bald kamen die Hintersten vorn hin; bald standen alle in einer Reihe; bald bildeten sie einen halben Mond, und bald wieder zwei Seulen. Zwei ausgehöhlte Klötze waren die Trommeln.

Als Zwischenspiele zwischen den Akten wurden Faustkämpfe aufgeführt, selbst von Weibern, die tapfer auf einander losgingen.

Außer Musik, womit sich einzelne Familien ergötzen, hat man noch ein besonderes Fingerspiel, wo zwei einander gegen über sitzen, und jeder des andern Hände und Fingerbewegungen auf das schnelleste nachmacht.

Diese Insulaner sind überaus reinliche Menschen, und baden sich sehr oft, aber nicht gern im salzigen Meerwasser. Der obere Theil der Vorhaut, wird, wie sie sagen, der Reinlichkeit wegen aufgeschlitzt. Bei Trauerfällen werden Arme und Gesicht mit Haizähnen aufgeritzt, oder man läßt

sich mit der Axt einige Fingergelenke abschlagen, welches aber auch in schweren Krankheiten geschieht, um den Zorn der Götter zu stillen. Nur die Könige sind von dieser Sitte ausgenommen. Die morgenländische Sitte, den Körper recht zu durchkneten, um sich angenehme Empfindungen zu verschaffen, oder sich von manchen Krankheiten zu heilen (das Schampoen der Holländer) herrscht auch hier. Eine andere Sitte (Tudschi) soll Schlaf bewirken. Der König Paulaho ließ sich von zwei Frauen so lange auf Bauch und Schenkel trommeln bis er einschlief. Anfangs wurde ziemlich stark, beim Einschlafen der Majestät aber schwächer und schwächer getrommelt.

Man begrüßt sich hier, wie in Neuseeland, durch Berühren mit den Nasenspitzen, und man dankt für ein Geschenk, indem man dasselbe mit der linken Hand über den Kopf empor hält.

Sie haben sehr viele männliche und weibliche Gottheiten für den Himmel, für Regen, Wind u. s. w. Jeder Distrikt, ja jeder einzelne Mensch hat seinen eigenen Genius, und selbst sogar fremde Gottheiten verehren sie. Der Gott der Engländer war bei ihnen hoch angesehn, weil er diese gelehrt hatte, besseres Tuch, bessere Kleider und Waffen zu fertigen, als sie. Ein wichtiger Gott ist ihnen Movae, der die Insel Tongatabu tragen muß, und sie gern, wenn er müde ist abschütteln möchte, wenn er nur könnte, woher dann die Erdbeben entstehen. — Den höhern Göttern bringen sie auch Opfer. Wenn Stürme ihre Pflanzungen beschädigten, und die Früchte abwarfen, so brachten sie höchst demüthig Schweine, Yams u. s. w. zum Opfer dar. Auch haben sie zwei große Feste, wenn nämlich die Yams gepflanzt, und wenn dieselben eingeerntet werden. Seltsam ist es, daß man bei dem Allen keine Spuren von Priestern bei ihnen gefunden hat, selbst bei den Menschenopfern nicht, die ein Großer um seiner Genesung willen bringt, wobei er oft drei oder vier von seinen Frauen erdrosseln läßt.

Die Seelen der Vornehmen kommen sogleich in ein Paradies, wo lauter Freude und Lust ist, aber die Seelen des gemeinen Volk frißt der Vogel Luta, der sich deshalb immer bei den Gräbern aufhält.

Die Gebräuche bei Beerdigung eines Königs sahen die engländischen Missionare. Mehr als 4000 Menschen saßen um den Fiatuka oder um den Begräbnißplatz. Hierauf erschienen mehrere Hundert mit Keulen und Speeren Bewaffnete, mit lautem Geschrei und auf Kinkhörnern blasend. Sie zerschlugen und zerfetzten sich so gräßlich, daß man die Schläge auf 40 Schritt hörte, und das Blut in Strömen von ihnen herabfloß. Ein Bediente des Verstorbenen hatte sein Haar eingeöhlt, und setzte es in Brand. Eine zweite Partei kam hierauf, die eben solche Scheußlichkeiten beging, wie die erste, sich heulend Arm und Schenkel zerschnitt, und mit Steinen sich die Zähne ausschlug. Mit Jammerklagen traten hierauf 140 Mädchen einzeln hinter einander auf, jedes mit einem Korbe voll Sand; ihnen folgten 80 Männer, jeder mit zwei Körben Sand. Sie sangen: dieß ist der Seegen des Verstorbenen! Ein anderer Trupp Mädchen wiederholte in Chören diesen Gesang, und brachten eine große Menge Zeuge, die überhaupt mit zu dem Wichtigsten dieser Gebräuche gehörten, denn ein Oberhaupt sendete allein 40 Ballen Zeug, jeden von 4 Leuten getragen. Das Zerfleischen hörte jedoch nicht auf. Die nächsten Anverwandten trieben es am scheußlichsten damit, stießen sich die Speere in die Schenkel, und brachen diese dann darin ab.

So bald der Körper ins Grab gelegt war, wurde ein dazu zugehauener Stein an Stricken in dasselbe hinab gelassen, unter den Schall der Kinkhörner und unter zunehmenden Wehklagen uud Zerfleischen. Alle weinten und riefen: „Mein Vater! mein Vater! der beste der Könige!"

Diese Gebräuche wurden in der Hauptsache mehrere Tage wiederholt, und dabei viele Yams und Schweine zum

Essen aufgetragen, wiewohl, wie es scheint, keineswegs ohne Unterschied für Jedermann.

Bewunderswerth sind die Fiatukas, oder die Begräbnißstellen der Könige und Oberhäupter (S. Morais bei Taheiti) Mehrere große viereckige Korallensteinplatten sind stufenweise über einander geschichtet. Das größeste Fiatuka hatte im Grunde 165 F. Länge, und 140 F. Breite. Es hatte vier Stufen, deren jede aus einem einzigen Stein bestand. Der Unterste lag zum Theil in der Erde. Einige dieser Steine hielten 24 F. Länge 12 F. Breite und 2 F. Dicke, waren von einer benachbarten Insel auf Doppelkanots hergeführt, und viereckig und überall gut zugehauen. (Man denke die Bewegung und Gewinnung solcher Lasten, bei einem Volke, das nichts von den Hülfsmitteln unserer Mechanik weiß!) — Doch ist zu bemerken, daß dieses größeste Fiatuka, wie auch ein bedeutender Cirkus aus Korallenfelsen, älter sind, als die Bekanntschaft der Europäer mit diesen Inseln. Uebrigens ist dieses Fiatuka mit den hohen umstehenden Kokos-, Brod- und Drachenbäumen und den darin wohnenden Vampyren schauerlicher. Man gibt an solchen Plätzen auch wohl Heiwas, oder hält Versammlungen daselbst.

Anhang. Die Fidschis- und Blighs-, und die Prinz Wilhelmsinseln

werden von mehrern auch noch zu den vorigen gerechnet. Die letzten befassen etwa 19 bis 20 Eilande, insgesammt mit Sandbänken, Klippen und Untiefen umgeben.

Die größte aller hierher gehörigen Inseln, ist die Insel Middelton. Diese fand man gut bewohnt, die Thäler waren reich an den Früchten dieser Gegenden, und die Gebirge gut bewaldet. Die Bewohner von Tongatabu fürchteten die Fidschiinsulaner, mit welchen sie im Kriege leben, als arge Kannibalen. Einer derselben zeigte auch weit mehr Festigkeit und Charakter als die Freundschafts-

Insulaner, und besahe sich auf Dentrecasteaux Schiffe genau, ehe er an den Tauschhandel dachte. Die Waffen und Geräthe dieser Insulaner werden auf Tongatabu sehr geschätzt; auch ihre Töpfe und Zeuge sollen besser seyn. Die Farbe dieser Insulaner ist dunkler, und die Ohren hängen bis auf die Schultern herab.

Hoch in Norden der Fidschis liegt Rotumah (oder Grenvillens Insel) Sie ist mit Riffen umgeben, neben welchen das Meer unermeßlich tief ist, ist fast anderthalb Meile lang, überall voll großer Hügel, die bis zur Spitze angebaut sind, und allenthalben sahe man Häuser zwischen den Bäumen hindurch blicken. Die Einwohner gehören zu den langhaarigen, sind tüchtige kräftige Menschen, und ausgemachte Diebe. Der ganze Körper war mit eingeschnittenen und erhobenen Figuren von Vögeln, Fischen, Menschen über und über tättowirt. Sie trugen Halsketten, Armbänder und Leibgürtel von weißen Muschelschalen, waren sehr streitbar, und hatten die Absicht mit ihren Keulen und Lanzen des Engländers (Capit. Edwards) Schiff in ihren Canots anzugreifen, daher sie auch keine Weiber mit hatten. Mit dem Feuergewehr waren sie unbekannt, und ein einziger Schuß erschreckte sie.

XI.

Die Schifferinseln,

von welchen uns nur Bougainville und Peyrouse einige Nachrichten gegeben haben, sind 11 an der Zahl, unter welchen Maouna, Oyalava und Pola zu den größesten, fruchtbarsten und bevölkertesten der Südsee gehören mögen. Man findet aneinanderhängende Gebirge, und die Küsten mit Korallenfelsen eingeschlossen.

Die Erzeugnisse der übrigen Inseln Australiens scheinen sich hier alle zu finden. Schweine und Vögel, selbst

Wasserhühner zieht man in großer Zahl. Die Tauben waren so zahm, daß sie nur aus der Hand und aus dem Mund fressen wollten. Das Meer ist außerordentlich fischreich.

Die Einwohner gaben für rothe Tuchlappen und Korallen Alles hin. Sie gehören zu den größesten, stärksten und wohlgewachsensten Menschen der Südsee, und zu den unerschrockensten wie es scheint, denn die abgeprotzten Kanonen schienen sie für einen Spaß zu halten, da sie keine Wirkungen davon sahen. Auf ihrem Gesicht waren Wildheit, Zorn und Erstaunen ausgedrückt. Ihr langes Haar wird oftmals um den Kopf gewunden, und vermehrt das wilde Aussehen. Die Weiber und Mädchen waren sehr groß und überaus schön, besonders sind Arme und Glieder schön gebildet, auch trugen sie sich lieblich und anmuthig, zumal da sie keinen verstellenden Putz zu kennen schienen. Blumen und ein grünes Band in den Haaren, und ein Gürtel von Blättern oder Seepflanzen, waren zu gleicher Zeit Kleidung und Schmuck.

Aber die ältern Männer schleppten kleine Mädchen, fast noch Kinder, mit Gewalt den Franzosen zu, und hielten sie fest, — schändlichsten Gewinnes wegen — indessen die alten Weiber das Brautlied heulten.

Zum Stehlen waren sie sehr aufgelegt, aber zufrieden und ausreichend mit ihren Werkzeugen, sahen sie nicht auf Eisen, sondern auf Putzsachen, Korallen, rothe Tuchläpchen, und andere kleine in die Augen fallende Dinge.

Schlimmer ist ihre Mordlist und Wildheit. Der Holländer Schouten war mit ihnen im friedlichsten Verkehr, und sie fielen ihn mit großer Ueberlegung und in Menge mit Steinen an, er mußte sich seines Geschützes bedienen. Und unter Peyrouse wurde der brave Seemann Langle nebst 10 Mann mit Steinen tod geworfen, da sie Wasser einnehmen wollten, wiewohl selbst Weiber und Kinder die Landenden freundlich empfingen. Ihre vielen Narben beweisen, wie streitsüchtig sie unter einander selbst seyn müssen.

Einige dieser Insulaner, vielleicht Oberhäupter, trugen ein Stück Zeug um die Lenden, das Peyrouse für gewebt, und für viel besser und fester hielt, als alles Zeug auf den übrigen Südseeinseln. Einige hatten sich auch bemahlt, oder tättowirt.

Die Dorfschaften lagen im kühlen Schattten der Bäume, längs den Bächen hin. Die Häuser waren für mehrere Familien geräumig, endigten sich in Bogen, und waren mit Pfahlwerk umgeben, zwischen welchem Matten hingen, die man gegen die Sonne herabließ, und bei kühlem Wind aufzog. Ihre hölzernen Gefäße, Matten, Stricke, Waffen u. s. w. waren überaus sorgfältig gearbeitet, und eine aus einem Stücke gemachte hölzerne Platte von 3 Fuß war so geglättet, daß sie wie gefirnißt aussahe. Ihre kleinen Fahrzeuge stürzen leicht um, sie springen dann unbesorgt ins Meer, schöpfen das Wasser aus, und setzen sich wieder ein. Auch die kleinsten Wege machen sie zu Wasser.

Einige unter ihnen mochten wohl Oberhäupter seyn, denn sie trieben das Volk durch das Wort Fanou und selbst mit Prügeln aus einander.

XII.

Die Gesellschaftsinseln.

Man rechnet 13 derselben, unter welchen aber mehrere sind, die wieder aus kleinern, durch ein gemeinschaftlich Riff umkränzten Inseln bestehen. Die vorzüglichste unter denselben ist die Insel Taheiti oder Taiti, die die Gestalt einer schiefliegenden 8 hat von welcher die untere Hälfte kleiner als die andere ist.

Taheiti, etwa 20 Q.M. enthaltend, ist eine gebirgige Insel. Die Gebirgsreihen steigen einiger Orten lothrecht in die Höhe, und bilden hohe Bergrücken; sie laufen strahlenweise in allen Richtungen zum Meere hin, wodurch dann bedeutende Schluchten entstehn. Der östliche Theil der

Insel, Tiarrabu, ist am gebirgigsten. Man findet alle Spuren eines vulkanischen Ursprungs, nämlich Basalt, lavaähnliches und glasartiges Gestein. Die obere Erdlage der Ebenen ist eine überaus reiche Dammerde.

Viele kleine, in der Regenzeit mächtig anschwellende Flüßchen kommen von den Gebirgen, bewässern die Schluchten und Ebenen, und machen die Insel überaus reitzend. Der größeste ist der Matavai, der aber selbst für kleine Fahrzeuge zu seicht ist. Eine schöne Cascade muß auch bemerkt werden, die sich in der Regenzeit 200 Fuß tief in einen Teich hinabstürzt. Oben auf dem Gebirge findet sich auch ein Süßwassersee, der unergründlich seyn und viele große Aale enthalten soll.

Das Klima der Insel ist, ungeachtet es ein Tropenland ist, dennoch sehr gemäßigt.

Das kleine, nur 3 Seemeilen Umfang haltende Maitea liegt unter allen Inseln am östlichsten und besteht aus einem einzigen hohen Gebirge. — Die Insel Tethuroa besteht eigentlich aus 6 bis 7 Inselchen, die von Korallen eingefaßt sind. — Das kleine Eimeo ist sehr gebirgig. — Huaheine hält 8 Seemeilen Umfang und ist wohl vulkanischen Ursprungs. Die Berge sind sehr steil, obwohl nicht sehr hoch. — O Rajetea oder Ulietea ist zweimal so groß, als die vorigen und hängt durch ein Korallenriff mit einer andern Insel zusammen. Ihre Einwohner haben nicht das Lob der übrigen Insulaner, sondern suchten sich Turnbulls Schiff zu bemächtigen, um es zu plündern. — Bolabola, 8 Seemeilen Umfang haltend, besteht aus einem einzigen Berg, der sich in der Mitte erhebt und in zwei Gipfeln endigt. Der Saum um dies Gebirge her ist, wie bei mehrern hierher gehörenden Inseln, eine mit Kokos- und Brodfruchtbäumen wohlbepflanzte Ebene. Die Einwohner sind wild und räuberisch und anders tättowirt, als die übrigen Societätsinsulaner. — Maurua ist fast eben so gebildet, hält aber 14 Seemeilen Umfang.

Unter allen Erzeugnissen dieser Inseln verdient die Brodfrucht den ersten Platz. Sie hat hier nicht mehr die Kerne und Stacheln, wie in ihrer Heimath, auf den Molucken und Philippinen, welches vielleicht eine Folge einer vieljährigen Kultur ist. Man pflanzt sie nur durch Wurzelausläufer fort. Wer ein Dutzend solcher Bäume gepflanzt hat, hat hinreichenden Unterhalt für sich und die Seinen auf Lebenszeit. Drei Brodbäume versorgen einen Menschen auf 8 Monate vollkommen. Der abgehauene Baum treibt neue Stämme und bringt in vier Jahren wieder Früchte.*) Das Holz gibt Kähne, welche von den Würmern verschont bleiben; die Rinde gibt einen Gummi, womit man Kähne kalfatert und wird auch zu Matten und Zeugen verarbeitet. — Die Kokospalme, der Bananenbaum (Pisang), von welchem auf Taheiti allein 15 Arten vorhanden sind, die Yams, Aarons, Bataten, die Klebwurz, die in manchen Stükken dem Manihot ähnlich ist, tragen nächstdem sehr viel zur Erhaltung bei. — Der Evi, oder hiesige Apfel, trägt Früchte, die unserm Peppin gleich und von lieblichem Geschmack sind. Man hat 3 Arten Feigen, die Katappnuß, eine Art Kastanie und den Jambusenbaum (Eugenia Malaccens.). — Den hiesigen Papiermaulbeerbaum läßt man nur 8 bis 10 Fuß hoch werden und dann benutzt man seine Rinde, um Zeuge daraus zu bereiten. Der Keulenbaum dient zu Bauholz und Geräthen. Das hiesige Zuckerrohr übertrifft das westindische in allen Stücken. Das Bambusrohr wird an 60 Fuß hoch, aber nicht dick, und eine andere Rohrart dient zu Zäunen.

Die Yava (Awa, Kawa), oder der Taumelpfeffer, wird von den Sklaven der Vornehmen gekaut, gährt mit dem Speichel vermischt und sein betäubender Saft wiegt in wollüstige Phantasien ein, verursacht aber auch bei anhal-

*) Durch Gährung in Gruben verwandelt man diese Früchte in einen sauern, oder richtiger: gesäuerten Teig (Mahie), an welchen man sich vom August bis November hält, weil in diesen Monaten keine frische Brodfrucht zu haben ist.

tendem Gebrauch Ausschlag und einen ekelhaften schuppigen Grind.

Man findet mehrere Pflanzen zum Färben der Zeuge, andere, die betäuben und beim Fischfang angewendet werden, andere, um Netze und Schnuren daraus zu verfertigen, andere zum Putz und andere zu Arzeneien. Mehrere Pflanzen sind neu.

Das Reich der Vierfüßler ist hier so dürftig, wie auf allen Inseln der Südsee; ja, hier findet man sogar den Vampyr nicht. Der hiesige Hund ist unserm Schäferhund am ähnlichsten. Der dicke Kopf enthält kleine Augen. Sie heulen nur, bellen aber nicht und werden blos zum Schlachten gezogen und diesfalls mit Brodfrucht, eben so, wie das kurzbeinige hangbauchiche Schwein, gefüttert. — Viel neue Arten Vögel sind vorhanden. Dem Tropik oder Fregattenvogel stellt man der schönen Federn wegen nach und dem erstern oft mit Lebensgefahr, indem man sich mit Stricken an den Meeresfelsen herabläßt, um zu den Höhlen dieser Vögel zu gelangen. Außer dem Haushuhn kennt man kein zahmes Federvieh. — Schädliche Amphibien scheint man nicht zu haben, aber Fische sind in so großer Zahl, daß die Einwohner für 150 Arten eigene Namen haben. An Insekten findet sich nicht gerade dieselbe Dürftigkeit, wie auf den übrigen Australinseln, doch mag der Reichthum daran nicht groß seyn; desto reicher sind die Küsten an Muscheln, Schaalthieren, Krabben, Krebsen und eßbaren Weichwürmern, von welchen man einige trocknet, andere, die frisch zu zähe sind, erst der Fäulniß nahe kommen läßt.

Ueber die Volkszahl dieser Inseln auch nur etwas vermuthen zu wollen (z. B. 120,000 Einwohner anzunehmen), ist zu gewagt. Taheiti mochte indessen im Jahre 1797 an 16,000 Seelen haben.

Die Einwohner.

Der Taheiter, den wir als das Urbild dieser Insulaner ansehen, gehört zu den schönsten, wohlgebautesten und





Der König Otu, und eine Taheiterin im Gewande einer Tänzerin.





größesten Menschen, dessen Farbe ein zur Kupferfarbe übergehendes Olivengelb ist. Die Vornehmen, die der Arbeit und der Sonnenhitze nicht ausgesetzt sind, sind größer — an 6 Fuß bis 2, ja 4 Zoll engl. — und ihre Farbe so viel lichter, daß man bei ihnen ein Erröthen wahrnehmen kann. Bei dem andern Geschlechte sind Arme und Hände von der allerseltensten Schönheit, nur der Fuß ist etwas zu groß. Das Gesicht ist regelmäßig und durch seine feurigen Augen und herrlichen weißen Zähne anziehend, wiewohl die Nase ein wenig zu platt (höchst wahrscheinlich, weil dieselbe bei der Geburt eingedrückt wird) und der Mund etwas zu groß ist.

Das Haar ist schwarz und stark und wird von den Männern lang, von den Weibern aber kurz, getragen und mit Kokosöhl gesalbt, woraus Unreinlichkeit entsteht, gegen welche sie jetzt den europäischen Kamm zu gebrauchen wissen. Den Bart rupfen sehr viele aus und leiden auch unter den Achseln kein Haar.

Die Kleidung beider Geschlechter ist sich ziemlich gleich. Die Männer tragen ein schmales Stück Zeug um die Hüften, dessen Ende zwischen den Schenkeln durchgeht (Marro) und überdies ein viereckiges Stück, welches den Männern anderthalb Mal um den Leib, den Weibern aber über die Brust, geht, den erstern bis auf die Knie, den letztern oft bis an die Knöchel, reicht. Ein anderes länglichtes Stück, durch welches der Kopf gesteckt wird, geht auch bis auf die Knie, läßt aber die Arme unbedeckt. Darüber werfen die Frauen oftmals noch ein vielgefaltetes weisses Gewand. Die Pracht der Tracht besteht hier eben in der Menge der Zeuge, in den glänzenden Farben und in der vorzüglichern Feinheit des Stoffes, dahingegen die Gemeinen, die Männer in ihrem Marro und die Weiber in dem Unterrock, ziemlich nackt gehen. Auch die vornehmsten Frauen tragen im Hause blos diesen Unterrock, selbst dann, wenn Fremde gegenwärtig sind. — Die Lieblingsfarben sind roth und gelb, von welchen die erstere ungemein schön ist.

Der Kopf ist ein Hauptgegenstand des Putzes. In ein Paar Augenblicken machen sie sich kleine Hüte von Matten oder Kokosblättern; beide Geschlechter tragen aber auch eine Art Turban, ja auch Flechten aus Menschenhaaren, die mit dazwischen gesteckten weissen und gelben Blumen in Form eines Hütchens von den Frauen um den Kopf geschlungen werden. Mit den kostbaren Federn des Tropikvogels schmücken die Männer das Haar — eine schwarze mit Wasser gefüllte Kokosschale dient dabei als Spiegel. Ohrringe tragen beide Geschlechter nur in einem Ohr und nehmen alles Bunte und Glänzende dazu. Der Blumenschmuck ist allgemein beliebt.

Um Zeuge oder Matten zu verfertigen, wird die abgeschälte Rinde (der Bast) der Maulbeerbäume erst in Wasser eingeweicht, einige Tage in Pisangsblätter eingeschlagen, dann auf ein Brett ausgespannt und mit Klöpfeln geschlagen, welche Vertiefungen oder Hohlkehlen haben, wodurch die Matte das Aussehen von gestreiftem Zeuge erhält. — Man macht aber auch Matten aus der Rinde anderer Bäume, und namentlich sehr dauerhafte aus der Rinde des Lindeneibisch, ja man flechtet auch Matten aus Blättern und wohl sogar aus Grasarten. — Sendet ein Oberhaupt Maulbeerrinde in Bündeln zu seinen Vasallen, so versammeln sich die Frauen und klopfen, oftmals 200 in einer Reihe, nach dem Takt eines Gesanges ein Stück Zeug zusammen von 40 Klaftern Länge und 4 Klaftern Breite. Alle diese Zeuge sind gut, aber in der Nässe halten sie nicht aus.

Das Tättowiren ist auch hier heimisch und nur die Oberhäupter sind davon ausgenommen. Doch überladet man sich hier nicht mit Figuren und das Gesicht bleibt gänzlich frei; bei den Mädchen werden Hüften und Schenkel am meisten geschmückt, aber auch Finger und Zehen.

Man ist sehr reinlich und badet täglich dreimal in Teich- oder Flußwasser. Selbst Alte schlichen noch zum Flusse. Beide Geschlechter baden oftmals beisammen, aber ohne alle Unanständigkeiten. Mund und Hände werden fleißig ge-

waschen und ausgespült. Findet man im Brodfruchtpudding nur eine todte Fliege, so wirft man denselben sogleich den Schweinen vor.

Jedermann lebt hier, so lange es nicht regnet, unter den Bäumen, unter welchen seine Hütte steht, und im Freien. Denkt man sich ein Scheunendach ohne weiteres Pfahl- und Mauerwerk auf den Erdboden gesetzt, so hat man eine hiesige Wohnung, die oft an 50 Fuß lang und 8 Fuß, aber auch weit mehr, breit ist. Eine oft kleine Oeffnung an der Seite ist der Eingang, durch welchen allein das Licht einfällt. Gras oder Palmblätter machen die Bedachung und inwendig ist der Boden mit Heu bestreut. Kleinere bewegliche Häuser dienen den Großen statt Zelte. Die Häuser der Oberhäupter und die Versammlungshäuser eines Distrikts sind wohl an 200 Fuß lang, 30 breit und 20 hoch.

Matten, ein hölzerner Stuhl, Kokos- oder Muschelschalen zum Trinken, einige Körbe, Fischnetze, Klöpfel, um Matten zu machen, sind die vorzüglichsten Geräthe. Ihre Fischangeln sind sehr gut aus Perlmutter gearbeitet. Den Delphin und den Thunfisch harpuniren sie, auch verstehen sie die Kunst, die Fische zu betäuben.

Ein durch Feuer ausgehöhlter Baumstamm gibt einen kleinen Kahn, zuweilen von 70 uß Länge bei höchstens 2 Fuß Breite. An ihren Kriegskähnen laufen Vorder- und Hintertheil, an welchem Menschenfiguren eingeschnitzt sind, in die Höhe, letztere oft an 15 Fuß hoch. Zwei Kähne werden zusammengebunden. Auf dem Vordertheil ist ein Gerüst, worauf oft 30 Krieger Platz haben, welche mit Schleudern, die 2 und 3pfündige Steine werfen, mit Keulen und Lanzen (denn Bogen und Pfeil dienen hier nur zum Vergnügen) die Landung zu erzwingen suchen.

Ein großes Fahrzeug braucht 150 Ruderer und 10 Steuerleute. Die Seitenplanken sind auf das allergenaueste in einander gefügt und mit Stricken von Kokosfasern verbunden. Die Werkzeuge, es zu bauen, bestanden aus

steinernem Beil und Meissel, einem auf ein Holz geklebten Stück Stachelrohen statt der Säge, und ein Stück Korallenfelsen zum Poliren. — Welche Mühe einen Baum zu fällen und ihn in 4 bis 5 zollige Bohlen zu zerschneiden!

Die Kriege führen sowohl die Oberhäupter untereinander selbst, als auch mit andern Inseln. Der Admiral hat eine ausgezeichnete Kleidung. Auf dem Kopfe eine 5 Fuß hohe Haube, vorn mit einer Platte von 3 F. versehen, welche mit glänzenden Taubenfedern, oder mit den Schwanzfedern des Tropikvogels, strahlenförmig besetzt ist; auf der Brust ein Schild, mit Taubenfedern und halbmondsförmigen Zeugstreifen besetzt, zwischen welchen 3 Halbkreise von Haifischzähnen hervorstrahlen. Der Rand ist mit langen weißen Hundehaaren eingefaßt.

Man streitet mit vieler Wildheit, hält es aber doch für Narrheit, ja selbst für schimpflich sich verwunden zu lassen. Die Narben sind daher hier gegen alle andere Völkersitte nicht ehrenvoll; nur wer Feindesköpfe und Kinnladen aufzeigen kann, wird geehrt. Die Sieger würgen alles, selbst Kinder, und verheeren alle Wohnungen und Pflanzungen. — Die Arreoys (s. nachher) sollen ihre tapfersten Krieger seyn.

Wiewohl wild und grausam im Kriege, sind doch übrigens diese Menschen leicht und frohsinnig, und wechseln in ihren Empfindungen wie Kinder. Sie gehen von der tiefsten Traurigkeit, in welcher sie ihr Gesicht mit Haizähnen zerfleischen, zu der ausgelassensten Freude, ja selbst zur zügellosen Wollust über, der sie überhaupt so unglaublich ergeben sind, daß vornehmen Frauen, und selbst Königinnen, mit der Menge ihrer Liebhaber sehr groß thun. Der Taheiter ist unter diesen Insulanern der gutmüthigste, aber auf mehrern Inseln sind die Bewohner wild und verrätherisch. Der Diebssinn ist auch dem Taheiter eigen; aber lobenswerth ist ihre Freigebigkeit, ihre Höflichkeit, und die Bereitwilligkeit sich mit Feinden zu versöhnen. — Man sieht, daß dieses Volk in vielen Stücken von andern

rohen Völkern abgeht. Näher noch wird der Character dieses Volks aus mehrern folgenden Angaben sich zeigen.

Das Weib, wenn auch nicht so ganz unterdrückt, wie bei andern rohen Völkern, lebt doch in Erniedrigung. Es darf mit dem Manne nicht essen, und mehrere Speisen sind ihm verboten (tabu). Man hält jedoch nur eine Frau, die man von dem Schwiegervater, um Schweine, Zeug, Kanots u. dgl. erhandelt. Die Ehe wird aber erst dann für festgeschlossen gehalten, wenn er das erste Kind nicht tödtet, sondern als das seinige annimmt. Uebrigens ist jede Ehe ohne alle Umstände getrennt.

Die Großen halten sich neben der Frau mehrere Beischläferinnen; selbst der Oberpriester. Vor der Ehe scheint man keine Keuschheit zu kennen, aber die Ehefrauen sollen treue Gattinnen und sehr zärtlich sorgsame Mütter seyn!

Schändlich und scheußlich ist die Gesellschaft, oder vielmehr der Orden der Arreoys. Vornehme junge Leute beiderlei Geschlechts begeben sich in der Absicht zusammen, um allen möglichen Ausschweifungen sich zu widmen. Mehrere Hundert an der Zahl ziehen sie von einer Insel zur andern, und Alles, was ihnen ansteht, dürfen sie nehmen. Sie dürfen nur mit der Hand an die Brust schlagen und Harre! (gieb!) rufen, so haben sie es. Unzüchtige Tänze, Faustkämpfe, Essen und Trinken machen ihr Leben aus, und um keine Art Sorge zu haben, ist es ein Ordensgesetz, alle Kinder zu tödten, die von einer Arreoy geboren werden. *) — Acht Kinder hatte, diesem Gesetz nach, einer der Vornehmsten umgebracht, indem er, nach Landesbrauch, den Kindern mit einem in Wasser getränkten Tuche, Mund und Nase verstopfte. Schändlicher als diese sind die Mahus — Ungeheuer, die sich bestreben in allen Stücken, Kleidung, Gebehrden, Kokretterie u. s. w. den Weibern zu gleichen, so wie sie auch unter Weibern leben, wie diese

*) Merkwürdig genug findet sich eine ähnliche Gesellschaft unter dem ähnlichen Namen Urritaos auf den Carolinen.

arbeiten, und seltsam genug, selbst von diesen nicht mit Abscheu angesehen werden.

Auch diejenigen Kinder werden getödtet, die eine vornehme Frau mit einem Liebhaber der geringern Volksklassen erzeugt. — Die Königin Iddiah auf Taheiti tödtete ein solches Kind, ohne die Vorstellungen der Engländer zu achten.

Knabe und Mädchen werden früh, aber mit Liebe zu den ihnen zukommenden Kenntnissen und Arbeiten angewöhnt.

Der Reiche schläft und schlemmt, und bewährt seinen Adel dadurch, daß er sich von seinen Bedienten die Speise in den Mund stecken, und die Getränke einflößen läßt. Nach der Mahlzeit hält er Ruhe.

Des Nachts schlafen sie untereinander, oft 60 bis 70 Menschen in einer Wohnung; die Mädchen zunächst den Eltern. Oftmals erzählen sich einige wach gebliebene Geschichten, ohne daß die andern dadurch gestört werden. Sind Fremde da, so läßt man ein Nachtlicht (eine Oehlnuß auf ein Stöckchen gesteckt) brennen.

Ein Volk, das die Natur so beglückt hat, hat Zeit genug zu Spielen und Vergnügungen. In ihren Ring- und Faustkämpfen, in welchen auch Weiber auftreten *), kommt alles darauf an, den Gegner zu Boden zu werfen. Man ist dabei fast gänzlich nackt, und ein Vornehmer macht den Kampfrichter. Den Sieger besingen die Chöre der Zuschauer. Oftmals folgen Tanz und ein großes Mahl nach solchem Kampf.

Ein anderes Vergnügen ist, mit leichtem Kanot sich auf den höchsten Punkt einer Welle hinaufzuarbeiten, dann das Ruder hinzulegen und sich nun von der Welle aufs Land tragen zu lassen.

Die feierlichen Tänze — Heiwa oder Hiwa — sind das beliebteste Vergnügen (s. d. freundschaftl. Inseln). Man hat größere und kleinere Heiwas; man hält sie am

*) Die Königin Iddiah war als die größeste Kämpferin berühmt.

Tage, und des Nachts bei Fackeln. Bei einem kleinen Heiwa (Bonarre) traten zwei Tänzerinnen in den Kreis der Zuschauer. Hals, Arme und Hände waren blos, die Brüste mitÍdersträußen bedeckt, das Gewand lag knapp an Leib und Hüften an; in der Mitte des Leibes waren an beiden Seiten zwei gefaltete Zeugstücke, wie Flügel angebracht, und ein weißes weites Faltengewand hing vom Unterleib bis zu den Füßen herab. Ein eigener in drei Quasten auf der Knie endigender Gürtel hielt die Kleidung fest. Der Kopf war mit dem Turban von Haarflechten mit dazwischen gesteckten Blumen bedeckt. Ein Alter rührte von Zeit zu Zeit seine Trommel, und die Tänzerinnen sangen dazu. Zwei andere Alte, die niedergehockt waren, begleiteten die Bewegungen der Tänzerinnen harmonisch mit ihren Armen. Der Tanz besteht auch hier in Stellungen, in Bewegungen der Arme, besonders in unnachahmlich schnellen Bewegungen der Finger und Hände. Ein sehr unanständiges Schaukeln der Hüften, und die niedrigsten Verzerrungen des Mundes sind bei diesem Tanze das Beifallswürdigste.

Die feierlichsten Heiwas gibt man, um Gäste zu ehren, meistens des Nachts bei Fackeln. Sie beginnen mit einer Rede, und Männer und Frauen treten darin auf. Diese sind mehr eine Art dramatischer Vorstellungen. Ein Ceremonienmeister leitet die Bewegungen, und sind die Tänzer abgetreten, so erscheint ein Chor der zu der Musik singt, oder man führt Pantomimen auf, wobei die Satyre selbst der Oberhäupter nicht schont. In einer solchen Vorstellung war es auf ein unter den Zuschauern mit anwesendes Mädchen gemünzt, das mit ihrem Liebhaber entflohen war; in einer andern wurde ein listiger Diebstahl entdeckt, und die Thäter wurden tüchtig abgeprügelt. — Ist ein Oberhaupt gegenwärtig, so werden ihm nach geendigtem Feste die Kleider geschenkt.

Die Musik wird durch Trommel und Flöte gemacht, und die letztere mit der Nase geblasen. Die Tonleiter ist sehr beschränkt, und die Vokalmusik hat nicht über 4 Töne.

Sehr schamlos ist der Tanz Timorodi, zu dessen Erlernung man die Mädchen aus fernern Gegenden hierher sendet. Er wird von 8 — 10 jungen Mädchen aufgeführt, die anfangs, wie jene zuvor beschriebnen Tänzerinnen, bekleidet sind, zuletzt aber in völliger Nacktheit den Tanz fortsetzen, und vielen Beifall einernten.

Uebrigens giebt es herumziehende Gesellschaften von Schauspielern und Musikern, die meistens zur Nacht spielen, und eine Art Improvisatoren sind.

Daß hier eine große Verschiedenheit der Stände obwaltet, hat man schon aus manchen Umständen entnehmen können.

Taheiti ist in 41 Distrikte eingetheilt, und jeder Distrikt hat seinen Erih oder Oberhaupt. Besitzen diese Wohnungen oder Ländereien in andern Distrikten, so lassen sie dieselben durch Vasallen — Meduahs — verwalten. Tiefer als die Meduahs, stehen die Towhas, jungere Brüder der Erihs, die von ihnen einige Landesportionen zu Lehnen erhalten. Einen weit kleinern Distrikt erhält der Rattira, unter ihnen stehen die Mahounas, die sich mit unsern Häuslern vergleichen lassen, den untersten Stand bilden die Tautaus, die nicht viel besser als Sklaven sind.

Ueber alle diese Stände herrscht erblich und monarchisch der König, der durch einen rothen Leibgürtel, durchwirkt mit rothen und gelben Federn, ausgezeichnet ist. Auch läßt der König, wo er auch sey, sich nach Gefallen auf den Schultern tragen, und Jedermann, selbst die nächsten Verwandten müssen sich in seiner Gegenwart Schultern und Brust entblößen. Wird dem König der erste Sohn geboren, so ist dieser sogleich König, der Vater aber nur Vormund, stirbt der König, so fällt die Regentschaft auf die Mutter, stirbt der König unbeerbt, so fällt die Regierung dem ältesten Bruder zu. Ein sonderbares Recht (ob wirklich Recht? oder nur durch die Beschreiber dazu aus Scherz gemacht?? *) hat die Königin, nämlich das Ungeziefer von

*) Die Taheiter behaupten mit den Läusen erst durch die Europäer bekannt geworden zu seyn.

den Köpfen ihrer Träger abzulesen, und zu verzehren. Sie wird nämlich eben so wohl, als die Brüder des Königs auf den Schultern getragen.

Wohin der König tritt, Haus oder Land, das ist sein eigen, daher bleibt er meistens auf seinen Domänen, und daher ist es für die Unterthanen sehr gut, daß er sich auf den Schultern tragen läßt, wenn er wohin will.

Ein Gefäß woraus er getrunken, muß zerbrochen werden, damit niemand nach ihm daraus trinke.

Uebrigens hat der König einen großen Hofstaat, und setzt auf abhängige Inseln Vicekönige.

Auf die Grenzen des Grundeigenthums wird sehr gehalten. Die Armuth ist nicht schimpflich, wohl aber der Geiz, der so sehr gehaßt wird, daß reiche Geizige mehrmals vom Volke ausgeplündert wurden. Die Tautaus leben in tiefer Verachtung; sie müssen alle schweren Arbeiten verrichten, müssen anderes Holz zum Brennen nehmen, als die Vornehmen, die ihnen noch obenein ohne Ersatz alles wegnehmen, was ihnen ansteht, und um jeder Kleinigkeit willen, z. B. wenn einer nicht sogleich Platz macht, auf sie hinein prügeln. Sie müssen den Großen die Kawa kauen, und die Glieder kneten, wozu man vorzüglich Mädchen nimmt. Dieses Kneten soll in rheumatischen Zufällen treffliche Dienste thun.

Der Diebstahl, vor dem sich selbst die Großen nicht sichern können, wird mit Schlägen, der Todtschlag eines Geringeren am Eigenthum gestraft, und den Mord eines Gleichen rächen die Verwandten mit Blutrache.

Die Sprache der Taheiter kennt keine rauhen, harten Laute; kein ch, k, z, g, s — Cook hieß bei ihnen Tuti. Uebrigens ist sie begreiflicherweise eine noch sehr unvollkommene Sprache, in ihrer Bildung sowohl, als in Ansehung der Begriffe, an deren Ausdruck sie sehr arm ist. Dagegen hat sie einen unnützen Reichthum, und für den Schweif eines Vogels, für einen Hundeschwanz, für den verschiedenen Zustand der Reife der Brodtfrucht ganz eigene, und

für letztere allein an 20 Namen. — In ihren Liedern spielt der Mond die Lieblingsrolle.

Die Priester sind auch hier die Aerzte, und das Schwitzbad wird, wie bei den Nordamerikanern, häufig gebraucht. An Gaukeleien fehlt es dabei nicht. In der Wundarzneikunst scheint man vorzüglich weit zu seyn.

Sie zählen nach dem Zehnzahlensystem, theilen Tag und Nacht in 12 Theile, das Jahr in 13 Monate, kennen die Planeten und einige Gestirne, und richten sich bei ihren Fahrten nach Stand und Lauf derselben.

Jede Familie hat ihren Schutzgott (Eatua) und Hausgötter (Tih), aber sie scheinen auch eine oberste Gottheit zu haben, wo nicht drei oberste Gottheiten, deren Tempel zu Oparre, wo der König sich aufhält, befindlich ist. Sie haben Gottheiten für das Meer, für Winde, Erdbeben und für jede einzelne Insel.

Eine alte Sage sagt, die 3 obersten Götter hätten einst das feste Land zertrümmert und Taheiti und die übrigen Inseln seyen davon übrig gebliebene Stücke. — Die Seele, die in den Eingeweiden wohne, werde von dem Gottesvogel, der sich bei den Morais aufhält, verschlungen, und es gäbe für die Seelen zwar keine Bestrafung, aber verschiedene Stufen der Glückseligkeit. — Der böse Geist (auch Tih) schliche sich mit den Speisen ein und errege Krankheiten.

Bei feierlichen Gebräuchen sind sie sehr andächtig, selbst bei dem Sonntagsgottesdienste der in den neuesten Zeiten hierher gesandten Missionare. — Der König ist mehrmals auch Oberpriester. Die übrigen Priester haben theils bei den Morais zu thun, theils machen sie die Propheten und Inspirirten, tragen auffallende Kleidung, machen viele Gaukeleien, verhüllen das Gesicht, fallen in Zuckungen und sprechen in einem quikenden Ton u. s. w., damit sich die Gottheit in Gestalt eines Vogels auf dem Morai niederlasse und in den Priester fahre, welcher, wenn ihn die Gottheit wieder verläßt, sich stellt, als erwache er aus

einem tiefen Schlafe und wisse nicht, was um ihn her vorgegangen sey.

Die Morais, deren fast jede regierende Familie ein eignes hat, sind den Gottheiten geheiligt und zugleich die Grabmähler der Großen. Meistens liegen sie in der Nähe des Strandes. Eins derselben bestand aus einer 40 Fuß hohen Pyramide von gehauenem Korallenstein und hielt an der Grundfläche 270 F. Länge und 94 F. Breite. 11 Stufen führten zu der Spitze desselben. Neben den Morais finden sich etwas erhöhete Bühnen, die Opfer darauf zu legen, und aufgerichtete, an einer Seite mit grob eingeschnitzten Menschenfiguren versehene Pfähle, in welchen die Geister wohnen. Die Opfer, Schweine, Schildkröten, Früchte, liegen auf Pisangblättern. Daneben ist ein großes Haus und in diesem ein Schuppen, als der eigentliche Wohnsitz der Gottheit. An beiden Enden desselben finden sich Büschel von rothen und gelben Federn. Das Innere, welches kein Fremder sehen darf, soll rothe Federn, eine junge Pisangpflanze und ein Bündel junger Kokosnüsse enthalten.

Bei diesen Morais wird in lauten oder stillen Gebeten der Gottesdienst gehalten, namentlich bei Kriegen, Landplagen, beim Tode eines Oberhaupts u. s. w., wobei man denn auch Menschen opfert und überhaupt viele Ceremonien dabei beobachtet, die oft mehrere Tage lang dauern. Man erwählt zum Opfer oftmals Fremde, die man hinterlistig erschlägt, wo möglich mit einem Schlage, denn das Opfer muß unbeschädigt bleiben, oder man nimmt vorgebliche Gotteslästerer u. s. w., allemal aber einen Mann. Kann man keinen Menschen schaffen, so muß man mit einem Schwein zufrieden seyn. Es versteht sich, daß die Priester bei diesen Opfern das Meiste zu thun haben. Uebrigens sind die Morais ein geheiligter Zufluchtsort der Verbrecher.

Auch beim Aufschlitzen der Vorhaut des Knaben und bei Beerdigungen haben die Priester zu thun. Sie erhalten für die erstere Operation ein Schwein, Pisangs u. s. w.

Stirbt Jemand, so versammeln sich die Verwandten in der Wohnung des Verstorbenen und unter lautem Klagen und Heulen ritzen sie sich mit einem Haizahn Gesicht und Körper blutig. Man nimmt die Eingeweide aus, trocknet den Körper und salbt ihn innerlich und äußerlich mit Oehlen. Wer dies verrichtet, ist unrein und darf einen Monat lang nicht Speise und Trank anrühren, sondern muß sich füttern lassen. Der Leichnam wird angekleidet und mit wohlriechenden Blumen umgeben, und, wenn es ein Oberhaupt ist, in allen seinen Besitzungen umhergetragen, worüber oft ein Monat vergeht. Der Priester betet murmelnd dabei, die Verwandten ritzen sich.

Hierauf wird der Leichnam in der Nähe des Morais in ein weißes Tuch geschlagen und unter einem Schuppen gesetzt. Höchst seltsam ist der erste Leidtragende gekleidet. Der kegelförmige Kopfputz hat obenauf einen Kranz von glänzenden Tauben oder andern rothen and gelben Federn, über welchen verschiedene Schnüre hinlaufen. Ein Stück Zeug läuft von der Mütze bis zur Achsel herab. Zum Anzug gehört eine große abgeschliffene Perlmuschel, besetzt mit Taubenfedern, aus welchen die langen Schwanzfedern des Tropikvogels hervorstrahlen. Eine ähnliche, aber mit einer Spalte zum Sehen zugerichtete Muschel bedeckt das Gesicht. Unter dieser Maske kommt ein halbmondförmiges, mit den Spitzen aufwärts gerichtetes, schwarzes Bret, mit 5 polirten Austerschalen besetzt, deren äußerste ebenfalls mit Taubenfedern besetzt sind und von welchen Quasten herabhangen. Hierunter folgt eine aus lauter Perlmutterstückchen, oft aus 2000 in 20 Reihen höchst künstlich zusammengesetzte Brustdecke. Der Unterleib ist mit einem braunen und einem rothgefärbten Kleide bedeckt, über welche ein gewöhnliches Kleid, vorn mit runden Scheiben der Kokosschale besetzt, herabhängt. Alles wird durch einen Gürtel zusammengehalten. Der Leidtragende führt in der einen Hand eine aus 2 Perlmutterschalen bestehende Klapper, in der andern einen Stock mit einem Haizahn, mit welchem er alle zerritzt, die dem Leichenzuge nicht schnell

genug ausweichen. — Uebrigens wird der Körper auf einer Bahre getragen und unfern des Morais unter einen Schuppen gestellt, bis das Fleisch von den Knochen fault, während welcher Zeit die Verwandten Fleisch, Früchte u. s. w. bringen und bei dem Schuppen hinlegen. Man schabt zuletzt die Knochen rein und beerdigt sie dann. Der Schädel eines Erihs aber wird besonders in einem Kasten beigesetzt. Manche rlei andere Gebräuche, die noch statt haben, zu erzählen. würde viel zu weitläuftig werden.

Das Tabuh oder Raa ist auf mehrern Südseeinseln üblich — es ist eine feierliche Erklärung der Unverletzbarkeit einer Sache. Ein allgemeines Tabuh, wodurch z. B. das Wasser, oder gewisse Speisen, auf einige Zeit außer Gebrauch gesetzt werden, können nur Priester auflegen; Privatleute können aber auch ihr Eigenthum mit Tabuh belegen, indem sie erklären, der Geist ihres Vaters, oder wohl gar des Königs, ruhe darin. Wer ein solches Tabuh verletzte, würde als der größeste Verbrecher verabscheut und die Priester würden suchen, ihm ans Leben zu kommen.

Einige Einzelnheiten mögen das bisher Angeführte ergänzen.

Man erstickt die Hunde und Schweine, die man essen will. Dem Schweine werden die Borsten abgesengt die Haut mit Kokosschalen gesäubert und dann die Eingeweide herausgenommen. Feuer macht man durch Aneinanderreiben zweier Hölzer, gräbt dann ein Loch in die Erde, legt es auf dem Boden mit Steinen aus und zündet darauf gelegtes Holz an. Sind die Steine heiß genug, so nimmt man Kohlen und Asche heraus, bedeckt die Steine mit Kokosblättern, wickelt das Thier in Palmblätter, legt es hinein und schüttet oben die heiße Asche darauf. So wird das Thier geschmort.

Man ißt hier zu allen Zeiten und Stunden, denn die Taheiter sind starke Esser. Selbst des Morgens um 2 Uhr steht man auf, um zu essen und legt sich dann wieder nieder.

Kommt eine Wöchnerin nieder, so wird im Hause eine Hütte von Matten errichtet, und heiße Steine werden mit wohlriechenden Kräutern belegt, und mit Wasser besprengt, und in diesem Dampfbade muß die Frau so lange sie kann, aushalten. Dann geht sie hinaus, wäscht sich, und trägt das Kind nach dem Morai, wo der Vater ein Ferkel, ein Huhn und einen Platanenbaum opfert, und von dem Priester gegen ein Schwein und etwas Zeug, die Nabelschnur ablösen läßt. Hierauf wird nahe am Morai eine Hütte errichtet, in welcher Mutter und Kind einige Wochenlang wohnen, und dann, nach einigen Opfern wieder nach Hause zurükkehren.

Sich zur Begrüßung zu küssen, scheint ihnen widrig, weil man sich dabei das Gesicht naß macht; sie berühren sich statt dessen, wie in der ganzen Südsee, sanft mit den Nasenspitzen.

Mit denjenigen, mit welchen man die innigste Freundschaft errichten will, wechselt man die Namen, daher man denn denselben Menschen nach einiger Zeit unter ganz andern Namen findet. Ein auf diese Weise gewählter Freund heißt Tayo und hat selbst bei der Frau des andern alle Rechte des Mannes. Außerdem, daß man die Namen wechselt, zieht man auch seine Kleider aus, und legt sie dem neuen Tayo an.

Die Milch von einer Kuh wollten sie anfangs durchaus nicht trinken. Sie sahen dieselbe für den Harn des Thieres an. Nachmals fand doch die Königin Jddiah die Milch zum Thee sehr wohlschmeckend. Eine muthwillige Ziege auf Wallis Schiffe, die einem Taheiter einen tüchtigen Stoß gab, setzte alle so in Schrecken, daß sie eiligst über Bord sprangen.

Der König von klein Taheiti hatte mit Cooks Taschenuhr gespielt, die Bewegung ihrer Räder aufmerksam betrachtet, und das Geräusch derselben bemerkt. Er gab sie mit der Aeußerung zurück: sie spräche. Mit vieler Mühe hatte man ihm einigermaßen Zweck und Gebrauch der Uhr verständlich zu machen gesucht; da sagte er: es sey eine kleine Sonne. Auf einem andern Schiffe hatte man eine Kukuksuhr. Der Kukuk rief seine Stunden; aber die Taheiter fürchteten das arme Thier möchte verhungern, und streuten ihm Futter hin.

Von Dankbarkeit weiß der Taheiter nichts, wenigstens hat er dafür kein Wort in seiner Sprache. Ihre Freigebigkeit ist aber grenzenlos, und sie theilen das letzte mit, was sie haben, und beherbergen Fremde wochenlang, und bewirthen sie aufs beste, ohne etwas dafür zu erwarten. Aber die Kunst zu betteln und bitten verstanden sie sehr wohl. Alte Greise drückten die Hand der Engländer recht herzlich, und flüsterten ihnen dann ihr Anliegen leise ins Ohr. Aeltere Damen nahmen die Engländer gleich zu ihren Söhnen an, und nach vielen Schmeicheleien kam dann die Frage, ob denn für das liebe Mutterchen kein Korallchen da wäre? — Sahen die Engländer freundlich aus, so meinten sie, jetzt sey die rechte Zeit zu bitten. Tayo poe! (Freund! ein Korallchen!) sagten sie. Wurde die Bitte abgeschlagen, so blieben sie eben so gutwillig als zuvor, ja wenn die Engländer ihr Betteln nachäften, so entstand bei allen ein Gelächter, bei keinem ein Verdruß.

Als Wilson die Missionare nach Taheiti brachte (1797) wunderten sich die Insulaner, daß man mit ihnen keinen Tauschhandel eingehen wollte, (es war Sontag) und als man den Gottesdienst auf dem Schiffe anfing, erstaunten sie über den Gesang. Wollten sie zuweilen sprechen und

lachen, so war ein Wink hinreichend, sie zur Ruhe zu bringen.

Pomarre, des damaligen Königs Großvater, war schon ein 70jähriger Greis. Er wollte Raketen und Tänze, vor allen Dingen aber den schottischen Dudelsack, dessen er sich noch recht gut von Cooks Besuch her erinnerte, und den er dadurch kenntlich machte, daß er ein Bündel Zeug unter den Arm nahm, und seinen Körper wie ein Sackpfeifer hin und her wiegte. Flötenstücke die man aufspielte, wollten ihm nicht behagen.

Eines Tages kam Pomarre mit einer großen Kiste an Bord. Man that nicht, als merke man seine Absicht, und fragte ihn, was er mit der Kiste wolle? Er war verlegen, und gab vor, er wünsche das Schloß daran ausgebessert. Er wurde noch verlegener, da man ihn zum Lande wieß, wo jetzt die Schmiede sey, und gestand endlich lächelnd, er wolle die Geschenke hineinlegen, die ihm etwa der Kapitain geben würde. Er wußte aber auf Befragen selbst nicht, was er wünschte; ein alter Priester half ihm zurecht, und forderte Aexte, und zwar Ahauruh Ahauruh, d. i. zweimal zehn; und zweimal fünf Hemden, 8 Spiegel, 5 Scheeren, 6 Messer, 5 Kämme, 50 Nägel. Er erhielt alles und war sehr damit zufrieden, wollte aber nachmals alles haben, was er auf dem Schiffe sahe. Pomarre hatte überhaupt wohl mehr europäische Waaren, als die meisten Engländer auf dem Schiffe nicht hatten. *)

Als man das H. Abendmahl feierte, wobei man sich der Brodfrucht statt des Brodes bediente, war Manne Manne, Ulieteas verjagts Oberhaupt sehr aufmerksam, setzte sich unter die Brüder, die hier das Missionsgeschäft betreiben sollten, und rückte, wie die Vordersten ihre Stel-

*) Es ist zu bemerken, daß Pomarre den Engländern den ganzen Distrikt Mataoai für ihre Mission abgetreten hatte.

le verließen, immer weiter zu, in der Hofnung Brod und Wein zu bekommen, worin er sich freilich betrog.

Man hatte eine Schmiede am Lande errichtet. Die Insulaner erschracken vor dem Sprühen und dem Zischen des Eisens im Wasser. Pomarre aber kam vor Entzücken so außer sich, daß er den rußigen Schmidt umarmte, ihn benasete, und auf alle Art sein Vergnügen ausdrückte.

Mit den Belehrungen der Missionare auf Taheiti ist es nicht zum besten gegangen, freilich griff man auch das Geschäft sehr ungeschickt an. Ein Insulaner äußerte gegen einen Missionar: der Eatuah von Pritani (der brittische Gott) möchte wohl dort alle Dinge gemacht haben, aber keinesweges auf Taheiti. Hier habe einer von ihren Göttern den Arm ausgestreckt und die Sterne am Himmel befestigt. Der starke Mauwa halte die Sonne mit Stricken, und darum könne sie nicht schneller gehen.

Als die Missionare die Arreoys zum neuen Glauben und zur Entsagung ihrer lasterhaften Lebensweise ermahnten, unter Androhung, daß sie sonst der neue Eatuah (Gott) strafen werde, meinten diese, sie wollten erst sehen, ob sie gestraft würden und sich dann zum neuen Glauben wenden, und fragten überdies, wer denn ihre Vorfahren bestraft habe?

Ein Beispiel von Liebe und Treue der Insulanerinnen führen wir an. Stewart, einer der Aufrührer auf Blighs Schiffe, hatte sich mit der Tochter eines Oberhaupts verheirathet. Als Stewart von einem andern engländischen Schiffe ergriffen wurde, kam seine unglückliche Gattin mit ihrem Kinde an Bord und konnte nur mit Gewalt von ihrem Gatten getrennt werden. Im tiefen lautlosen Gram wurde sie ans Land gebracht. In zwei Monaten hatten sie Gram und

Schmerz aufgerieben und ihre Schwester nahm sich des Kindes mit einer Treue an, als ob es ihr eigenes wäre.

Auffallend ist es, das bei diesem Volke das Alter in Verachtung steht. Selbst dem Großvater des jungen Königs wollten sie nicht erlauben, an Bord zu kommen; er mußte draußen in seinem Kahne warten, bis ihn der Kapitän rief. Ein alter Matrose war oft der Gegenstand ihres Spottes, und wollten sie etwas recht Widriges bezeichnen, so nannten sie es einen alten Mann.

Anmerk. Einige einzelne westliche, ziemlich unbekannte Inseln pflegt man hier gleich mit zu erwähnen — Mangea, Watiu, Otakutaja, Herreys-Insel, die kleine Palmerstons-Insel und Savage Island.

XIII.

Die niedrigen oder gefährlichen Inseln, oder Bougainvilles gefährliches und Schoutens böses Meer.

Die Pfingst-Insel und Königin Charlotten-Insel sind sandig, liegen sehr niedrig und haben frisches Wasser, Kokospalmen und antiskorbutische Kräuter. Sie sind beide bewohnt. Dies ist auch der Fall mit der Egmontsinsel und mit der Glocesterinsel. Erstere ist bewaldet, doch sahe man keine Kokosbäume.

Die vier Facardins und Isle des Lanciers sind niedrige, gut begrasete, dicht bewaldete Inseln, auf welchen man viele Kokospalmen und Vögel fand.

Die starken, wohlgebauten Menschen waren kupferbraun, hatten lange schwarze Haare und schwenkten drohend ihre Lanze gegen die Fremden. Sie waren nackt und ihre Wohnungen standen auf erhabenem bewaldetem Grunde.

Mehrere andere hierher gehörige unbedeutende Inseln waren ebenfalls niedrig und sandig und an den Küsten vieler fand man mit dem Senkblei keinen Grund. Daß die Einwohner Kanots hatten, braucht kaum erwähnt zu werden.

Die Dog- oder Hundeinsel scheint in der Mitte vom Meer überschwemmt (Laguninsel). Sie ist sehr klein. Man fand nur Regenwasser, einige Kräuter, die sehr scharf waren, und drei stumme Hunde.

Auf einer von den beiden König Georgs-Inseln fand man einiges Quellwasser, Kokosbäume, Löffelkraut, Hunde, sehr zahme Papagaien, Tauben und unendlich viel Fliegen. — Die Einwohner kamen an Bau und Bildung den Societätsinsulanern gleich, grüßten, wie diese, hatten Morais und sprachen, wie auf Taheiti.

Mehrere andere Inseln übergehen wir, da sie ohnedies nur für den Seefahrer allein merkwürdig sind.

XIV.

Die Marquesasinseln,

dem Vicekönig von Peru, Marquesas de Mendoza zu Ehren also genannt, wurden in neuesten Zeiten von Cook und Marchand zum zweitenmale entdeckt.

Man kann die 11 hierhergehörigen Inseln, deren einige blos nackte unbedeutende Felsen sind, in eine nördliche und südliche Gruppe zertheilen. Die wichtigsten darunter sind O-Hiwara oder Dominica und Waitahu oder St. Christina. — Auf mehrern ist der Boden vulkanischer Natur, fast überall aber dürr und wenig fruchtbar. — Das Klima kennen wir nur aus der Insel Madalena ein wenig, wo die Hitze sehr beträchtlich ist und zuweilen ein mäßiger Regen fiel. Regen mögen jedoch häufig und stark fallen.

Die wichtigsten Gewächse, die auf den Societätsinseln der Ernährung dienen, finden sich auch hier — der Brodfruchtbaum, der Kokos, der Pisang, Yams, Bataten; auch Zuckerrohr und Bambusrohr, der Taumelpfeffer, Kürbisse, Portulak, Kresse; ferner eine Art Nuß- und Kastanienbäume, der Papiermaulbeerbaum, der Kasuarinenbaum, Nadelhölzer u. a. m. — Unter den Landthieren fand man nur das Schwein, das hier sehr klein ist und die Ratten, die man so weit zähmt, daß sie aus der Hand fressen. Die Waldungen sind reich an schöngefiederten Singvögeln. Man hält sich Haushühner.

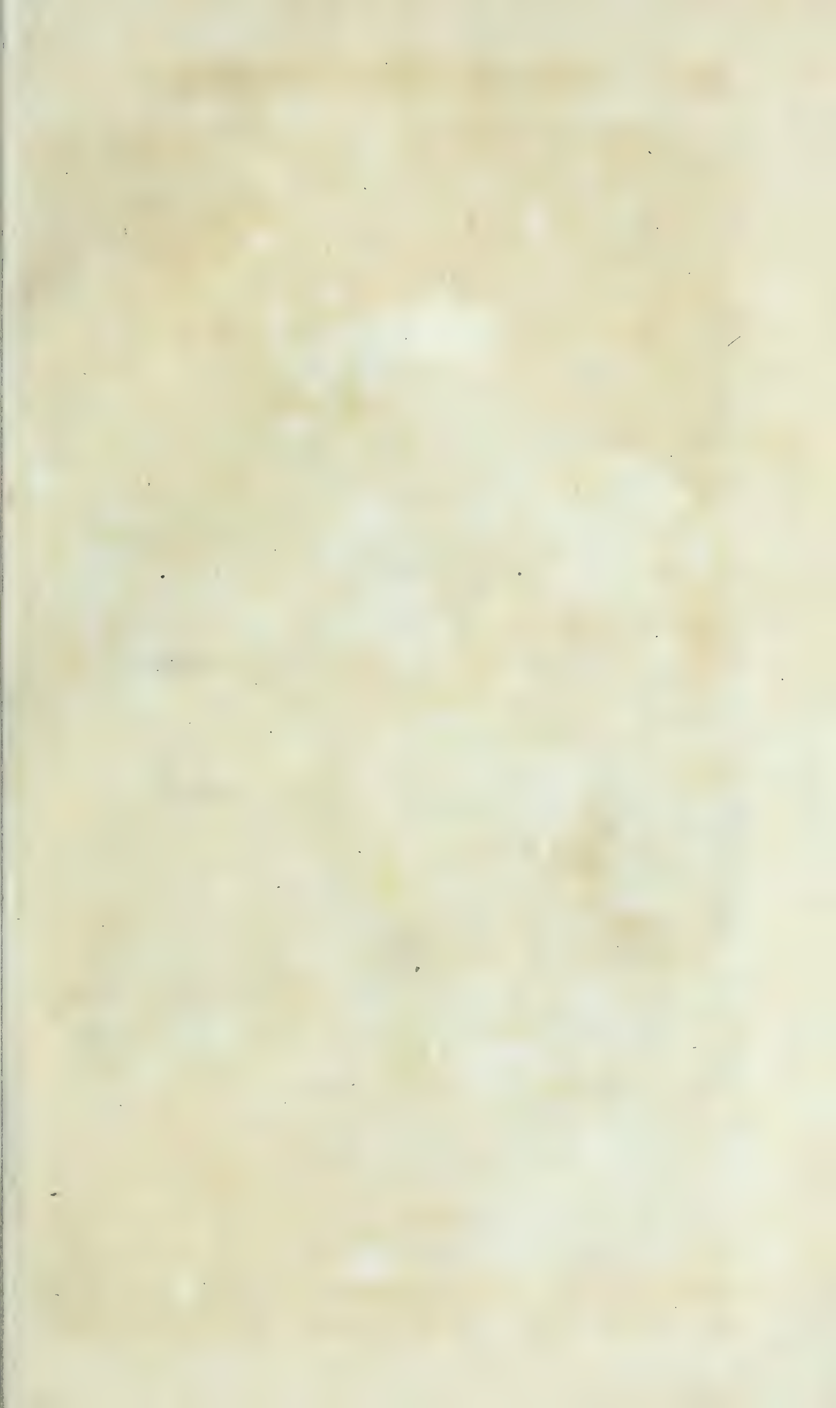
Die Zahl sämmtlicher Bewohner wird von einigen auf 50,000, von andern nur auf 20,000, angegeben. Man beschreibt beide Geschlechter als die schönsten Menschen der Erde; die kräftigen, muskulösen, breitgebrüsteten Männer maßen fast alle 5 Fuß 8 Zoll, ja manche 6 Fuß 2 Zoll pariser Maas. Das Gesicht ist jedoch etwas breit, und das lichte Braun wird durch Tättowiren dunkler.

Das Haar ist schwarz die Zähne schneeweiß, die schwarzen Augen sind groß und die Züge regelmäßig.

Gegen die Europäer waren sie gutmuthig und zuvorkommend, übrigens überaus diebisch, leichtsinnig und sehr sinnlich. Die verschiedenen Inseln leben unter sich selbst in beständigen Kriegen. Die erschlagenen Feinde werden gebraten und gefressen und Schädel und abgeschnittene Haare als Siegszeichen auf Stangen getragen.

Welche Nahrungsmittel sie haben, braucht kaum angeführt zu werden. Ob die Männer in Hungersnoth ihre eigenen Weiber fressen, können wir nicht ausmachen, ist aber kaum glaublich. Ihr Getränk ist Wasser.

Ihre Kleidung ist ein Stück Matte um die Lenden geschlagen und die Weiber trugen oft nur einen leichten Blätterschurz und kümmerten sich auch nicht, wenn sie denselben verloren. Einige Oberhäupter trugen eine größere Matte und bei feierlichen Gelegenheiten hatten die Vornehmen einen Mantel von Maulbeermatten und ein Diadem um die Stirne, mit schönen Federn vom Hahn oder vom Tropik-





Marquesas Insulaner.





vogel und mit Schildkrötenplatten geschmückt. Andere trugen einen Kranz von Kokosfasern, auch oft einen halbzirkelförmigen Ringkragen aus Holzstückchen mit Harz zusammengeklebt und mit rothen Bohnen besetzt. In den Ohren flache, 3 Zoll lange, mit Kalk angestrichene Holzstückchen.

Die Insulaner auf Nukawihah hatten bis auf zwei hörnerartig aufgerollte Schöpfe den Kopf geschoren. Auch hat man Halsschnüre und Beinschmuck von Menschenhaaren, Menschenzähnen, Perlmutter und von Allem, was ihnen schön scheint.

Man tättowirt hier sich auf die künstlichste und regelmäßigste Weise den ganzen Leib, nur bleibt das Gesicht bei den Weibern verschont. Man bedient sich desselben Instruments, wie auf den Societätsinseln, eines kammartig eingezähnelten Stücks Schildpad, welches in den Ruß der Oehlnuß eingetaucht und dann in die Haut eingetrieben wird.

Ihre Wohnungen, die sehr reinlich gehalten werden, sind etwa 15 Fuß lang und 8 Fuß breit, einige sind 25 Fuß lang. Der Grund ist eine Erhöhung von Steinen, der mit überlegten Matten zur Schlafstäte dient und durch die dort einfallenden Regenzeiten vielleicht nothwendig gemacht ist. Die Wände aus Bambusrohr halten 8 F. Höhe. An jeder Ecke ist ein starker Pfeiler. Das aus dünnen Stöcken verfertigte Dach wird mit Baumblättern bedeckt.

Man muß sich hier ohne Zweifel eben der Ueberschwemmungen wegen der Stelzen bedienen, die nicht unkünstlich gemacht und an dem Theil, der den Fuß trägt, mit kleinen halben Menschenfiguren ausgeschnitzt sind. Man hat Kalebassen zum Wasser, verschiedene Arten Netze, Angelschnüre aus Kokosfasern oder Brennesseln, Angelhaken aus Perlmutter, dieselben Werkzeuge, wie auf Taheiti Matten zu Kleidern zu bereiten, Facher aus einer Art Gras gewebt, Aexte von hartem schwarzem Stein, wie unsere Erdhacken gestaltet und an einem starken Stiel befestigt; die Zähne und Kinn-

laden der Fische und scharfe Muscheln dienen als Säge und Polirwerkzeuge.

Ihre Waffen, Speere, Spieße, Säbel und Keulen, sind sämmtlich aus Kasuarinenholz gearbeitet und mit Figuren geziert. Bogen und Pfeil kennt man nicht, wohl aber die Schleuder. Man hat Trommeln und Seeschnecken, um die Streiter zusammenzurufen.

Ihre Piroguen sind, obwohl mit Schnitzwerk geziert, doch grob gearbeitet, nicht recht wasserdicht und tragen 3 bis 7 Mann. Doch soll es auch Fahrzeuge geben, die 30, ja 40 Ruderer fordern.

Der Frauenstand mag hier nicht viel anders, als auf den andern Inseln, seyn; doch ist dies eben so unausgemacht, als das, ob wirkliche festgeschlossene Ehen statt finden. Einige Reisende behaupten, die Insulaner hätten ohne Unterschied alle Weiber den Fremden angeboten — selbst Mädchen von 9 Jahren. Das weibliche Geschlecht gab sich in der That schaamlos und ohne Umstände hin. Doch findet man Beispiele von großer gegenseitiger Zärtlichkeit zwischen Kindern und Eltern.

Regierungsform und Sprache sind in den Hauptstücken, wie auf den Societätsinseln. Auch die Sitte, sich die Nasen zu reiben, findet sich hier. Das größere Freundschaftszeichen jedoch ist, Backen an Backen zu legen. — In der Wundarzneikunde schienen sie nicht ungeschickt. Von der venerischen Seuche, die man fast überall findet, wo sich Europäer gefunden haben und die in Taheiti ganz gewöhnlich ist, war hier im J. 1797 noch keine Spur.

Von der Religion dieser Insulaner wissen wir nichts Bestimmtes. Indessen fand man in früherer Zeit auf der Insel Christina ein eigenes Gebäude mit grob geschnitzten Bildern, vor welchem Schweine hingelegt waren, welche sie den Spaniern nicht erlaubten hinwegzunehmen. In neuern Zeiten hat man nichts Aehnliches gefunden, aber man hat sich auch hier nicht lange aufgehalten und ist nicht ins Innere gekommen.



Ein Erik und eine Frau, auf den Sandwichsinseln.





XV.

Die Sandwichsinseln

sind erst von Cook mit Gewißheit entdeckt. Es können ihrer, ein Paar Felsen mit eingerechnet, 14, wo nicht gar vielleicht 15, seyn.

Die größte aller dieser Inseln und größer, als alle übrigen zusammengenommen, ist Owaihi, berechnet zu 216 Q. M. Sie hat 3 hohe, oben abgeplattete Gebirge, unter welchen zwei zu den höchsten zu gehören scheinen. Sie sind vulkanisch und der ganze südliche Theil der Insel ist mit vulkanischer Asche bedeckt. Mehrere kleine Quellen und Flüsse strömen von den Gebirgen herab.

Die ganze Insel ist in 6 Hauptdistrikte getheilt und der nordöstliche Theil derselben am meisten angebaut. Man rechnet ihre Bevölkerung zu 150,000 Einwohner.

Mooi hält etwa 31 Q. M. mit angenommenen 65000 Einwohnern und hat ebenfalls hohe zertrümmerte Gebirge, von welchen Quellen und Bäche herabkommen, die die Einwohner in Kanälen zur Bewässerung des Landes sammeln.

Woahu hält fast 25 Q. M. mit 60,000 Einw., und ist die reizendste, bestbebauteste aller Inseln dieser Gruppe und reichlich bewässert.

Atuai ist so groß, wie die vorige und mit 54,000 E. bevölkert. Sie ist nicht ohne beträchtliche Gebirge und an der Südspitze gut bebauet und bewässert.

Unter den übrigen Inseln soll Morotai 36,000 E., Onihau 10,000 und Ranai 20,000 *) haben.

*) Diese Angaben sind von King vom Jahre 1779. Sämmtliche Bevölkerung wird auf 400,000 Einwohner berechnet. — Wenigstens das bestätigen alle Reisende, daß diese Inseln eine viel stärkere Bevölkerung haben, als die übrigen Südseeinseln.

Das Klima dieser Inseln ist mit denen in Westindien ziemlich gleich.

Die Europäer fanden hier fast alle wichtigere Gewächse der Societätsinseln, den Brodfruchtbaum zwar nicht so häufig, aber bei weitem tragbarer und das Zuckerrohr an 12 Zoll Durchmesser; auch sind die vierfüßigen Thiere, unter welchen vorzüglich Schweine häufig gezogen werden, und die Vögel die nämlichen, wie dort.

Die Einwohner

sind starke, gutgebauete, nußbraune Menschen, von mehr als mittlerer Größe, aber das weibliche Geschlecht sieht dem männlichen in seinen Zügen sehr ähnlich. Die Nasenlöcher sind hier so weit, als nicht leicht bei einer andern Nation; das nicht krause Haar ist schwarz.

Man tättowirt einzelne Theile des Körpers — oftmals zum Andenken großer Männer, oftmals zum Zeichen, welchem Herrn man angehöre.

Bis ins 8te Jahr gehen alle Kinder nackt. Männer tragen ein 1 Fuß breites Zeugstück um die Hüften; bei den Frauen bedeckt das Zeug den Körper von der Brust an bis auf die Füße. Den Kopf bedeckt, die Ohren schmückt man nicht mit Gehängen und die Männer lassen den Bart wachsen. Doch haben diese bei gewissen Gelegenheiten einen Helm auf, über dessen Mitte sich ein Kamm erhebt. Der ganze Helm ist mit schönen, besonders mit rothen Federn, durchwebt, und schwarze, oder auch andersgefärbte Zeugstreifen, laufen darüber hin. — Die Frauenzimmer tragen auch Halsbänder von solchen Federn und haben auf einigen Inseln ein drei Zoll langes, knöchernes Menschenbild daran hangen.

Sie putzen sich überhaupt mit Schnüren von Muscheln, Knochen und Zähnen, stecken rothe und gelbe Vogelfedern in die Haare, oder bilden bei Feierlichkeiten sehr schöne Mäntel aus denselben, die oft bis auf die Füße reichen und

einen sammtartigen Glanz haben. *) Die Federn sind reihenweise und mit großer Sorgfalt auf ein Stück dünnes Zeug, oder vielmehr auf ein netzartiges Gewebe aufgesetzt. Ueberdies haben sie noch viel und mancherlei Putz.

Der Adel oder die Erihs haben immer ein großes Gefolge von höhern und geringern Bedienten um sich, und selbst eine Art Pagen, der ihnen mit Wedeln, aus Kokosfasern oder Federn gemacht, die Fliegen abwehren und frische Luft zuwehen muß.

Die Lebensweise dieser Insulaner kommt in vielen Stücken der taheitischen gleich. Man nährt sich, man kocht wie dort, berauscht sich in der ekelhaften Kawa, versteht aber auch schon aus Zucker einen starken Geist zu ziehen.

Die Wohnungen sind nicht besonders. Auf sehr niedrigen Seitenwänden ruhet ein im spitzen Winkel zusammenlaufendes Dach von Stroh und der niedrige Eingang, vor welchen eine Thür gesetzt wird, ist zugleich das Lichtloch; aber die Wohnungen stehen hier, wiewohl ohne Ordnung, doch in eigentlichen Dörfern, dicht beisammen. Man findet (meistentheils nur an den Küsten) Ortschaften, die aus 200 Häusern bestehen, zwischen welchen sich der Weg hinschlängelt.

Das einfache Hausgeräth besteht in Matten, einer Pritsche zur Schlafbank und einer Bank, auf welche hölzerne Schüsseln und Schalen, oder auch Kalebassen zum Aufbewahren trockner und flüssiger Sachen, hingestellt werden.

Der Sandwichinsulaner ist heiter und offen, nahm die Fremden mit großer Gastfreundschaft auf und übertrifft an Thätigkeit, Geschick und Ausdauer in Unternehmungen die meisten Australier. Ihre Steinäxte, Messer, Speere, Angeln, sind sehr dauerhaft und trefflich polirt. Ihre Matten setzen durch Form und Farbe in Verwunderung und sehen wie seidene Zeuge aus, ihre Trinkkalebassen sind wie lakkirt, ihre Zeuge wissen sie durch Kokosöhl wasserdicht zu machen und sie verstehen unter allen Australiern allein die Kunst zu nähen. Selbst Salz wissen sie aus dem Meerwasser zu bereiten. Auf einem Steinlager wird eine kleine

*) Ein solcher dem König Georg gesendeter Mantel wurde in London sehr prächtig und schön gefunden.

Pfanne von Erde gemacht und inwendig mit Thon ausgefüttert. Man leitet das Seewasser in diese Pfannen und läßt es an der Sonne verdampfen.

Ihre Pflanzungen werden sehr sorgfältig bebaut, mit Steinmauern eingefaßt und mit Kanälen bewässert; ja man hat selbst zu diesem Behuf Wasserleitungen von Stein. Auch bauen sie jetzt schon Mais. — Uebrigens sind sie zwar Menschen, die das Verlangen nach europäischen Waaren zu Dieben macht, die aber streng Wort halten. Sie hatten Vancover versprochen, das zurückgelassene Hornvieh nicht zu tödten und sie hielten es, obwohl das Vieh verwilderte und ihren Pflanzungen ungemein nachtheilig war.

Mit vieler Ueberlegung wissen sie die nützlichen europäischen Waaren den glänzenden vorzuziehen und ließen sich selbst von unserer Regierungsform, Kriegen, häuslichen und geselligen Leben u. s. w. unterrichten.

Die Sandwichsinsulaner scheinen die besten Schwimmer der Südsee. Kleine Kinder spielen schon in den grossen Wellen und Mütter stürzen sich mit Säuglingen ins unruhige Meer und schwimmen ans Land. Sie können 3 bis 4 Minuten unter dem Wasser aushalten, wobei aber freilich das Blut aus Nasen und Ohren vordringt. Selbst einen Ambos holten einige Taucher aus der Meerestiefe herauf.

Ihre Kanots sind die besten der Südsee und sind mit dreieckigen Segeln und Auslegern *) versehen. — Ja, sie haben in neuesten Zeiten, seitdem ihnen Vancover 1794 zum Bau eines engländischen Schooners verhalf, bereits 25 Schiffe von 25 bis 30 Last erbauet, worunter einige mit Kupfer beschlagen waren. Auch hat der König Tamahama auf Owaihi ein regelmäßiges Militär errichtet und verfolgt konsequent den Gedanken, Alleinherrscher der ganzen Inselgruppe zu werden.

*) Ausleger — Balanciers, Outriggers — sind in der ganzen Südsee sehr häufig und bestehen in einem viereckigen Rahm, der mittelst starker Stangen an der Luvseite des Kahns (der dem Winde entgegenliegenden Seite) hervortritt und mit einem kleinen kahnähnlichen Holze in Verbindung steht. Es wird durch diese Einrichtung das Gleichgewicht erhalten und das Umschlagen der schmalen Kähne verhütet. Auch segeln dieselben bei einem Seitenwinde äußerst schnell.

Die Rohheit wilder Naturen wacht bei alledem in diesen Menschen, zumal, wenn sie gereitzt werden, fürchterlich auf, wie Cooks und anderer Engländer Ermordungen beweisen, und gegen ihre Verwegenheit im Diebstahl mußte Vancover scharfe Maasregeln ergreifen. *)

Das Weib steht hier, wie auf Taheiti, in großer Abhängigkeit von dem Manne, darf nicht mit demselben und manche ausgesuchte Speisen gar nicht essen. Die Großen halten mehrere Frauen.

Die unterste Volksklasse sind auch hier die Tautaus; die mittlere Klasse bilden die Länderbesitzer und die Erihs oder Oberhäupter und Befehlshaber die erste. Vor dem obersten Erih (König) muß Jedermann niederfallen. Die Distriktsoberhäupter wagten es kaum, in Gegenwart dieses Erih, des Tamahama, sich niederzusetzen oder zu essen. Die Oberhäupter überhaupt behandeln das Volk mit Uebermuth.

Die Königswürde ist erblich und monarchisch; doch ist das Privateigenthum der Unterthanen unverletzbar. — Bei großen Vergehen werden die Oberhäupter an ihrem Grundeigenthum gestraft. Einen Mörder hing man auf, nachdem man ihm die Augen ausgerissen hatte.

Ihre Kriege sind Seekriege und ihre Waffen, außer den schon oftmals bei andern Inseln angeführten, auch beim Handgemeinwerden Dolche von hartem Holze. Zweipfündige Steine schleudern sie mit großer Gewißheit sehr weit, und feindliche Speere fangen sie sehr geschickt auf. — Zur Kriegsmusik haben sie große Seeschnecken. Hölzerne Masken, die den Kopf bis zu den Augen und das Untertheil des Gesichts bedeckten und wie ein Helm aussahen, waren vielleicht auch nur für den Kriegsgebrauch.

Nicht ganz ausgemacht ist es, ob sie die erschlagenen Kriegsgefangenen fressen, obwohl mehrere Zeugnisse dafür vorhanden sind.

*) Es ist merkwürdig, daß sie zu glauben schienen, Cook werde, wie ein Gott, wieder aufleben, und ganz unbefangen fragten, ob er nicht bald wiederkäme? Sie gaben ihm auch den Namen ihres Gottes — Orono.

Ihre Religion ist ganz, bis auf das Tabu, dieselbe, wie auf Taheiti, und ihre Sprache nur eine Mundart von jener und noch mehr von der Neuseeländischen.

Bei ihren großen Schauspieltänzen (Hurahs, Heiwas) dienen Klappern aus Kürbisschalen, eine Art schlechter Trommeln und selbst aneinandergeschlagene Stäbe als Musik. Dagegen soll ihr Gesang viel ordentlicher und musikalischer seyn und ihre Hurahs werden mit demselben begleitet. Bei großen Schauspielen finden sich zuweilen einige hundert Spieler.

Die Schnitzkunst gehört hier den Männern, aber die Zeichenkunst den Frauen, welche ihre Matten mit mancherlei Figuren zieren. Ihre Malerei hielten sie mit unserer Schreibkunst für einerlei und ein beschriebenes Blatt sahen sie für ein nach ihrer Art mit Figuren versehenes Stück Zeug an.

Ihre Zeit scheinen sie nach dem Mondenlauf einzutheilen.

Einer Art Bretspiel auf 238 Feldern mit schwarzen und weißen Kieseln gespielt, sind sie sehr ergeben. Es soll sehr künstlich seyn. Bei einem ändern Spiel errathet man den Platz, wo Jemand einen Stein unter einem Stück Zeug verborgen hat. Uebrigens haben sie Faustkämpfe, Wettlaufen und Wurfspiele mit runden und flachen Steinen. Bei allen ihren Spielen stellen sie oft bedeutende Wetten an.

Zu den übrigen Sitten und Gebräuchen gehört das Ausschlagen der Vorderzähne.

Uebrigens nahm Vancover von der Insel Owaihi nach dem eigenen Wunsch der Einwohner für Großbrittannien, unter vielen Feierlichkeiten, Besitz. Wie weit nun aber die brittische Hoheit sich hier erstreckt, wagen wir nicht zu bestimmen.

Wir erwähnen zum Schluß des Morais auf Atuai. Der länglichte, mit lockern Steinen belegte Platz desselben war mit einer 4 F. hohen Steinmauer umgeben. An einem Ende stand eine 20 Fuß hohe Pyramide aus dünnen, mit Reisern und Zweigen durchflochtenen Stangen gemacht, inwendig hohl, oben offen und mit grauem Zeug überzogen. Zu beiden Seiten standen andere Stücken von Flechtarbeit

und daneben zwei dünne Stangen, deren Spitzen aneinander stießen und zwischen den Spitzen ein Bret hielten, worauf Pisangs und andere Früchte lagen. Vor der Pyramide standen übelgeschnitzte Menschenfiguren und ein 2 F. hoher, mit Zeug bedeckter Stamm. An der gegenüberstehenden Seite war ein Schuppen mit hölzernen Bildern an der Wand, die nicht übel gearbeitet waren. Eine Figur hatte einen geschnitzten Helm, die andere eine cylindrische Mütze, auf. Beide waren mit Zeug umgürtet und ein Haufen Farrenkraut lag vor ihnen. In der Mitte des Schuppens war ein mit Steinen eingeschlossener und mit Zeuglappen belegter Platz. Dies war das Grabmal von 7 Oberhäuptern. Vor der Hütte aber waren mehrere Plätze, wo andere Oberhäupter und geopferte Menschen und Thiere begraben lagen.

XVI.
Die Mulgraves= oder Marschalls= Inseln

ist eine von den Kapitäns Marschall und Gilbert entdeckte Inselkette. Die Zahl dieser Inseln, die alle zu den sogenannten niedrigen gehören, setzt man auf 70. Mehrere derselben hatten ein frisches, grünes Ansehen und man fand Kokos, Kohlpalmen und Pomeranzen. Wahrscheinlich ist auch der Papiermaulbeerbaum vorhanden, denn man hatte hier Matten. — Mehr als dies Angeführte weiß man von der Beschaffenheit dieser Inseln nicht.

Der Bewohner dieser Inseln schienen nicht wenige. Es sind starke, wohlgewachsene, schwarzhaarige und schwarzäugige, kupferfarbne Menschen, voll Munterkeit und Frohsinn, und ihre Proas oder Kähne waren sehr gut gebauet und trugen 16 Mann; ihre Wohnungen waren hoch und gut gedeckt; die Mitte des Leibes war umschürzt, bei manchen das Gesicht weiß bemalt und der Hals mit Schnüren von Korallen und Zähnen behängt. Bei Ankunft der Engländer sang ein Greis mit langem weißem Barte ein eintöniges Lied und hielt dann eine Einladungsrede.

XVII.

Die Osterinsel und Christmeßinsel.

Nur diese zwei Inseln heben wir unter mehrern zum Theil kaum der Lage nach bekannten einzelnen und gruppirten Inseln noch heraus.

Die Osterinsel

ist die östlichste dieses ganzen Oceans, liegt in Form eines Dreiecks, ist sehr gebirgig und hat höchstens 12 Seemeilen Umfang. Der Boden hat ein vulkanisches verbranntes Ansehen und ist mit schwarzen Steinen bedeckt. Es fehlt an Flüssen und Quellen und nur in Felsenritzen sammelt sich einiges Wasser. Man fand in neuesten Zeiten Pisangs, den Papiermaulbeerbaum, einige Arten Arum, Yams, Bataten, Zuckerrohr, welche nebst noch einigen andern Pflanzen von den Einwohnern angebaut wurden; auch fand man eine Mimose, den Seifenbaum, Sellerie u. a. m. — Von vierfüßigen Thieren waren nur Ratten vorhanden, und das Huhn, was sonst hier häufig schien, ist jetzt sehr selten.

Die Einwohner

sind von mittlerer Statur, nicht einnehmenden Gesichtszügen, hager, aber proportionirt gebaut und die Farbe ist gelbbraun. Die Weiber mögen nicht besonders lieblich seyn und werden als höchst frech geschildert. Sie werden als gütige, zuvorkommende und mitleidige Menschen, aber auch als die künstlichsten Diebe beschrieben, die auch aus Habgier den Fremden ganz junge Mädchen zuschleppten. Einem derselben schenkte Herr de Langles Bock und Ziege. Mit einer Hand nahm er das Geschenk, mit der andern stahl er dem Geber das Schnupftuch.

Wiewohl sie eine Art Oberbekleidung haben, gehen sie doch meistens, bis auf einen Schurz um die Hüften, nackt. Um den Kopf, dessen Haar sie beschneiden, trugen die Männer Binden von Gras, oder große Mützen von Mövenfedern, manche auch einen mit Federn besteckten Holzreif. Frauen hatten oft das Haar auf dem Scheitel zusammenge-

schlagen und trugen auch einen weiten, vorn spitzlaufenden Hut von Matten. Halsbänder und Ohrringe von Muscheln und einen zungenförmigen Knochen auf der Brust trugen beide Geschlechter. Der losgetrennte, mit Ringen beschwerte Ohrenrand hing bis zur Achsel herab. Man hatte Blätter und Holzstücke hineingesteckt. Uebrigens waren sie tättowirt und das Gesicht der Weiber hochroth bemalt.

Sie bauen hölzerne, 300 Fuß lange, aber 10 F. nur breite Häuser, die wie umgekehrte Boote aussehen und keine Abtheilungen weiter haben; aber sie führen auch aus rohem Stein und Lavastücken steinerne, 7 Fuß hohe, starke, gewölbte Gebäude auf, vor welchen sie 30 F. tiefe Magazine haben, zu denen eine Treppe hinabführt und neben welchen Backöfen sind für Pisangs und Bataten.

Bei ihren Morais aber traf man große menschliche Figuren von Stein, aus welchen man, vielleicht zu voreilig, hat vermuthen wollen, daß hier ehedem vielleicht ganz andere Menschen mögen gewohnt haben. Die Morais sind von Stein, haben 8 Fuß Höhe und sind oben auf der Platteforme 8 Fuß lang und 12 Fuß breit. Auf dieser nun erheben sich die kolossalen, an 15 Fuß hohen Steinbilder aus Lava. Alles war ziemlich unförmlich, sonderlich die die 2 Fuß langen Ohren, die aber freilich zur hiesigen Schönheit gehören. Genau unter den Bildern fanden sich im Morai Höhlen mit Knochen und Gerippen von Menschen. — Ungern erlaubte man Fremden den Zutritt zu diesem Orte. — Außer diesen Morais fanden sich längs der Küste pyramidalische Steinhaufen, die auch als Grabmonumente dienen sollen. Im Innern der Inseln fand man hölzerne geschnitzte Menschenbilder, unter andern eine Frauensperson fast in Lebensgröße mit langen Nägeln.

Von ihrer Religion, Regierung u. s. w konnte man bei völliger Unkunde in der Sprache und bei sehr kurzem Aufenthalt nichts Bestimmtes erfahren. Sie scheinen aber Oberhäupter zu haben.

Ihre Boote waren schlecht gebaut; aber sie betrachteten sich die europäischen Schiffe sehr genau und nahmen sogar das Maas davon.

Wiewohl rings umher von andern Inseln weit entfernt, hatten sie doch Lanzen und Keulen von hartem Holze.

Ob einer eine Frau besonders habe, oder ob die Frauen Allen gemeinschaftlich angehörten, ließ sich nicht ausmitteln.

Von der ganzen Insel ist kaum ein Zehntheil angebaut, das übrige aber mit dickem Grase überwachsen. — Die Einwohner hatten sich an das sonst Erbrechen erregende Seewasser gewöhnt.

Die Christmeß- oder Weihnachtsinsel,

von Cook am Weihnachtstage entdeckt, hält 15 bis 20 Seemeilen Umfang und liegt zwischen den Sandwich- und Freundschaftsinseln.

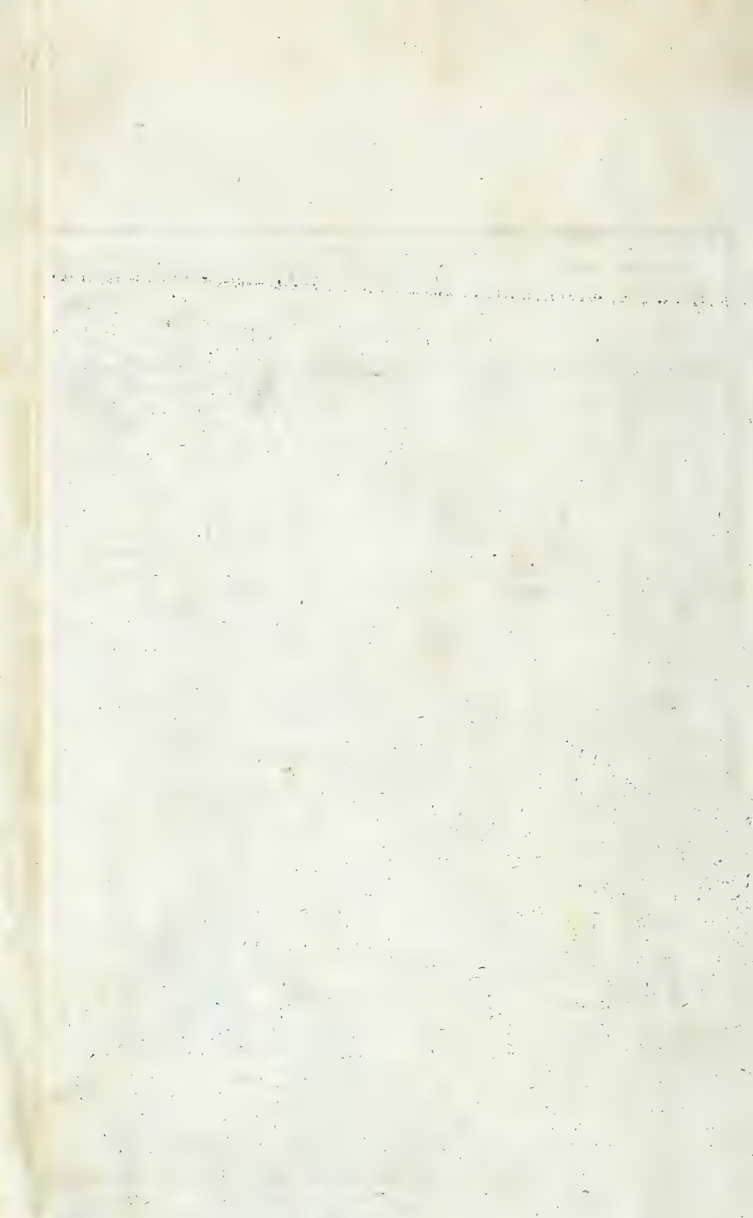
Sie gehört zu den sogenannten niedrigen Inseln und ist uns deswegen merkwürdig, weil sie recht geschickt ist, uns auf die Entstehung mehrerer Inseln des Südmeers hinzuführen. Sie ist nämlich ganz sichtbar durch Anhäufung von Meeresschlamm, vermoderten Seekräutern, zertrümmerten Korallen und Muscheln und durch den Auswurf der Seevögel entstanden. Die Steinkorallen, Muscheln und andere Erzeugnisse der See liegen einiger Orten in langen schmalen Furchen, gleichlaufend mit der Küste. Das Ganze ist in der That nur ein gekrümmter, schmaler Rand, oder eine Einfassung einer Lagune, die bei der ersten Entdeckung 1778 noch in offener Verbindung mit dem Meere stand und in deren Mitte sich bereits ein Inselchen zeigte. Verlängern sich mit der Zeit die Enden des Rands, so werden sie sich vereinigen und die Lagune vom Meere gänzlich abschneiden, wie es bei mehrern der erwähnten niedrigen Inseln der Fall ist. — An frisches Wasser ist hier nicht zu gedenken, von Pflanzen fand man 30 Kokosbäume, Portulak, noch 2 andere Pflanzen und einige Gräser; von Landthieren nur die Ratte; aber dagegen vielartige Seevögel und Strandläufer und einen den Sperlinge ähnlichen Vogel in Menge. Uebrigens traf man Landkrabben, kleine Eidechsen und viele Schildkröten.

Cook ließ hier Kokos und Yams pflanzen und Melonenkerne säen.


AMERICA
DAS STILLE MEER
DAS ATLANTISCHE MEER
Westliche Länge von Ferro
Wendezirkel des Krebses
Wendezirkel des Steinbocks
N. A. Nord America
W. I. West-Indien
S. A. Süd America
Hudsons Bay
Baffins Bay
Prinz Wilhelms Land
Labrador
Canada
Louisiana
Kentuke
Carolina
Georgia
Meerbusen von Mexico
Mexico
Caraibisches Meer
Antillen od. Caraiben
Lucaische oder Bahama Inseln
Azorische Inseln
Bermudas
Sandwichs Ins.
Marquesas Isn.
Gallapagos Ins.
Aleutische oder Fuchs Inseln
Island
Magellans
I. Staatenland
Falklands Inseln
Ins.
Rio Janeiro
Paraguay
I. Juan Fernandez
I. Grande
Oster I.




AMERICA
DAS ATLANTISCHE MEER
DAS STILLE MEER
Westliche Lange von Ferro
Wendezirkel des Krebses
Wendezirkel des Steinbocks
Azorische Inseln
Hudson Bay
Baffins Bay
Louisiana
Meerbusen von Mexico
Mexico
Acapulco
Marquesas Ins.
N. A. Nord America
W. I. West Indien
S. A. Sud America







Mit 18 (Blatt 19) Kpf. [illegible]

(10 n [illegible])

2 K [illegible]

S 180 –

[illegible]

